Allgemeine Sammlung Historischer Memoires vom ...

Friedrich Schiller

4.un. 514-2,25

BIBLIOTHECAE
ELECTORALIS
MONACENSIS.
Ch. Wink. del.
Sidler sc. 1779.

<36602879120010

<36602879120010

Bayer. Staatsbibliothek

H. P. 1175.

Digitized by Google

Hist. univ. period.
514
Schiller.

Digitized by Google

JEAN BAPTISTE COLBERT.

Allgemeine Sammlung

Historischer Memoires

vom zwölften Jahrhundert

bis auf die neuesten Zeiten

durch mehrere Verfasser übersetzt,

mit den nöthigen Anmerkungen versehen, und jedesmal mit einer universalhistorischen Uebersicht begleitet,

herausgegeben

von

Friedrich Schiller.

Zweyte Abtheilung.

Fünf und zwanzigster Band.

Mit einem Kupfer.

Jena,

bey Johann Michael Mauke. 1803.

H. Un. 514/2,25

Bayerische Staatsbibliothek München

30 b 5

Digitized by Google

Jean Baptiſte Colberts

Verdienſte

um

die Staatsverwaltung

Ludwigs des XIV.

Meiſt nach der Preisſchrift des Herrn von Necker.

Colbert hatte frühzeitig das Bewußtseyn seiner Kräfte. In einem Alter, wo sonst das Ungestüm der Sinnlichkeit größere Gedanken zu zerstreuen pflegt, wo die meisten das ganze Universum auf ihre Person und ihre Vergnügen einschränken, beschäftigte er sich schon mit den höheren Zwecken der Gesellschaft. Durch Unterricht verschaffte er seinem Geiste Nahrung; er machte Reisen, um die Gegenstände der Staatsökonomie zu ergründen und häufte in sich einen Vorrath von Erfahrung für das ihm gewöhnliche stille Nachdenken.

Mazarin war der erste, welcher Colbert bemerkte und seine Talente benutzte. Ehrgeizig von Natur, nicht aber mit großen Geistesgaben ausgerüstet, durch welche man die Meinung bezwingen und der öffentlichen Stimme sich bemeistern kann, wendete Mazarin seinen ganzen Verstand auf Menschenkenntniß. Durch die Gewandheit, die Gemüthsarten zu schätzen, kam er seinem Unvermögen durch große Unternehmungen, die Geister sich zu

unterwerfen, zu Hülfe. Colbert vereinigte unschätzbare Eigenschaften für den Staatsminister. Durch Einsichten und Arbeitsamkeit vermochte er dem Ruhm desselben Dienste zu leisten, welche seine Bescheidenheit, dem, der sie benutzen wollte, ungetheilt abtrat.

Bald wurde Colbert in die Geheimnisse der Staatsverwaltung eingeweiht. Er machte hievon keinen Mißbrauch; sein Einfluß wurde nie das Steckenpferd seiner Eitelkeit. Als Jüngling zeichnete er sich schon durch eine tiefe Zurückhaltung und durch das feinste Zartgefühl aus, Eigenschaften, welche, wenn sie schon in diesem Alter sich zeigen, fast immer einen großen Charakter andeuten. Neben dem Feuer der Jugend können sie noch nicht aus jenem Mißtrauen gegen uns selbst entstehen, mit welchem uns erst etwa die spätern Jahre anstecken. In einem Alter von 29 Jahren wurde Colbert zum Staatsrath ernannt, und Mazarin nach den Proben, die er in seinem Leben mit ihm angestellt hatte, gab ihm als Sterbender das glänzendste Zeugniß. In diesem kritischen Augenblick, in welchem man wenigstens zuletzt noch der Wahrheit und Gerechtigkeit ein Opfer bringen zu müssen glaubt, sagte Mazarin Ludwig dem XIV: „Ich „bin Ew Majestät alles schuldig, einen Theil meiner „Schuld aber glaube ich abzutragen, indem ich Ihnen „Colbert zuführte.“ Und welch höheres Geschenk könn-

könnte auch der Unterthan einem Monarchen geben, als einen Mann, der die Pflichten und Rechte des Throns eben so genau kannte, als er sie ununterbrochen zu vereinigen strebte.

Ludwig fühlte die Verdienste Colberts. Aus Leidenschaft für seinen eignen Ruhm überschüttete er ihn mit Gunstbezeugungen, zerriß die Fallstricke, die ihm der Neid legte und schützte ihn gegen die Angriffe des Hasses.

Bey Mazarins Tode stand Fouquet an der Spitze der Finanzen. Großmüthig und nachgiebig verwaltete er die Güter des Staats, wie seine eigene. Aber diese liebenswürdige Freygebigkeit einer gefühlvollen Seele, die das Leben eines Privatmanns verschönert, ist nicht Tugend in der Staatsverwaltung. Der Geschäftsmann muß seine Neigungen zurückzulassen wissen, um sich ganz dem öffentlichen Glück, der Tochter strenger Ordnung, zu weihen. Fouquet besaß von dieser Geistesstärke nichts, ein Mangel, der seine Talente unbrauchbar machte. Von den Höflingen geschmeichelt, geliebt von seinen Freunden verließ er sich ganz auf ihren Eifer, und die Unordnung in seinem Geschäftskreis stieg aufs höchste. Ohnehin hatten sich unter Mazarin langgewohnte Vernachlässigungen und Mißbräuche gehäuft. Die nun allmählig sich erhebende, endlich aber allmächtige Stimme des allgemeinen Unglücks der Nation ließ

ſich hören; die zerrütteten Finanzen foderten einen Wiederherſteller *).

Auf Colbert waren bereits die Augen jener wenigen gerichtet, die zu beobachten und zu urtheilen wiſſen, und durch deren Entſcheidung unvermerkt die öffentliche Meinung beſtimmt wird. Ludwig XIV nahm

*) Als Mazarin ſtarb, betrugen die Abgaben 90 Millionen; aber davon kamen nicht 40 in die königlichen Kaſſen. Selbſt das reine Einkommen wurde auf zwey Jahre anticipirt: der Schatzmeiſter ließ ſich die Auflage von den Einnehmern 1 oder 2 Jahre zum voraus bezahlen; und die Kaſſenbillets wurden denjenigen, welche die Auszahlungen hatten, als baares Geld zugerechnet. Dieſe Unordnung nützte Fouquet zur Verſchwendung der königlichen Gelder: er hielt nicht einmal ordentliche Bücher über Einnahme und Ausgabe; von den Jahren 1656 bis 1660 hat niemals ordentliche Rechnung abgelegt werden können. Colbert, ſein Nachfolger, führte in allen Theilen des Finanzweſens von neuem Ordnung, Beſtimmtheit und Billigkeit ein. Zugleich erklärte der König: er wolle die Direction dieſes Zweigs der Staatsverwaltung allein übernehmen, und die Rechnungen alle Monate durchſehen, berichtigen und unterzeichnen.

Im J. 1661 betrugen die Pachtungen und Auflagen 84,222,096 Liv., und 1683 betrugen ſie 116,873,478 Liv. — Mithin hatte Colbert die königlichen Einkünfte mit 32,651,382 Liv. vermehrt; wie ſich aus den Nachrechnungen der Brüder Paris ergab. Nach ihm hat beſtändig Unordnung in den Finanzen geherrſcht. (Memoiren von Duclos.)

nahm keinen Anſtand, ihm die allgemeine Verwaltung der Finanzen des Königreichs anzuvertrauen. Welche Macht, welche Pflichten! Der Verwalter der Staatskräfte ſoll in ſeinen Gedanken die Rechte des Menſchen und die der Geſellſchaft immer in Harmonie bringen; er ſoll der Vermittler ſeyn zwiſchen dem Vortheil des Einzelnen, der ſich vor Abgaben ſcheuet, und zwiſchen den Bedürfniſſen der Geſellſchaft, welche ſie unentbehrlich macht.

In den jetzigen Staatsverfaſſungen müßte eigentlich die Finanzverwaltung der Mittelpunkt ſeyn, von welchem alle übrige Theile der Regierung ausgehen und abhangen. Sie muß dem Kriegsweſen und der Marine den Theil von Reichthümern anzeigen, welche auf dieſe der Gewalt verwendet werden können; ſie muß für die auswärtigen Verhältniſſe den Ton angeben, den man vermöge der innern Macht zu halten und durchzuſetzen im Stande iſt; was das meiſte iſt, ſie ſoll die verſchiedenen Intereſſen des ganzen Volks umfaſſen. Durch eine gerechte Beſtimmung und verſtändige Vertheilung der Abgaben ſoll ſie den Erwerbfleiß benutzen, ohne ihn zu unterdrücken; durch ſie ſoll es dem Thätigen möglich gemacht ſeyn, ſeine Arbeit zu genießen; ſie ſoll nehmen, um zu geben und die Zuflüſſe für ſich durch das Gute möglich machen, das von ihr ausſtrömt.

Seit Sülly's Tode war dieser wesentliche Theil der Staatsverwaltung von seinem guten Geiste verlassen. Jener hatte die erste Probe gegeben, was die Rechtschaffenheit in einem solchen Fache vermöge. Richelieu arbeitete für nichts, als für Befestigung der königlichen Allmacht in und auſſer dem Reiche. An diesem wichtigen und gefahrvollen Gegenstand erschöpfte sich sein Genie. Die Minderjährigkeit Ludwigs **XIV**, die Neckereien und Fehden der Fronde, Mazarins Charakter hatten die Desorganisation aufs äuſſerste gebracht. Ohne Regel einzunehmen, und ohne Maaß zu verschwenden, schien Grundsatz geworden zu seyn.

Die Schwäche der regierenden Personen nöthigte sie mitten unter den Faktionen das, was Pflicht gewesen wäre, zu erkaufen, und den Mangel an Würde durch Gnadenbezeugungen zuzudecken. Die Bestechungen gingen von oben herab, und jede Obliegenheit hatte ihren Preis. Der Minister war niemals seines Platzes sicher, für den Augenblick des Bedürfnisses erschöpfte man die Hülfsquellen, welche erst mit der Zeit ergiebig geworden wären. Seinem Beyspiel folgte jeder der Subalternen. Sie eilten, die Umstände zu benutzen. Zuerst befriedigte man die eigne Habsucht; alsdann erkauften sie sich Credit, und hatten sie genug geborgt, so war es das eigene Interesse ihrer Gläubiger, sie am Platze zu erhalten. Gab es neue Ausgaben, so wurden

ohne

ohne Umstände neue Auflagen geschaffen, die man gegen Vorschüsse verhandelte. Im jetzigen Augenblick sah man auf nichts, als auf das baare Geld; was in der Zukunft aus dieser Handelsschaft entstehen müsse, darüber verschloß man absichtlich die Augen, wenn man nicht ohnehin blind war. So stand die Leere der Schatzkammer mit dem Zunehmen der Auflagen vollkommen im Verhältniß, wie die Unwissenheit der Staatsverwalter mit dem Ruin des Königreichs.

Das erste, was Colbert thun mußte, war eine unwiederrufliche Entfernung dieser Räubereien. Mit einer sich immer gleichbleibenden Festigkeit vertheidigte er das öffentliche Interesse gegen die Eigennützigen; die Gesellschaft gegen persönliche Nebenrücksichten und die künftige Fülle der Hülfsquellen gegen den Vorempfang. Er entwarf die einfachsten Regeln für Verantwortlichkeit im Rechnungswesen und hielt darüber mit einer Strenge, vor welcher die größten Mißbräuche am schnellsten entfliehen mußten.

Unter Mazarin hatte man die Schwäche der wirklichen Mittel durch Zusagen zu ersetzen sich angewöhnt. Colbert untersuchte fürs erste, was er zu leisten vermöge, ehe er eine Zusage that. Die Würde der Wahrhaftigkeit ist jedem wirklich großen Manne von selbst gegenwärtig; ihren Werth in der Staatsverwaltung beurkunden die unausbleiblichen

lichen Folgen ihrer so häufigen Vernachlässigung. Der wahre Staatsmann vergißt nie, daß Credit und Zutrauen die Reichthümer des Staats unendlich vervielfältigen.

Colbert war fest überzeugt, daß die Auflagen keinen andern Zweck haben sollten, als die Beschützung und Beglückung der Gesellschaft. Sein Wille war es nie, die Schatzkammer des Monarchen dadurch zu füllen, daß er den öffentlichen Reichthum verminderte. Er stellte über die vorhandenen Auflagen eine genaue Untersuchung an, verminderte sie beträchtlich und veränderte viele untaugliche Arten, sie einzuziehen. Alles dieß aber führte er mit so viel Scharfsinn und Genauigkeit aus, daß die Einnahmen des Monarchen sich vermehrten, während er den Erwerbfleiß im Handel, in den Manufakturen und dem Ackerbau von den unerträglichen Bürden befreite, welche sie zum Stocken gebracht hatten.

Ein anderes Hinderniß des freien Umlaufs der Staatskräfte lag in der großen Menge von Zöllen. Ihre Vervielfältigung war blos ein Fallstrick für den biedern Mann; für die allezeit wachsame Habsucht aber ein unaufhörlicher Reiz zu Betrügereien. Colbert sah sehr gut, daß diese Einrichtung den Finanzen und der Sittlichkeit in gleichem Grade schadete. Die Versendungen wurden gehemmt, die Handelsschaft aufgehalten und die Handelsleute selbst, durch diese übertriebene Hindernisse zu den

schlau-

schlaueſten Hindergehungen veranlaßt, nahmen einen für die Handlung verderblichen Charakter an; denn worauf gründet sich dieſe feſter als auf Biederkeit und wechſelſeitiges Zutrauen? die unendlichen Erpreſſungen ließen auch die guten Bürger den weiſen und ehrwürdigen Urſprung der Auflagen vergeſſen. Jene geheime Fehden gegen die königliche Schatzkammer erſchienen als ein gerechtes Vertheidigungsmittel der Geſellſchaft gegen ihr Oberhaupt. Colbert hob den größten Theil dieſer Zölle auf und behielt nur an den Grenzen des Reichs die Einlaßzolle (Douanen) bei, welche die Einnahmen vermehren, während ſie die Produkte des inländiſchen Fleißes gegen die Concurrenz mit Ausländern ſichern, und den Einfuhr-Verboten der franzöſiſchen Waaren bei andern Nationen ein Gegengewicht geben.

Einige Provinzen widerſetzten ſich der Ausführung ſeiner Plane. Dieſem Widerſtreben wußte er mit Lebhaftigkeit entgegen zu arbeiten. Seine nützlichen Einrichtungen ſelber ſind aus dem berühmten Edikt vom September 1664 bekannt. Wie edel und rührend iſt der Eingang deſſelben. Faſt immer läßt Colbert Ludwig XIV nicht als König, ſondern als Vater ſprechen, weil er überzeugt war, daß ihn ſeine Wohlthaten größer machten, als ſeine Gewalt.

Während der Miniſter in den Einnahmen die genaueſte Ordnung herſtellte, unterſuchte er alle

Thei-

Theile der Ausgaben mit großer Sorgfalt. Aber, welche zum Wohl der Gesellschaft nichts beitrugen, schienen ihm eine Ungerechtigkeit. Er kämpfte gegen sie. Nur die Ausgaben, welche den Frieden, die Ordnung und die Sicherheit des Reichs erhalten konnten, hätte er mit Vergnügen beibehalten. Von jener Kärglichkeit, welche die Talente muthlos macht, war er eben so weit, als von der verschwenderischen Freigebigkeit entfernt, welche das Laster anlockt. Uebrigens war er gegen den Glanz des Hofs und die Pracht des Throns nichts weniger, als gleichgültig. Ohne Zweifel hielt er diese für unentbehrliche Mittel, die Menge zu beherrschen, welche nur nach sinnlichen Eindrücken zu urtheilen pflegt. Gerne umgab er deswegen dem Souverain auch mit dem Schimmer jener vorübergehenden Majestät, welche doch ein Theil seiner Macht werden kann. Dagegen wachte er über jene Menge von Mißbräuchen der Eigennützigkeit, die sich zwischen den Zweck und die Mittel zu stellen pflegen.

Alle diese Einrichtungen waren die Resultate seines richtigen Nachdenkens und seiner festen Beharrlichkeit. Er zeigte den Inhalt seines Geistes durch die Wirkungen, von welchen Macht und Reichthum des Staats abhängt. Seinen durch die That selbst dargelegten Einsichten verdankt Frankreich und Europa das erste volle Licht über diese wichtigen Gegenstände. Die Schriftsteller sind hinten nach

ge-

gegangen; man hat in ein System gebracht, was er durch die Ausführung selber andeutete; oft vergaß man dabey, seinen Namen zu ehren. Es ist auf alle Fälle nöthig, daß man sich in der Beurtheilung der Wirklichkeit zu den erstern Grundsätzen der Gesellschaft erhebe, ohne welche man sich unter so vielen möglichen Irrwegen schwerlich zurecht findet.

Der höchste Zweck der Finanzverwaltung besteht in einer Vermehrung der Stärke des Staats, die dem Glück der Einzelnen keinen Abbruch thun soll. Diese Gegensätze lassen sich nicht aufheben, wohl aber in ein wechselseitiges Verhältniß bringen. Das auffallendste Merkmal, ob diese Bemühungen gelingen, besteht in der Zunahme der Bevölkerung, und diese selbst ist die eigentliche Grundlage der Staatskraft. Nur bey einer allgemeinen Verbreitung des Wohlstandes vermehren sich die Menschen, und dieser Wohlstand hängt von der feinen Schonung des Souverains gegen Freyheit und Eigenthum ab. Hierdurch werden die Einzelnen gewonnen für die Gesellschaft, in welcher sie gebohren sind; mit Eifer werden sie ihr alsdann dienen, sie beschützen und durch erstärkte Kräfte ihr erstatten, was sie ihnen während ihrer Schwäche zuvorkommend geleistet hatte.

Die unvermeidlichen Bedürfnisse des Menschen, welche blos durch die Fruchtbarkeit des sich selbst wiedergebährenden Bodens befriedigt werden kön-

können, haben uns frühzeitig den Ackerbau als das wesentliche Fundament der Bevölkerung anerkennen gelehrt. Er würde sogar die einzige Quelle davon seyn, wenn die Erzeugnisse der Erde in einer bürgerlichen Gesellschaft gemeinschaftlich gesammelt und genossen würden. Jetzt aber bleibt der Besitzer, wenn er den Anbauern seines Bodens die Nahrung, und der Gesellschaft die Abgaben verschafft hat, immer noch Herr einer beträchtlichen Summe von Mitteln des Unterhalts. Und weil der Mensch nicht Etwas gegen Nichts geben will, so wird dieser Ueberfluß von Früchten nicht aus seinen Händen auf die andern übergehen, wenn sie nicht durch ihre Arbeit und ihren Erwerbfleiß ihm eine angenehme Austauschung, und folglich eine neue Art von vergnüglichem Besitz anbieten.

Diese Betrachtung enthüllt uns, welchen grossen Dienst die Handwerker, die Manufakturen und Künste der Menschenmenge leisten. Sie vermehren die Bevölkerung, indem sie jenem Ueberfluß von Nahrungsmitteln, die der Landbesitzer in seiner Hand hat, zum Ableiter werden. Dennoch würden die Manufakturen, wenn sie blos für die Gesellschaft, unter welcher sie betrieben werden, arbeiten wollten, von sehr eingeschränktem Nutzen seyn. Der Landbesitzer, wenn er sich die Produkte einer andern Gegend wünschte, würde sich einen Theil seiner unmittelbaren Einkünfte abziehen müssen, um

jene

jene sich aus der Ferne zu verschaffen. Diese beschwerliche Austauschung aber hört auf, wenn die Manufacturen den Geschmack andrer Nationen für sich gewinnen, und leichtere Mittel des Austauschens in Umlauf setzen können.

Nun aber kann der Manufacturist, der Künstler, der Ackerbauer, wenn er seinem Geschäft alle Aufmerksamkeit, alle seine Zeit widmen will, den Preis für seine Producte nicht selbst in der Ferne suchen, es wird für ihn Bedürfniß, jeden Tag denselben erhalten zu können. Und so schließt sich der Handelsstand an die hervorbringende Menschenklasse. Sein baares Geld, seine Waaren befriedigen die thätigen Bedürfnisse der Arbeitsamkeit; seine Thätigkeit um Sachkenntniß angespornt durch eignes Interesse, schützt bey dem Austauschen die Nationalproducte gegen die ausländischen. Mit dem scharfsichtigen Spekulationsgeist versetzen sie jene bis an die äussersten Grenzen zugängigen Länder, und beobachten unermüdet die günstigen Verhältnisse der Orte und Zeitumstände.

Dieß ist die wohlthätige Kette, welche den Landbau, die Manufacturen und die Handelschaft umschlingt, und sie zu Vermehrung der Volksmenge, des Wohlstandes und Vergnügens harmonisch vereinigt.

Sind diese Grundsätze wahr, so verschwinden die Vorwürfe, welche in neuerer Zeit gegen Colbert allzu oft wiederholt worden sind.

Er hat, sagt man, die Manufacturen zum Nachtheil des Landbaues begünstigt, er hielt die Zweige für den Baum selbst. Besser durch seine Handlungen unterrichtet, und unvermerkt auf seine Grundsätze geleitet, sehen wir aufs deutlichste, daß Landbau, Manufacturen und Handelschaft nicht rivalisirende Beschäftigungen sind, sie unterstützen sich wechselseitig, sie laufen in Einem Ziel zusammen. Wenn in einer Staatsgesellschaft der Ertrag des Bodens zur Nahrung der Anbauer, zu Entrichtung der Abgaben, zu Erstattung der ausgelegten Kosten, und endlich zum Vergnügen des Landbesitzers bestimmt sind, so muß der Ackerbau alsdann vernachlässigt oder gehemmt seyn, wenn zwischen diesen verschiedenen Interessen das Verhältniß gestöhrt ist.

Würden die Anfoderungen, welche der Landbauer selbst, der ihm Vorschüsse gebende Geldbesitzer und der Souverain an das Eigenthum machen, immer noch durch die Früchte der Erde selbst unmittelbar bezahlt; so würde sich zu jeder Zeit ein Mißverhältniß zwischen den Producten und Leistungen sogleich in seinem Entstehen entdecken lassen. Längst aber hat die Einführung der Münzen, als eines gemeinschaftlichen Maaßstabes für allen Werth, falsche

sche Rechnungen und Mißgriffe in der Staatsverwaltung viel leichter gemacht. Die Mißverhältnisse zwischen den Ansprüchen an die Producte und der Möglichkeit, diese zu gewinnen, verstecken sich unter dem willkührlichen Austauschungsmittel. Mit unverwandtem Blick muß deswegen die Staatsverwaltung, wenn sie wirklich den Landbau begünstigen will, den Stand jener Verhältnisse ermessen. Was Colbert that, kann unser bester Wegweiser werden. Er verminderte die Auflagen auf den Boden, und besonders die Grundzinsen, welche gerade den armen Landmann am meisten drücken. Er milderte die Strenge der Executionen, welche der Einzug verursachte, der Unglückliche sollte nicht so gestraft werden, daß er die Mittel, seinen Zustand zu verbessern, und seine Reste an den Staat einst zu ersetzen, verlieren müßte.

Ueberzeugt, daß dem Menschen nichts unerträglicher ist, als die Willkührlichkeit der Unterbeamten, bestrebte er sich, diese Abgabe den einförmigsten Vorschriften zu unterwerfen. Gerne hätte er sie auf eine unveränderliche Weise festgesetzt, und durch ein allgemeines Ackerverzeichniß mit jeder Art des Bodens in Verhältniß gebracht. Schade, daß diese wohlthätigen Absichten nicht zur Ausführung kommen konnten. Die Ungewißheit des Landbauers über die Größe der Abgabe, die man von ihm verlangen wird, ist eins der größten Uebel jei-

nes Lebens; immer quält ihn wirkliches Unrecht oder die argwöhnische Besorgniß desselben. Wohl dem, welcher ihn von dieser immer neuen Peinigung befreien, welcher ihm es möglich machen könnte, daß er ohne Furcht entdecken dürfte, wenn ihn der Himmel segnete und seine Arbeit gelang.

Colbert erkannte die Wichtigkeit brauchbarer Straßen. Er fand sie unerträglich schlecht, die vorhandenen wurden gebessert, und neue angelegt.

Von den Frohnen für den Straßenbau ist er der Erfinder nicht. Diese Leistung drückt eine Menschenklasse, die am meisten der Erleichterung bedürfte. Sie ist an sich selbst sehr ungleich, weil sie nur nach Tagen, und nicht nach dem jedesmaligen Preis der Zeit sich richtet. Ueberdieß giebt sie dem Menschen die Gestalt eines Sclaven, wenn sie ihn durch Handarbeit zu bezahlen nöthigt, was er gerne durch Geld, dieses Zeichen des Eigenthümers, berichtigen würde.

Colberts Blick gieng ins Größere. Er sah voraus, welchen Nutzen die Kanäle durch eine erleichterte Mittheilung gewähren würden. Werden sie verhältnißmäßig angelegt, so fällt zugleich ein großer Theil des Bodens, den man zu Ernährung der Zug- und Lastthiere anwenden muß, an den Kornbau, diese Basis der Bevölkerung, zurück. Der prächtige Kanal von Languedoc wurde unternom-

nommen, und mitten durch Frankreich vereinigte sich der Ocean und das Mittelmeer. Zu gleicher Zeit wurden ähnliche Wohlthaten auch andern Provinzen bestimmt, und der Plan zum Kanal von Bourgogne entworfen. Dieß war eine preiswürdige Verwendung der Auflagen, eine schöne Folge der gemeinschaftlichen Staatsgewalt, die Anstrengungen der Gesellschaft wurden für ihr eigenes Glück, und für künftige Geschlechter verwendet. Auch dem Ackerbau hat diese Wiederherstellung der Wege, diese große Unternehmung der Kanäle ohne Zweifel einen wichtigen Dienst geleistet.

Unter den vorigen Ministerien hatten die vielen käuflichen Stellen, welche die Habsucht der Schatzkammer der Lüsternheit der Privatleute anbot, nebst der Menge von Privilegirten, die man ebenfalls zu Befriedigung des unersättlichen Aufwands des Hofs für baare Bezahlung entstehen ließ, fast alles Geld des Königreichs nach Paris gezogen. Colbert verschloß dem Geiz und Wucher diese zahlreichen Zugänge. Er beschränkte die Vorzüge, welche man sich wegen gewisser Stellen anmaßte. Eine Menge von Privilegien, welche Gunst und Kabale geschaffen hatten, hob er auf; er verminderte den Gewinn, der sich bey den Finanzgeschäften machen ließ. Durch ihn wurde das Verhandeln der Abgaben viel seltener; eine feste Bestimmung der Rechte vieler Staatsgläubiger,

welche blos durch Mißbräuche erworben worden waren, entstand durch ihn. Er sicherte die Bezahlung der Zinsen mit jener Klugheit, welche dem Staat nicht auch die Bezahlung des Risiko neben der Befriedigung seiner baaren Bedürfnisse aufbürden will.

Alle diese Einrichtungen setzten sehr schnell den Preis des Geldes herab. Die Geldbesitzer konnten nicht mehr so leicht auf hohe Zinsen warten, und verwendeten jetzt ihre Mittel für die Handelschaft und den Landbau. Die Güterbesitzer konnten zu niedrigern Preisen Unterstützung finden. Unstreitig war dieß eine neue große Wohlthat von Colbert für den Landbau.

Ueberdieß gab er dem Lande gerade dadurch, daß er das Seewesen, die Fischerey, die Handelschaft, die Colonien, die Künste und Manufakturen in Aufnahme brachte, eine größere Menge Menschen zu ernähren, und folglich den Landbesitzern neue Gegenstände des Erwerbs, und selbst der Nacheiferung.

Wenigstens, sagt man, fühlte Colbert nicht, daß Freiheit die Seele der Handelschaft sey. Die unüberwindlichen Wirkungen der Concurrenz, der mächtige Einfluß des persönlichen Vortheils muß ihm unbekannt gewesen seyn, denn der Verkauf der Früchte ins Ausland war unter ihm nicht zu jeder Zeit nicht uneingeschränkt erlaubt.

Der

Der einzelne Mensch berechnet seine Plane nach seinem Privatintereſſe für die kurze Laufbahn seines Lebens, und höchstens für den engen Kreis seiner Familie. Der Staatsmann aber, als Repräsentant der Gesellschaft, die sich unaufhörlich erneuert, betrachtet das Ganze des Staats als eine ewige Pflanzung. Nach dieser ununterbrochenen Fortdauer muß er seine wohlthätigen Entwürfe abmessen. Der Natur bietet er die Hand und drängt die Menschen dahin, daß sie die Wohlthaten derselben genießen lernen. Dieß war auch Colberts Verdienst.

Bis dahin ernährten wir mit unserm Getreide die Ausländer, um verarbeitete Waaren aus ihren Händen zu bekommen. So giebt es noch manche ackerbauende Nationen, welche den Ertrag ihres Bodens, diesen Keim neuer Menschengeschlechter, gegen Arbeiten austauschen, die sie unter sich selber in Aufnahme bringen könnten. Weiß man doch auf dem fruchtbaren Boden der barbarischen Amerikaner immer noch die Menschen nicht besser anzuwenden, als zu dem ehrlosen Verkauf ihrer Freiheit. Wir bedienten uns für unsere Fischereien, für unsern Seehandel, der Ausländer; ihre Bevölkerung vermehrten wir und hemmten die unsrige. Zugleich erschwerten und verminderten wir unsre eigenen Vortheile. Colbert sah wohl ein, daß seine Nation alle ihr angenehme fremde Produkte

durch ihren Kunstfleiß, und durch Austauschungen im Fache des Luxus sich verschaffen könne. Sogleich faßte er den Entschluß, durch diese glücklichen Umstände Frankreich auf den höchsten Grad des Nationalwohls zu erheben. Dieser ist alsdann erreicht, wenn alle Ländereien angebaut sind, und ihr ganzer Ertrag durch die Mitglieder der Gesellschaft selber verzehrt werden kann, ohne daß diese sich andrer Vortheile und Genüsse berauben, während vielmehr der Kunstfleiß durch seine Arbeiten neue Ansprüche auf die Lebensmittel fremder Länder, und folglich neue Hülfsmittel zur Bevölkerung verschafft.

Zu diesem Zweck war, wie Colbert einsah, nichts nöthig, als die Entwickelung des Kunstfleißes der Franzosen, und ein Erwachen der Nationalkräfte. Seine große Unternehmung aber würde gescheitert seyn, wenn er bey Vermehrung der Volksmenge durch neue Manufacturen, beim Hereinziehen fremder Arbeiter aller Art die Sorge, sie zu ernähren, vergessen hätte. Er mußte an die neuen Verhältnisse denken, welche jetzt zwischen dem gewöhnlichen Ertrag, und dem Gebrauch der Früchte entstehen konnten. Wohl aber würde er einen großen Fehler gemacht haben, wenn er wegen eines überspannten Strebens für jene Plane, die Ausfuhr der Früchte, auch in den Zeiten des Ueberflusses verboten hätte. Aber weit entfernt von solchen Uebertreibungen gewöhnlicher Menschen, welche gespornt

spornt von ihrer Eitelkeit, die Natur ihrer Ungeduld unterjochen, und dem Gang der Zeit zuvoreilen wollen, ließ sich Colbert von dem Ertrag der Ernten in den verschiedenen Provinzen Bericht erstatten, verglich die Resultate mit den Bedürfnissen des Königreichs, und gab alsdann bald allgemeine oder beschränkte Erlaubniß, bald Verbote der Ausfuhr. Diese war unter seinem Ministerium öfters zugegeben, und er machte hierüber die Absichten des Königs durch ein eignes Edikt bekannt.

Aber er hätte, sagt man, die Bedingungen durch ein bleibendes, unveränderliches Gesetz fest setzen müssen!

Wie läßt sich denn von einem Staatsminister, welcher so viele Gegenstände seiner Verwaltung bleibenden Verordnungen unterworfen hat, denken, daß er feste Ausfuhrgesetze zu geben vernachlässigt haben würde, wenn er nur eingesehen hätte, daß sie nach der Klugheit gegeben werden könnten. Eitle, kleinlichte Menschen wollen leicht Alles ihren Entscheidungen unterwerfen; sie vergessen über ihre Macht ihre Mittelmäßigkeit, aber ein großer Mann liebt nur durch wohlthätige Gesetze die Zukunft zu beherrschen. Machte also Colbert in jedem einzelnen Jahr den Willen des Souverains über die Ausfuhr der Früchte bekannt, so dürfen wir gewiß voraussetzen, daß er kein unveränderliches Mittel kannte, die Bedingungen derselben nach der Klug-

heit Ein für alle Mal zu bestimmen. Die Natur selbst mußte erst das Zeichen geben, ehe man ohne Mißgriff eine Grenzlinie zwischen Bedürfniß und Ueberfluß jedesmal ziehen konnte. Nur da, wo sich diese zum Voraus angeben läßt, kann sie die bleibende Bedingung der freien Ausfuhr werden.

Den Preis der Früchte hielt Colbert nicht für einen sichern Maaßstab jener Verordnung; denn von welch einem Zusammenfluß der Umstände kann der Preis abhängen! Nicht blos Ueberfluß oder Mangel der Produkte, auch Ueberfluß oder Seltenheit des Geldes bestimmt ihn, und dieses letztere hängt es nicht von Veränderungen in den Zinsen, von größern oder dringendern Bedürfnissen der Innländer und Nachbarn, von Fehlschlüssen oder allzugierigen Plänen der Handelsleute ab? Oft wird sogar der Preis durch Umstände geändert, die weder der Käufer noch Verkäufer, sondern blos die Staatsverwaltung wissen kann. Man denke sich nur auswärtige Verbotsgesetze, die der Nation Zuflüsse, an welche sie gewöhnt war, entziehen können; man denke an die Besorgnisse eines Kriegs, welcher den wechselseitigen Handel stören, ackerbauende Gegenden verwüsten könnte!

Ohne Zweifel wußte Colbert sehr wohl, daß die Concurrenz, auf deren Einfluß man so viel rechnet, früh oder spät das gestöhrte Gleichgewicht wieder herstelle. Aber auch dieß wußte er, daß man nur

nur durch eine gewisse Reihe von Zeit zu jenem Zweck gelange. Unbedeutend und fast unmerklich ist ein solcher Zeitverlust bey Waaren des Luxus und der Bequemlichkeit. Wie drückend aber und gefährlich wieder, wenn von Nahrungsmitteln die Rede ist, die man nicht einen Tag entbehren kann, bey denen schon Besorgniß eines Mangels eine ganze Provinz augenblicklich in Unruhe setzen und alle Bande des Zutrauens zerreissen kann.

Auch die Wirksamkeit des persönlichen Interesses kannte Colbert bey seinen Verordnungen über die Freiheit der Handelschaft sehr gut. Hütete er sich doch sonst mit größter Sorgfalt, nicht durch unnütze Beschränkungen, selbst nicht um eines mittelmäßigen Glücks willen die Thätigkeit der Menschen zu hindern. Ein freiwilliger Fehler macht dem Menschen, wie er wußte, oft ein größeres Vergnügen, als ein abgemessener Schritt der Klugheit. Aber eben so sicher sahe sein Scharfblick, daß diese Freiheit nicht ein untrüglicher Führer für den Staatsmann seyn könne, und so mußte er das Ausführen des Nothwendigen verbieten, wenn er sonst die Ausfuhr des Ueberflusses gestattete und begünstigte. Freier Verkauf des Getreides ist unleugbar ein Eigenthumsrecht; aber jene vielen Menschen, die nichts zum Austauschen haben, die blos für ihren Arbeitslohn Brod erhalten wollen und die doch, weil sie gebohren sind, auch eine Befugniß zu leben haben, fodern ebenfalls ihre Rechte. Das Ganze der Gesellschaft

gründet

gründet sich auf eine menschenfreundliche Wechselseitigkeit von Vortheilen und Aufopferungen und nur durch diese kluge Uebereinstimmung finden die Menschen im Staatsverein Frieden, Sicherheit und Wohlstand. Colberts Ideen, den Ackerbau betreffend, sind in neuerer Zeit häufiger angegriffen worden, dieß foderte eine Entwickelung. Die übrigen Theile seiner Verwaltung dürfen wir blos berühren, weil ihm in denselben niemand Gerechtigkeit des Urtheils verweigert. Ueberall erblickt man während seines Ministeriums neue Beschäftigungen, neue Gegenstände des Kunstfleisses durch die Einrichtungen unzähliger Manufakturen. Bald unterstützte er sie durch Geld, bald durch Erforschung der Kunstvortheile, welche sich bey Ausländern entdecken ließen, bisweilen durch Ehrenzeichen; immer aber durch jenen Blick der Aufmerksamkeit und Theilnahme, durch welchen der Souverain oder sein Minister bey einer Nation Wunder bewirken kann, die für Ehre ein so feines Gefühl hat; ein Gefühl, welches im Einzelnen Schwäche, in der Gesellschaft aber eine Tugend genannt werden kann, weil es unter den Menschen eine ewige Kette von Beziehungen für gegenseitige Bedürfnisse und Vergnügungen bildet. Colberts Anstalten sind wir die berühmten Manufakturen von Lyon, Sedan, Louviers, Elbeuf und Appeville schuldig; ferner die Spiegelfabriken, die der Gobelinzeuge, der gewogenen Strümpfe und der feinen Spitzen, ausser

noch

noch vielen andern, welche bis jetzt eine Menge Menschen, selbst Frauen und Kinder, beschäftigen, und mit der Bevölkerung das Vergnügen vermehren.

Um diese Manufakturen bey ihrer ersten Einrichtung zu ermuntern, war Colbert zu gewissen Verboten genöthigt. Aber auch diese erschienen, wie Einrichtungen eines Vaters, welcher die Kräfte seiner Kinder kennt und sie durch leichten Zwang aufmuntern will, bey ihren eigenen Fähigkeiten Hülfe zu suchen. Nicht durch bleibende, strenge Beraubungen wollte er Frankreich zum Gipfel seines Glücks führen. Er verstand es gut, daß die Franzosen durch die Natur zum Vergnügen gereizt sind. So ungern er es sah, wenn uns Italien Gold und Silberstoffe lieferte, so verbot er doch den Reichen nicht, sie zu tragen; nur dieß gestattete er nicht, daß man davon mehr, als die ersten Materialien, welche uns abgingen, nach Frankreich einführen durfte, und nun machte er die Verarbeitung derselben zu einer Aufgabe für den Witz und Erwerbfleiß der Nation, der Geschmack für Zucker und Caffee wurde in Europa allgemeiner; Colbert setzt diesem Vergnügen kein Gebot entgegen, aber alle Mühe wendete er an, um die Colonien zu erweitern und zu beleben. Besonders pflegte er die wichtigste von allen, die von St. Domingo, deren Grösse er ahndete; er sann auf Gesetze, um sie für immer an die Hauptstadt zu knüpfen. Es zeigte sich eine neue Lüsternheit. Man wollte Thee, und diesen

giebt

giebt uns nur China. Man wollte die indischen Baumwollenzeuge; Colbert verbietet sie nicht, aber er denkt auf Mittel, sie uns mit Ersparniß zu verschaffen. Im Gegensatz gegen alle europäischen Manufakturen machte er es sich zur Grundregel, nur die ersten Materialien einführen zu lassen, ihre Verarbeitung aber dem französischen Kunstfleiß vorzubehalten. Andere Mittel mußten gewählt werden, wenn von Arbeiten der Indier die Rede war. Diese bedürfen nichts als Reiß, den ihr Boden ihnen in Menge giebt; ein glückliches Clima und einfache Sitten machen ihnen alles andere entbehrlich. Colbert sah, daß man auf ihre Arbeitsamkeit nicht eifersüchtig seyn, sondern mit Verstand sie benutzen müsse.

So bemerkt man mit Vergnügen, je genauer man die Einrichtungen dieses großen Kenners studirt, daß er nicht einseitig der einen oder andern Handlungsart sich zum Sklaven hingab. Ueberall muß man seine Vorsicht und Mäßigung bewundern. Welch einen Schatten wirft er auf gewisse Söhne unsers Jahrhunderts, die alle allgemeine Grundsätze zu übertreiben pflegen, und ihren Ideen durch Ueberspannung einen Schein von Kraft geben wollen. Ein mittelmäßiger Kopf nimmt etliche Maximen an; von diesen läßt er sich meistern, während er sich selbst für den Meister hält; in ihnen wähnt er das Geheimniß des Universums zu besitzen; eifersüchtig auf seine Herrschergewalt, aber zu unbeholfen,

um

um der Natur auf ihren verschiedenen Wegen folgen zu können, gebietet er ihr so einseitig zu seyn, wie er selbst, und will sie mit der Armseligkeit seiner Einsichten auf eine gleiche Linie setzen. Colbert war seiner Größe gewisser; deswegen bestrebte er sich nicht durch Uebertreibungen größer scheinen zu wollen. Frühe genug hatte er allgemeine Ideen fassen gelernt, aber er verstand auch sie anzuwenden. Er kannte die Antinomieen in den Regeln der Staatskunst; durch eine sorgfältige Beobachtung ihrer Entstehung suchte er die Mißtöne aufzulösen. In der Zwischenzeit schmiegte sich sein vielseitiger Sinn unter das Gebot der Umstände. Wohl macht dieser Geist der Mäßigung dem Staatsmann selbst in seinem Innern manchen Verdruß; nie darf er aufhören, seine Beobachtungen zu berichtigen, jeder Augenblick kann ihm das Unzureichende seiner Mittel fühlbar machen. Ein anderer von seinen allgemeinen Principien aufgeblasen, überläßt sich einer stolzen Ruhe, mit einem einzigen Ausspruch: vollkommene Freiheit! beherrscht er ohne die geringste Mühe Alles um sich her; dem persönlichen Interesse der Unwissenheit ruft er zu; ich vertraue auf euch! Treiben sie nun die Maschine bis sie bricht, so hat dieß alles nichts zu bedeuten; man beruft sich auf das nächste und folgende Jahrhundert, welches die Grundsätze rechtfertigen werde. Will die Gesellschaft diese Erfahrung nicht riskiren, so nennt man sie ungeduldig und übereilt; sie allein trägt die Schuld des Miß-

lin-

lingens und das allgemeine Prinzip bleibt in Ehren oder behält wenigstens seine Ansprüche darauf.

Zu gleicher Zeit, während Colbert die vernachlässigten Manufakturen hob und neue überall einführte, beschäftigte sich sein weit umfassender Geist auch mit der Handelschaft. Vor seinen Zeiten schien Frankreich mit den übrigen Nationen nur durch Feuer und Schwert in eine Wechselwirkung treten zu wollen. Die Geschichte hat uns nur große Namen von Kriegern und Staatskünstlern aufbewahrt. Colbert fand eine edlere Mittheilungsart zwischen Menschen und Menschen, das Auswechseln der Wohlthaten, welche die Natur, und der Produkte, welche ihr Fleiß gab. So begünstigte er die Handelschaft aufs Aeusserste. Er war ihr Schutz gegen höhere Gewalt, gegen den Eigennutz der Finanzpächter, gegen die Vervielfältigung der Abgaben und selbst gegen das Vorurtheil. Durch ihn wurde der Handel in die Levante neu belebt, der nördliche eröffnet, der mit den Kolonien erweitert.

Er war der Schöpfer der indischen Compagnie, die in Frankreich so lange mit Vorliebe betrachtet worden ist. Zu Errichtung einer solchen Gesellschaft hatte Colbert die wichtigsten Gründe. Beschwerlich und langsam waren die Verbindungen mit dem Mutterlande wegen der Entfernung jener Gegenden. Es war nützlich, in einem Lande, welches nur die Handelschaft reizte, und wohin die Gerichtspflege der Hauptstadt allzulangsam und fast

immer

immer nur unter vielen Täuschungen wirken konnte, mit den Einrichtungen des Handels eine bürgerliche Verfassung zu verknüpfen. Was die Handelsvortheile selbst betrifft, so wollten einzelne Personen bey dieser gefährlichen Art von Geschäften nicht allzuviel wagen; man mußte also auf eine Theilung der Verwendungen und der Vortheile denken. Eben so nothwendig war eine Combination der Handelsunternehmungen, um in einem Lande, wo man blos Käufer seyn konnte, nicht einer unangenehmen Concurrenz ausgesetzt zu werden. Ungeachtet alle diese Gründe zu Errichtung einer Handelsgesellschaft riethen, so wurde das Privilegium doch nicht als eine Wohlthat für einige Personen zum Schaden der übrigen Personen ertheilt; vielmehr stand es einer größern Anzahl frey, beyzutreten, weil die Vermehrung der Actien die Theilnahme an dem Handel selber ausdehnte. Colbert's Einrichtung war demnach nicht eine Begünstigung von Einzelnen gegen das Ganze; sie ist vielmehr als die Anstalt des Ganzen anzusehen, um die ausschließenden Vortheile der Einzelnen, so viel möglich in allgemeine zu verwandeln. Jene Combination der Handelsunternehmungen, welche der Souverain vorschrieb, war eine wirkliche Foderung des öffentlichen Wohls und vermehrte den Nationalreichthum; derjenige hingegen würde die Rechte der Gesellschaft beleidigt haben, welcher diesen achtungswerthen Gründen seine unsichere Lüsternheit, blos nach seiner Laune mit Indien zu handeln, nicht

hätte aufopfern wollen. Es ist ein groſser Unterschied zwischen privilegieren und ausschlieſslich begünstigen. Oft hängt die irrige Beurtheilung blos an dem Ausdruck; unsre Gedanken schaffen sich zwar Worte, aber nicht selten beherrschen die Worte den Gedanken.

Viele haben Colberts bisher beschriebne Verdienste zugegeben; aber, riefen sie aus, durch diese Begünstigung der Künste und Manufakturen, durch diese Verbreitung des Handels, diese Vermehrung der Nationalreichthümer, was wurde hierdurch bewirkt, als ein Steigen des Luxus, welcher die Kräfte und öffentliche Glückseligkeit untergräbt!

Wären diese Klagen gerecht, so hätte sich Colbert über die Mittel getäuscht, seinen Zweck, das öffentliche Wohl, zu erreichen. Ehe man urtheilt, müssen die Vorurtheile über den Luxus zerstreut werden. Das Eigenthumsrecht bringt Ungleichheit in den Besitzungen hervor; hierdurch entstehen Ungleichheiten in den Genüssen und das Wort „Luxus" bezeichnet nichts anders, als den Zustand, in welchem einer mehr Besitzungen und Genüsse hat, als der andere. Anhäufen würde sich dieser Luxus nicht, wenn mit jeder Generation die Früchte ihrer Arbeit zugleich verschwänden; nun aber bleibt eine groſse Menge von Erzeugungen der Erde und des Kunstfleiſses länger, als der einzelne Mensch; die beweglichen Reichthümer häufen sich deswegen in der Gesellschaft, bis ausserordentliche Umwälzungen der Dinge sie zernichten. Indeſs kommt das Gesammte zu

den

den Produkten des neuen Geschlechts hinzu und vermehrt die Anmaßlichkeit der besitzenden Klassen, während die größere Zahl nur genau das Nothdürftige sich erwirbt, von den Gesetzen des Besitzers abhängig wird, und durch den Anblick der Dürftigkeit an den Geiz desselben erinnert. Durch diesen Kontrast wird der Luxus auffallend und anstößig.

Ist es aber nicht eben so klar, daß er als eine natürliche Wirkung der Eigenthumsrechte, der Arbeit und der Zeit unvermeidlich ist. Um ihn in einem Lande, wie Frankreich, zu unterdrücken, müßte man der Erde, fruchtbar zu seyn, und den Menschen ihre Arbeitsamkeit auszudehnen, verbieten; oder man müßte verordnen, daß die Besitzer ihren Ueberfluß nicht gegen Arbeit austauschen und andere in ihrer Trägheit ernähren sollten. Was würde aber hierdurch die Gesellschaft gewinnen? Der Arme in seiner Trägheit gefüttert, würde sich aus Langerweile nach Arbeit sehnen, und der Reiche, in dem Gebrauch seiner Besitzungen gehemmt, würde mit denselben aus einem Lande fliehen, wo er sie nicht genießen kann. Gesetze gegen den Luxus, man mag sie noch so künstlich modificiren, sind höchstens in kleinen Republiken möglich, wo das Vergnügen der Gleichheit das höchste Gut ist.

Freilich aber giebt es einen Luxus andrer Art, welcher dem Wohl der Gesellschaft durchaus entgegen ist. Indem der natürliche Luxus durch Arbeitsamkeit und Eigenthumsrecht entstehet, und diese

beyden Stützen der Glückseligkeit nicht umstoßen kann; so entsteht der schädliche Luxus aus der Unwissenheit oder Thorheit einer Regierung, welche ihre Begünstigungen auf eine kleine Anzahl der Gesellschaftsglieder einschränkt, zu großen Besitzungen eine Laufbahn eröffnet, auf welcher weder Arbeitsamkeit noch Verstand und Talente, sondern das Gegentheil und der Mißbrauch des Guten forthelfen. Das Aeusserste ist, wenn die Vertheilung der Abgaben die Großen vorübergeht und die niederen Stände allein drückt. Aber dieser Fehler hat Colbert sich nicht schuldig gemacht.

Und doch vermindert der Luxus, wenn er auch das Glück nicht zerstöhrt, immer die Kräfte der Nation, deren Sitten er weichlich macht. So klagen strengere Sittenrichter und berufen sich darauf, daß nichts als der Luxus das Reich der Perser den Griechen unterworfen und die Republik der Römer zerstört habe.

Aber wie sehr haben sich die Zeiten geändert! Colbert richtete ohne Zweifel seine Blicke auf die zahlreichen Armeen, die in Europa stehend geworden sind, auf die strenge Kriegszucht, durch welche sie zusammengehalten werden, auf jene Möglichkeit, 100,000 Menschen durch Einen Wink und Eine Bewegung ihre Richtung zu geben. Bey diesen Betrachtungen mußte er gewiß mit Schmerzen einsehen, daß jene alten Tugenden Griechenlands und Roms, die Liebe zum Vaterlande und der Enthusiasm für den Ruhm etzt nicht mehr die einzige Stärke der

Staa-

Staaten seyn können. Es ist eine traurige Wahrheit, in jener Fertigkeit, durch den Zwang des Commandostabes ganze Schaaren von Menschen einander gleich zu machen, muß sich der Einfluß der Sitten selbst, die Kraft die in dem Geist des Einzelnen läge und die sonst oft Königreiche austheilte, unthätig verlieren. Die neue Kriegszucht hat der Menge und dem Körper alle Stärke zugetheilt. Der Finanzminister Colbert mußte daher leicht begreifen, daß jetzt das Geld, dieses allgemeine Zeichen des Werths, dieser Preis für die Dienstleistungen der Menschen nothwendig die wesentliche Grundlage der politischen Macht geworden sey.

Möglich ist es, daß dieser große Mann, als Freund der Menschheit, zugleich folgende Wirkungen seiner Anstalten voraussah: Während die zahlreichen stehenden Heere, welche zur Vertheidigung eines Volks unentbehrlich werden, zugleich die Gewalt des Souverains über die Nation sehr vermehren, so können die beweglichen Reichthümer in einem Staate der Verfassung einen sicheren aber minder sichtbaren Dienst leisten. Sie veranlassen nämlich den Regenten, daß er diese Quelle seiner Hülfsmittel nur mit Milde und Gerechtigkeit benutze. Der Ackerbauer und der Güterbesitzer sind gebundene Leute, aber Handel und Kunstfleiß können durch nichts in einem Lande zurückgehalten werden, als durch gerechte Freiheit und Wohlbefinden. So werden durch eine glückliche Combination die beweglichen Reichthümer Vertheidigungsmittel gegen Tyrannei eben sowohl, als gegen auswärtige Eroberungssucht.

Um die Handelschaft zu vermehren und die Colonien auszudehnen, beschäftigte sich Colbert endlich auch mit dem Seewesen, welches beyde ver-

theidigen muß. Dieß Fach war, da les ihm der König anvertraute, in seinem Nichts. Wenige Jahre nachher zahlte man mehr als 100 Kriegsschiffe und 60,000 Matrosen. Zu gleicher Zeit sah man die Zeughäuser zu Toulon, Brest, Rochefort sich erheben; Dünkirchen wurde den Engländern abgekauft, und was das wundersamste schien, während diese Einrichtungen getroffen wurden, verminderte der Minister die Auflagen.

Ueber alles dieses war noch ein Preis für Colbert übrig; tausend Finanzminister mögen ihn in ihrer Selbstgenügsamkeit bemitleiden, daß er auch für diesen einen Sinn hatte. Macht es doch ihnen immer schon Mühe genug, eine Nation, wie eine große Pflanzung lebender Körper zu behandeln; Colbert aber belastete sich sogar noch mit dem Gedanken, daß in diesen Körpern geistige Empfänglichkeiten liegen, für welche er als Staatsmann, und selbst als Oberhaupt der Finanzen, Sorge zu tragen habe. Und diese selbst übernommene Last, war ihm Vergnügen; sein höherer Geist fühlte, daß er hierdurch dem Tagewerk seiner Geschäfte, einen überirrdischen Werth gebe. Colbert stiftete die Akademien für Mahlerei und Baukunst, welche selbst die Stürme des Zeitalters überlebt haben. Ihm ist man die Schule zu Rom schuldig, in welcher Zöglinge, die zu Paris den Preis davon getragen haben, vom Staat zu ihrer weitern Bildung unterhalten werden; — ein herrlicher Gedanke, dem jungen Talente zu zeigen, daß die echteste Belohnung seiner Anstrengungen in der Gelegenheit, sich zu vervollkommnen, bestehe.

Durch

Durch Colberts Plane und Sorgfalt entstanden die meisten Verschönerungen von Paris, und die Bequemlichkeiten der Hauptstadt, die Quais, Boulevards, das Louvre, die Tuilleries und offene freye Plätze. Indem diese ewigen Monumente den Einwohnern ihr Leben vergnüglich machen, ziehen sie den neugierigen Ausländer herbei, dessen Reichthümer unsrem Kunstfleiß Aufmunterung mitbringen. Auch die Akademie der Inschriften war Colbert's Anstalt, wo das Talent der Neueren eifersüchtig in die Künste und Sitten des Alterthums einzudringen sucht, um sich aus der Vorwelt erloschne Einsichten und Gegenstände der Nachahmung zu gewinnen. Durch Colbert wurde die öffentliche Bibliothek, und der große Pflanzengarten täglich vermehrt. Er ließ das Observatorium bauen, rief einen Huyghens und Cassini herbei, und wurde endlich Stifter von der Akademie der Wissenschaften, diesem Vereinigungspunkt so vieler Kenntnisse zur wechselseitigen Mittheilung und Austauschung.

Sogar für auswärtige Gelehrte benutzte Colbert die Großmuth und die Ruhmbegierde Ludwigs XIV., und suchte sie durch unerwartete Belohnungen an Frankreich zu knüpfen. Er schrieb einst im Namen seines Königs an den Gesandten zu Stockholm, um einen Gelehrten, den man in Schweden kaum aufzufinden wußte, die Beweise, daß man in Frankreich seine Verdienste schätze, zu übergeben. Man möchte es wohl ein Nationalunglück nennen, wenn ein Land erst durch die Winke entfernter Ausländer die Fähigkeiten vorzüglicher Einwohner kennen lernen muß. Richelieu war ihm durch Einrichtung einer Akademie für die französische Sprache zuvorgekommen. Ohne Zweifel reizte auch dieß Colberts Geist; er liebte diese Schule

des Geschmacks und der Beredsamkeit als Mann von Kopf, und beförderte sie als Staatsmann. Je mehr die Reichthümer, welche er vermehrte, dem Luxus und der Laune zu ihren Ausschweifungen Anlaß geben konnten, desto eifriger mußte ein weiser Minister den Geschmack in den Vergnügungen zu verfeinern, die Gesetze durch die Sitten, die Sitten durch die öffentliche Meinung, und diese Meinung durch Werke des Genies zu bilden und zu verbessern suchen. Eine freie Mittheilung wird immer zum Gewinn für die von der Natur am meisten begünstigte Nation; deßwegen sah Colbert mit Vergnügen, daß schöne Schriften die französische Sprache zur allgemeinen in der Welt zu erheben anfingen. Das Volk, welches andern seine Sprache nothwendig macht, beweist eine Herrschaft der Geister, die leicht auch in eine sichtbare Herrschaft übergehen kann.

Sollten wir nicht überdieß vermuthen dürfen, daß Colbert's tiefer Blick auch zwischen seiner Lieblingssache, den Manufakturen und Künsten, und zwischen den Werken schöner Geister jenen Zusammenhang vorhersah, den erst die Folgezeit jedermann anschaulich machte. Wenn Werke von Racine und Moliere öffentlich aufgeführt, überall gelesen wurden, so mußte wohl die Steifheit der Grazie, die Uebertreibung der wahren Größe, die Niedrigkeit im Geschmack, der Einfachheit Platz machen; und mußten nicht diese Verbesserungen auch auf die Erfindungen des Kunstfleißes übergehen, und den Werth dieser Arbeiten für das ferne Ausland vervielfältigen?

Ein großer Mann vervielfältigt sich durch sein Beyspiel! Mehrere von Colbert's Verwandten verdienten sich die öffentliche Aufmerksamkeit; Puf-

fort

fort wurde der Prüfer der Gesetzgebung; Colbert von Croissy und von Torry wurden in auswärtigen Unterhandlungen berühmt, und der junge Seignelay, welcher eine besondre Lobrede verdiente, machte alle Hoffnung, auf der Laufbahn des Vaters fortzuschreiten. So schenkt sich ein großer Geist noch in der kostbarsten Erbschaft der entfernteren Nachwelt!

Man freut sich, nach der Aufzählung aller dieser Wohlthaten, welche Frankreich von Colbert empfing, daß in seinem häuslichen Leben, eine liebenswürdige und tugendhafte Frau seine Belohnerin wurde. Um ihretwillen liebte er seinen Glanz, weil er ihn auf sie übertragen konnte; sie tröstete ihn für den Undank der Menschen, sie blickte in seine offene Seele, und ihre Achtung wurde der Preis seiner Tugenden. Denn, wie alle große Männer, hatte auch Colbert den Neid und den Eigennutz zu seinen täglichen Gegnern. Am meisten ließ der Haß von Louvois ihn fühlen, wie schwer es sey, das Gute auszuführen. Er hatte mit allen den Intriguen des Hofs zu kämpfen, welche dem Minister nur einen Theil seiner Kraft zu Hervorbringung des Guten lassen, weil sie ihn den andern zu seiner Vertheidigung anzuwenden nöthigen. Colbert war übrigens der Mann, den man auf seiner Laufbahn zwar Verzögerungen verursachen konnte, der aber sich im Ganzen nie davon abbringen ließ. Er war zu groß, um durch Persönlichkeiten sich regieren zu lassen. Wie das Gold im Feuer die geringeren Metalle von sich scheidet, so der wahre Staatsmann die Leidenschaften. Ungerechtigkeiten brachten Colbert nicht auf, denn sie waren ihm nicht unerwartet. Oft aber störte der Krieg seine Verwaltungsent-

entwürfe; er war genöthigt, Auflagen zu erneuern, die er abgeschafft hatte, verkäufliche Stellen wieder zuzugeben, deren Mißbrauch schon im Anfang seines Ministeriums ihm aufgefallen war. So kämpfen die Umstände gegen die Macht der besten Vorsätze.

Unter diesen Veränderungen vergaßen manche das Gute, welches Colbert bewirkt hatte. Man warf ihm Finanzspekulationen vor, über die man nur die Noth hätte anklagen sollen. Andere fanden, daß er es seinem Ruhm schuldig gewesen wäre, seinen Platz aufzugeben, wenn ihm die Freiheit, zu nützen, benommen würde. Diente er aber nicht immer noch seinem Vaterlande genug, wenn er durch seinen erfinderischen Geist auf die möglich leichteste Weise Mittel der Hülfe und Rettung schaffte, wenn er seinen König täglich um Frieden für sein Volk bat, und ihm vorstellte, daß die Erfüllung der Pflicht, 20 Millionen zu beglücken, weit ruhmvoller und selbstbeglückender sey, als die Möglichkeit, ihre Zahl durch ein paarmal hundert tausend Menschen als Beute des Kriegsglücks zu vermehren. In der öffentlichen Meinung würde unstreitig Colbert für sich mehr gewonnen haben, wenn er seine Ministerschaft in dem Augenblick niedergelegt hätte, wo der Krieg ihm nicht mehr gestattete, durch glänzende Unternehmungen zu nützen. Desto mehr aber gewinnt er in den Augen dessen, der eine solche Verläugnung zu schätzen weiß, und ein verhindertes Uebel, wie billig, höher anrechnet, als ein glänzend gestiftetes Glück. Nur pflegt die Menge nicht nach diesem Maaßstab zu zurtheilen. Die Leute wollen, daß man zu handeln aufhöre, wenn sie im Loben aufzuhören belieben.

Col-

Colbert hingegen hatte von seinen Pflichten und von ihrer Belohnung eine viel höhere Idee. Er blickte eines Tags aus seinem Landhaus auf die blühenden Fluren seiner Nachbarn, und man sah sich seine Augen mit Thränen füllen. Da ihn einer seiner Freunde hierüber fragte, gab Colbert zur Antwort: „könnte ich doch dieses Land glücklich machen, und möchte dafür meine Gnade bey Hof und mein Einfluß verschwinden, und in meinem Hofe Gras wachsen.“ Um dieser Thränen willen ist Colbert liebenswürdig und welcher Mensch fühlt sich nicht durch diese Zeichen der Menschlichkeit mehr noch, als durch seine Größe ihm ergeben!

Sind denn aber nicht auch Mängel von Colbert anzuführen? Ohne Zweifel hatte er seine Fehler, aber sie sind für uns durch seine Tugenden so bedeckt, daß wir, um sie aufzufinden, erst den Neid zum Führer wählen müßten. In seiner Verwaltung aber Fehler zu finden, ist nichts, als eine Kunst, die er uns selbst durch die Vortrefflichkeit derselben lehrt. Da nun seit hundert Jahren seine Fackel den Erfahrungen und Beobachtungen anderer vorleuchtete, so kann das Verdienst, einige Schritte weiter gemacht zu haben, wenigstens gegen ihn nicht geltend gemacht werden. 1683 wurde Colbert tödtlich krank. Er war zu Paris; Ludwig XIV kam von Versailles, um ihn zu besuchen, und ganz Frankreich theilte dieses Zartgefühl. Man sagt, Colbert habe seinem König, wie Sully, eine Berechnung seines eignen Vermögens vorgelegt, zum Beweis, daß dasselbige seinen ersten Fond nur durch die Gnadenbezeugungen, die er vom König erhalten hatte, übertreffe.

Er starb mit Frömmigkeit, wie er gelebt hatte; denn nie hatte er seine Größe gemißbraucht, um die

Ueber-

entwürfe; er war genöthigt, Auflagen zu erneuern, die er abgeschafft hatte, verkäufliche Stellen wieder zuzugeben, deren Mißbrauch schon im Anfang seines Ministeriums ihm aufgefallen war. So kämpfen die Umstände gegen die Macht der besten Vorsätze.

Unter diesen Veränderungen vergaßen manche das Gute, welches Colbert bewirkt hatte. Man warf ihm Finanzspekulationen vor, über die man nur die Noth hätte anklagen sollen. Andere fanden, daß er es seinem Ruhm schuldig gewesen wäre, seinen Platz aufzugeben, wenn ihm die Freiheit, zu nützen, benommen würde. Diente er aber nicht immer noch seinem Vaterlande genug, wenn er durch seinen erfinderischen Geist auf die möglich leichteste Weise Mittel der Hülfe und Rettung schaffte, wenn er seinen König täglich um Frieden für sein Volk bat, und ihm vorstellte, daß die Erfüllung der Pflicht, 20 Millionen zu beglücken, weit ruhmvoller und selbstbeglückender sey, als die Möglichkeit, ihre Zahl durch ein paarmal hundert tausend Menschen als Beute des Kriegsglücks zu vermehren. In der öffentlichen Meinung würde unstreitig Colbert für sich mehr gewonnen haben, wenn er seine Ministerschaft in dem Augenblick niedergelegt hätte, wo der Krieg ihm nicht mehr gestattete, durch glänzende Unternehmungen zu nützen. Desto mehr aber gewinnt er in den Augen dessen, der eine solche Verläugnung zu schätzen weiß, und ein verhindertes Uebel, wie billig, höher anrechnet, als ein glänzend gestiftetes Glück. Nur pflegt die Menge nicht nach diesem Maaßstab zu urtheilen. Die Leute wollen, daß man zu handeln aufhöre, wenn sie im Loben aufzuhören belieben.

Col-

Colbert hingegen hatte von seinen Pflichten und von ihrer Belohnung eine viel höhere Idee. Er blickte eines Tags aus seinem Landhaus auf die blühenden Fluren seiner Nachbarn, und man sah sich seine Augen mit Thränen füllen. Da ihn einer seiner Freunde hierüber fragte, gab Colbert zur Antwort: „könnte ich doch dieses Land glücklich machen, und möchte dafür meine Gnade bey Hof und mein Einfluß verschwinden, und in meinem Hofe Gras wachsen.“ Um dieser Thränen willen ist Colbert liebenswürdig und welcher Mensch fühlt sich nicht durch diese Zeichen der Menschlichkeit mehr noch, als durch seine Größe ihm ergeben!

Sind denn aber nicht auch Mängel von Colbert anzuführen? Ohne Zweifel hatte er seine Fehler, aber sie sind für uns durch seine Tugenden so bedeckt, daß wir, um sie aufzufinden, erst den Neid zum Führer wählen müßten. In seiner Verwaltung aber Fehler zu finden, ist nichts, als eine Kunst, die er uns selbst durch die Vortrefflichkeit derselben lehrt. Da nun seit hundert Jahren seine Fackel den Erfahrungen und Beobachtungen anderer vorleuchtete, so kann das Verdienst, einige Schritte weiter gemacht zu haben, wenigstens gegen ihn nicht geltend gemacht werden. 1683 wurde Colbert tödtlich krank. Er war zu Paris; Ludwig XIV kam von Versailles, um ihn zu besuchen, und ganz Frankreich theilte dieses Zartgefühl. Man sagt, Colbert habe seinem König, wie Sully, eine Berechnung seines eignen Vermögens vorgelegt, zum Beweis, daß dasselbige seinen ersten Fond nur durch die Gnadenbezeugungen, die er vom König erhalten hatte, übertreffe.

Er starb mit Frömmigkeit, wie er gelebt hatte; denn nie hatte er seine Größe gemißbraucht, um die

Ueber-

Ueberzeugungen, welche den Menschen mit der Idee eines höchsten Wesens verbinden, in den Staub zu treten. Ein großer Staatsmann hält sich leicht fester, als ein andrer, an die Idee eines Gottes; denn er überschaut täglich, wie in der Gesellschaft alles nur durch verständige Macht zusammen gehalten wird, und so erscheint ihm sein Kreis als ein Bild von der Harmonie des Ganzen.

Kaum war Colbert todt, so wollte der Pöbel seines Körpers sich bemächtigen und ihn in Stücke reissen. Dies war der nächste Lohn seiner Arbeiten, das Bedrückende, wozu ihn der Krieg genöthigt hatte, ließ die Menge alles übrige vergessen. Der Pöbel muß immer einen Gegenstand haben, der ihn für Wind und Wetter, für Glück und Unglück verantwortlich seyn soll.

Auch von den Hofleuten wurde Colbert nicht vermißt, er war kein Minister nach ihrem Herzen. Die einzig siegreichen Waffen, welche sie zu gebrauchen wissen, Schmeichelei und Kabale, machten auf ihn keinen Eindruck. Ein gewisser Ernst war Colbert schon angebohren; während seiner Ministerschaft mußte sich dieser vermehren. Wie oft mußte er dadurch den Eigennutz und die Habsucht zurückschrecken, wenn sie seinen hellen Blick unter der Maske des öffentlichen Wohls zu täuschen suchten. Auf jeden Fall konnte er nicht ein beliebter, nur ein hochgeachteter Minister seyn. Dieß ist das Schicksal großer Männer! Selten können sie selbst Zeugen des Sieges seyn, durch welchen sie sich eine bleibende Verehrung erringen. Erst von der Zeit herzugeführt, nähert sich die Wahrheit ihren Grabmälern.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Zweytes Buch.

Liebesgeschichten Ludwigs des XIV.

I.

Liebesgeschichten Ludwigs XIV; seine Liebe zur Valliere und Montespan.

Da die Maitressen auf den König und auf seine öffentlichen und Privatangelegenheiten so viel Einfluß gehabt haben; so kann ich den zweiten Theil meiner Memoires wohl nicht besser als mit diesem Kapitel anfangen; zumal da es in die Zeit fällt, wo ich besonders in den letzten Jahren am besten und leichtesten habe beobachten können. Leider kennt ganz Europa diese scandalösen Geschichten, die Frankreich dem Untergange nahe gebracht und ohne Zweifel dem Könige alles das Unglück, unter dem er fast erlag, zugezogen und ihn endlich aller seiner legitimen Kinder, bis auf einen einzigen Sohn, beraubt haben. Sie waren die Quelle jeder Art von Unheil und man wird noch lange ihren Einfluß spüren.

Ludwig XIV. war in seiner Jugend vielleicht mehr als irgend jemand in Frankreich zu Liebschaften geneigt. Des Herumflatterns endlich müde ließ er sich von der Valliere fesseln; die Geschichte und die Früchte

dieſer Liebe ſind bekannt. Aber weit mehr feſſelte ihn die ſeltne Schönheit der Monteſpan ſelbſt noch während der Herrſchaft der vorigen Geliebten. Sie wurde es bald gewahr und drang in ihren Gemahl, daß er mit ihr nach Guienne gehen möchte; aber dieſer that es aus einem gewiſſen thörichten Zutrauen nicht. Sie hatte es wirklich aufrichtig gemeint. Der König wollte endlich erhört ſeyn und entriß ſie gewaltſam ihrem Gemahl; ein unerhörter Streich, der bey allen Nationen Erſtaunen erregte. Und ſo hatte der König, was ein ganz neues Schauſpiel war, zwey Maitreſſen auf einmal. Er führte ſie mit ſich, wenn er in die Grenzfeſtungen und ins Lager reiſte, bisweilen nahm er ſie auch mit zur Armee und ſie fuhren beyde in dem Wagen der Königin. Gewöhnlich liefen dann die Leute von allen Seiten herbey, wieſen einander die drey Königinnen und fragten einander in ihrer Einfalt: habt ihr ſie geſehen?

Die Monteſpan ſiegte endlich und herrſchte mit unverhehltem Stolze über den König und den Hof. Und damit die Zügelloſigkeit vollendet würde, wurde Herr von Monteſpan, weil er es ſich hatte laſſen einfallen, ſich um dieſe Dinge zu bekümmern, in die Baſtille geſetzt und dann nach Guienne ins Exil geſchickt. Hierauf wurde ſeiner Gemahlin die Charge als Oberhofmeiſterin der Königin ertheilt, welche die Gräfin von Soiſſons ihr abtrat, die für ſie eigentlich gemacht worden war. Auch das Recht zum Tabouret war damit verbunden. Denn die Monteſpan konnte, weil ſie verheirathet war, nicht Herzogin werden.

Die Königin der Aebtiſſinnen, die Schweſter der Monteſpan, die noch weit ſchöner und geiſtreicher als ihre Schweſter, aber vom Kloſtergelübde gebunden war, verließ hierauf ihr Kloſter, um an dem

Glanze

Glanze ihrer Schweſter Theil zu nehmen. Sie war nebſt ihrer andern Schweſter, der Frau von Thiange, und den raffinirteſten Damen am ganzen Hofe, bey allen vertrauten Geſellſchaften des Königs, welche Witz und Vergnügungen immer ſo reizend machten. Die Schwangerſchaften und Entbindungen waren kein Geheimniß; der Hof der Monteſpan war der Mittelpunkt des Hofes und ſeiner Feſte, die Quelle aller Ehre und alles Glückes, die Quelle aller Hofnung und aller Furcht für die Miniſter und Generale, und die Quelle der Erniedrigung für ganz Frankreich. Er war aber auch der Sitz des Witzes und eines eignen feinen, aber angenehmen und ungezwungenen Tones, des einzigen in ſeiner Art. Er war das Eigenthum der drey Schweſtern, die ihn in auſſerordentlicher Vollkommenheit beſaßen und ihn geſchickt andern mitzutheilen wußten. Man erkennt noch mit Vergnügen dieſen angenehmen natürlichen Ton an den wenigen Perſonen, welche von denen noch am Leben ſind, die ihre Erziehung und Freundſchaft genoſſen haben, und man kann ſie bey der alltäglichſten Converſation unter tauſenden herausfinden. Frau von Fontevrauld beſaß dieſen Ton unter den drey Schweſtern am vollkommenſten und war auch die ſchönſte. Hiermit verband ſie eine ſeltne und ausgebreitete gelehrte Bildung. Sie hatte viel theologiſche Kenntniſſe, hatte Kirchenväter geleſen, verſtand die Bibel und die gelehrten Sprachen. Geiſt und Witz leuchteten hervor; aber man bemerkte nicht, daß ſie ſich an Kenntniſſen vor ihrem Geſchlecht auszeichne. Sie war in jeder Art des Stils vollkommen und verſtand meiſterhaft die Kunſt zu regieren; ſie beſaß die Liebe ihrer Untergebenen und hielt ſie doch in der ſtrengſten Ordnung. Ob ſie gleich ohne alle Neigung den Schleyer genommen hatte, ſo gieng ſie doch mit dem beſten Beiſpiele vor; und auch ihr beſtändiger Aufent-

halt am Hofe, schadete ihrem Rufe auf keine Weise. Nur hatte sie die Sonderbarkeit, daß sie für ihre Kleidung den Glanz des Hofes borgte; und wenn dabey der Wohlstand hätte bestehen können, so hätte sie mitten in diesem verderbten Hofe jeder Ausschweifung getrotzt.

Frau von Thiange beherrschte ihre beiden Schwestern und selbst den König, für den sie mehr Neigung als ihre Schwestern hatte. Sie beherrschte ihn so lange sie lebte und behauptete, auch noch nach der Verstoßung der Montespan vom Hofe, die größte Auszeichnung. Was Frau von Montespan betrifft, so war sie von übler Gemüthsart, sehr launisch, mit einem grenzenlosen Stolz, den sie gegen niemand, nicht einmal gegen den König, zurückhielt. Die Hofleute gingen ungern unter ihrem Fenster vorbey, besonders wenn der König bey ihr war; sie nannten dieß Spizruthen laufen, welcher Ausdruck zum Sprichwort wurde. Wirklich schonte sie auch niemand, oft nur um dem König einen Spaß zu machen; und da sie außerordentlich viel Geist, Gewandheit und den feinsten Witz hatte, so waren ihre Scherze äußerst gefährlich. Ueberdieß war sie ihrem Hause und ihren Verwandten sehr zugethan und unterließ nicht ihre Freunde bestens zu unterstützen. Der Königin war ihr Stolz unerträglich, der sich so sehr von dem bescheidenen respectvollen Betragen der Herzogin de la Valliere unterschied. Dieser war sie immer gewogen gewesen; hingegen ließ sie bisweilen von jener die Aeußerung fallen; diese Hure wird mich noch umbringen. Wir haben zu seiner Zeit die Entfernung und strenge Büßung der Valliere bemerkt.

II.

Fräulein von Fontange.

Während der Herrschaft der Montespan fehlte es ihr nicht an Gelegenheit zur Eifersucht. Fräulein von Fontange reizte den König und wurde zum Range einer deklarirten Maitresse erhoben. So seltsam auch eine solche doppelte Liebschaft seyn mochte, so war sie doch nichts neues: derselbe Fall war mit Frau von Valliere und von Montespan da gewesen, und dieser wurde nur vergolten, was sie jener gethan hatte. Aber Fräulein von Fontange war nicht so glücklich durch das Laster, weder in ihrem Glanze, noch in ihrem Falle; ihre Schönheit hielt sie eine Zeitlang, aber sie hatte keinen Geist, und konnte den König nicht unterhalten und fesseln. Doch er hatte auch nicht Zeit ihrer ganz überdrüßig zu werden. Ein schneller Tod endigte diese neue Liebschaft, und alle übrigen waren nur flüchtige Neigungen.

III.

Seine übrigen weniger bekannten Liebschaften.

Eine einzige hatte Dauer und ging in wirkliche Zuneigung über. Die Schöne genoß derselben bis an ihren Tod und wußte die ungeheuersten Vortheile davon zu ziehen, so daß sie ihren beyden Söhnen die prächtigste, aber auch die schändlichste Erbschaft hinterlassen konnte. Ihr Mann, vermöge jener niederträchtigen Politik, die in Spanien mit einem eignen Namen gebrandmärkt ist, der: sich selber Hörner aufsetzen

halt am Hofe, schadete ihrem Rufe auf keine Weise. Nur hatte sie die Sonderbarkeit, daß sie für ihre Kleidung den Glanz des Hofes borgte; und wenn dabey der Wohlstand hätte bestehen können, so hätte sie mitten in diesem verderbten Hofe jeder Ausschweifung getrotzt.

Frau von Thiange beherrschte ihre beiden Schwestern und selbst den König, für den sie mehr Neigung als ihre Schwestern hatte. Sie beherrschte ihn so lange sie lebte und behauptete, auch noch nach der Verstoßung der Montespan vom Hofe, die größte Auszeichnung. Was Frau von Montespan betrifft, so war sie von übler Gemüthsart, sehr launisch, mit einem grenzenlosen Stolz, den sie gegen niemand, nicht einmal gegen den König, zurückhielt. Die Hofleute gingen ungern unter ihrem Fenster vorbey, besonders wenn der König bey ihr war; sie nannten dieß Spizruthen laufen, welcher Ausdruck zum Sprichwort wurde. Wirklich schonte sie auch niemand, oft nur um dem König einen Spaß zu machen; und da sie außerordentlich viel Geist, Gewandheit und den feinsten Witz hatte, so waren ihre Scherze äußerst gefährlich. Ueberdieß war sie ihrem Hause und ihren Verwandten sehr zugethan und unterließ nicht ihre Freunde bestens zu unterstützen. Der Königin war ihr Stolz unerträglich, der sich so sehr von dem bescheidenen respectvollen Betragen der Herzogin de la Valliere unterschied. Dieser war sie immer gewogen gewesen; hingegen ließ sie bisweilen von jener die Aeußerung fallen; diese Hure wird mich noch umbringen. Wir haben zu seiner Zeit die Entfernung und strenge Büßung der Valliere bemerkt.

II.

Fräulein von Fontange.

Während der Herrschaft der Montespan fehlte es ihr nicht an Gelegenheit zur Eifersucht. Fräulein von Fontange reizte den König und wurde zum Range einer deklarirten Maitresse erhoben. So seltsam auch eine solche doppelte Liebschaft seyn mochte, so war sie doch nichts neues: derselbe Fall war mit Frau von Valliere und von Montespan da gewesen, und dieser wurde nur vergolten, was sie jener gethan hatte. Aber Fräulein von Fontange war nicht so glücklich durch das Laster, weder in ihrem Glanze, noch in ihrem Falle; ihre Schönheit hielt sie eine Zeitlang, aber sie hatte keinen Geist, und konnte den König nicht unterhalten und fesseln. Doch er hatte auch nicht Zeit ihrer ganz überdrüßig zu werden. Ein schneller Tod endigte diese neue Liebschaft, und alle übrigen waren nur flüchtige Neigungen.

III.

Seine übrigen weniger bekannten Liebschaften.

Eine einzige hatte Dauer und ging in wirkliche Zuneigung über. Die Schöne genoß derselben bis an ihren Tod und wußte die ungeheuersten Vortheile davon zu ziehen, so daß sie ihren beyden Söhnen die prächtigste, aber auch die schändlichste Erbschaft hinterlassen konnte. Ihr Mann, vermöge jener niederträchtigen Politik, die in Spanien mit einem eignen Namen gebrandmarkt ist, der: sich selber Hörner aufsetzen

setzen bedeutet, ließ diese Liebe ungestört und wußte daraus den ungeheuersten Vortheil zu ziehn. Er hielt sich entweder zu Paris eingeschlossen oder war bey der Armee und ging fast gar nicht an den Hof, indem er in der Stille den schändlichsten Handel mit seiner Ehre trieb und den Gewinn mit seiner Ehehälfte theilte. Bey der Marschallin von Rochefort, die sie dem Könige zuführte, war gewöhnlich das Rendezvous und diese hat mir die Intrigue mehr als einmal erzählt. Es kamen auch Hindernisse darein, die aber nicht störten und nicht von ihrem Manne herkamen, der in Paris in seinem Hause vergraben war und ob er gleich die ganze Sache wußte und selbst unterhielt, sich sorgfältig als ganz unwissend stellte. Er vertauschte nachher seine enge Wohnung auf dem Place royale mit dem Guisischen Pallast, dessen sonstige Besitzer ihn in dieser erweiterten und prächtigen Gestalt, die er von dem neuen Besitzer und seinen zwey Söhnen erhalten hat, nicht wieder erkennen würden.

Vermöge dieser Politik wurde auch die Intrigue immer als ein Geheimniß behandelt, wiewohl sie es nur dem Namen nach war, und höchstens den äussern Schein davon behielt. Das Geheimniß gab ihr Dauer; durch das künstlichste Betragen wußte die Schöne die dabey Interessirten zu gewinnen und sich das schnellste ungeheuerste Glück zu bereiten. Sie verstand die Kunst, der Liebe des Königs Nahrung zu geben, und, als es Zeit war, sie in Freundschaft und in die ausgezeichnetste Achtung umzuwandeln. Die Kinder der Schönen, die übrigens rothe Haare hatte, wurden dadurch in Stand gesetzt, sich und ihre Familien auch noch nach ihrem Tode, immer mehr zu bereichern und so hoch zu steigen als es nur immer möglich war. Sie haben ihren Glanz bis auf die dritte Generation fortgeerbt, die ihn jetzt noch in seiner

gan-

ganzen Größe behauptet, und selbst die unangesehensten ihrer Familie haben sich zur Theilnahme ihres Namens und ihrer Größe emporgehoben. Größre Vortheile konnte wohl weder die Frau von ihrer Schönheit noch der Mann von seiner Politik und Niederträchtigkeit, noch die Kinder der Schönen von den Mitteln ziehen, die ihnen ihre Eltern in die Hand gaben.

Eine andere wußte die Liebe des Königs zu ihr ebenfalls für ihr ganzes Leben zu ihrem großen Vortheil zu benutzen; aber weder die Reize noch die Klugheit dieser Schönen, noch auch ihre und ihres Schwachkopfs von Mann Lage konnten sie in ihrem Glücke befestigen und zu dem Glanze erheben, den jene behauptete, und auf ihre Kinder und Enkel und ihre ganze Familie übertrug. Ihr Wille galt für ein Gesetz, und ob sie gleich immer sorgfältig die anspruchloseste Außenseite behauptete, so war doch ihr Einfluß am Hofe bekannt. Jedermann am Hofe behandelte sie mit Ehrfurcht, selbst Prinzen und Minister, nichts stand ihren Wünschen im Wege, ihre Billets kamen geradezu vor den König und sie erhielt von ihm sogleich eigenhändige Antwort, alles in geheim. Wenn sie, was selten geschah, und was sie immer vermied, mit dem Könige zu sprechen hatte, so erhielt sie allemal Zutritt und zwar immer bey versammeltem Hofe, im ersten Kabinet des Königs, wo, wie noch jetzt, das Conseil gehalten wurde. Sie saßen dann beyde hinten im Cabinet, aber die Thüren an beyden Seiten waren ganz offen, und in den daran stoßenden Zimmern waren alle Hofleute versammelt: eine Affectation, die nur Statt hatte, wenn sie beym Könige war. Hatte sie nur ein paar Worte zu sprechen, so sprachen sie mit einander stehend außen vor der Thür des Kabinets, in Gegenwart des ganzen Hofes; und man hat dann

immer bis an ihren Tod, (der mehrere Jahre vor dem Tode des Königes erfolgte,) an dem Betragen des Königs bemerken können, daß sie ihm nicht gleichgültig war. Sie blieb schön bis zu ihrem Tode.

In drey Jahren machte sie mit dem Könige ein einzigesmal eine kurze Reise nach Marly, nie aber allein mit dem Könige, selbst nie in Gesellschaft anderer Damen. Sie war fast immer bey Hofe und oft beym Souper des Königs, wo er sie aber nie auszeichnete. Dieß war die Uebereinkunft zwischen ihr und Frau von Maintenon, die aber auch zur Vergeltung ihr alles nach Wunsch zu machen suchte. Ihr Mann, der sie überlebte, lebte zu Paris ganz eingezogen und in seine häuslichen Geschäfte vergraben, zufrieden daß ihm sein gutes Glück auf eine solche Weise, die freylich nicht die beste war, zu diesem ungeheuern Reichthum verholfen hatte.

Noch dürfen wir die schöne Lüde, Fräulein von Lothringen, Hoffräulein von Madame nicht vergessen, die der König eine Zeitlang deklarirt liebte; aber diese Liebe ging schnell vorüber und die Montespan blieb Siegerin.

IV.

Geschichte und erste Abentheuer der Wittwe Scarron.

Es kömmt nun die Reihe zu einer Liebe anderer Art, die für die Welt der Gegenstand des Erstaunens wurde, so wie die vorigen der Gegenstand des Aergernisses gewesen waren, und welcher der König bis an seinen Tod treu blieb. Man wird sich sogleich an die rühmte Françoise d' Aubigné, Marquise von Maintenon

tenon erinnern, deren Herrschaft auf zwey und dreißig Jahre gedauert hat.

Sie war in den amerikanischen Inseln geboren, wo ihr Vater, der vielleicht von Adel war, mit ihrer Mutter Unterhalt gesucht und den Tod gefunden hatte. Allein und dem Zufall überlassen ging sie nach Frankreich zurück, landete bey Rochelle und wurde von Frau von Neuillant, Mutter der Marschallin und Herzogin von Navailles, die in der Nähe wohnte, aus Mitleid aufgenommen. Ihre Armuth und der Geiz dieser alten Dame zwang sie die Schlüssel ihres Kornbodens zu führen und täglich beym Abmessen des Pferdefutters zu seyn. Sie kam hierauf in ihrem Gefolge nach Paris. Jung, gewandt, geistreich und schön, ohne Unterhalt und Freunde, wie sie war, wurde sie durch einen glücklichen Zufall mit dem berühmten Dichter Scarron bekannt. Dieser fand sie sehr liebenswürdig und seine Freunde vielleicht noch mehr. Sie glaubte das größte und unerwartetste Glück zu machen, wenn sie dieser witzige und gelehrte Krüppel heirathete; und Leute, die vielleicht eher eine Frau hätten brauchen können, setzten ihm in den Kopf, daß er sie heirathen müßte und brachten ihn wirklich zu dem Entschluß, auf diese Art die schöne Unglückliche dem Elend zu entreißen. Die Heirath kam zu Stande. Die junge Frau gefiel den Gesellschaften, die zu Scarron kamen, und er fand sie äußerst gutmüthig und liebenswürdig in jeder Rücksicht. Es war damals Sitte, daß Leute von aller Art, Gelehrte, Hofleute und Leute aus der Stadt zu Scarron gingen, um seine Unterhaltung zu genießen, die sein muntrer Geist, seine lebhafte Einbildungskraft, seine bey allen Leiden ungetrübte Heiterkeit, und jener fruchtbare geschmackvolle Witz, den man noch in seinen Werken bewundert, so angenehm machten.

Ma-

Madame Scarron machte also hier Bekanntschaften aller Art. Demungeachtet sah sie sich bey dem Tode ihres Mannes gezwungen, ihre Zuflucht in das Armenhaus des Kirchsprengels St. Eustache zu nehmen, wo sie mit ihrer Magd eine Stube in einem engen Winkel bewohnte. Doch ließen sie ihre Reize nicht lange in dieser Dunkelheit schmachten. Villars, der Vater des Marschalls dieses Namens, Beuvron, der Vater von Harcourt und die drey Villarceaus, waren ihre treuesten Anbeter, und noch mehrere andere unterhielten sie. Dadurch kam sie wieder empor und fand nach und nach in den Hotels Albret und Richelieu und in andern Häusern Zutritt. In diesen Häusern war sie aber nur für die Gesellschaft und wurde zu mancherley gebraucht; bald mußte sie Holz fodern, bald fragen, ob das Essen bald käme, bald ob der Wagen des und des zurück wäre und dergleichen; denn damals kannte man die große Bequemlichkeit der Schellen noch nicht. In diesen Häusern nun, besonders in dem Richelieu'schen Hotel, noch mehr aber in dem Albret'schen, wo der Marschall ein großes Haus machte, machte Madame Scarron ihre meisten Bekanntschaften, die ihr nachher so viel geholfen haben. Unter diesen spielten die Marschälle Villars und Harcourt, mit Hülfe ihrer Väter, und vorher Villars, der Vater des Marschalls, große Rollen. Die Herzogin von Arpajon, Beuvron's Schwester, würde dadurch wider Verhoffen Hofdame der Gemahlin des Dauphins Prinzessin von Baiern, als die Herzogin von Richelieu starb, die aus derselben Ursache erst Hofdame der Königin und hernach wegen des erworbenen Zutrauens Hofdame der Gemahlin des Dauphins geworden war. Hier wurde der Herzog von Richelieu auf leichte Kosten Hofcavalier und erhielt für diese Stelle von Dangeau 500,000 livres welcher dadurch sein Glück mach-

machte. Ferner wurde hier die Prinzessin von Harcourt, Brancas's Tochter, die durch ihre Talente und seltenen Witz so bekannt ist ihre gute Freundin, auch Villarceaux und Montchevreuil, die Ritter des heil. Geistes und mehrere andere, gewann sie sich hier.

V.

Notiz von der Familie der Albret's.

(Fortsetzung).

Karl II. von Albret, Graf von Dreux, Vicomte von Tarras, Sohn Karls I., Connetables von Frankreich, hatte von Anna von Armagnac fünf Söhne, wovon der jüngste Gilles von Albret war, der ohne von seiner Gemahlin Antoinette von Aiguillion Kinder zu haben, im Jahr 1479 starb, aber von Johanne le Sellier einen natürlichen Sohn, Namens Stephan, hinterließ, der im Jahr 1527 von Franz I. legitimirt und Seneschal von Foix wurde. Von der Erbin des Hauses Miossans hinterließ er Johann Baptist von Miossans, der Heinrichs von Albret, Königs von Navarra Vicegouverneur in seinen Ländern und Herrschaften ward. Von Susanna, der Tochter Peters von Büsset, des natürlichen Sohnes von Bourbon, Bischof von Lüttich, welche Gouvernante des Königs Heinrich IV. war, hinterließ er Heinrich Baptist von Miossans, der im Jahr 1595 Ritter des heil. Geistes, und Gouverneur und Seneschal von Navarra und Bearn war. Dieser zeugte mit Antoinette von Pons Heinrich Karl von Miossans, und dieser hatte mit Antoinette von Pardaillan, Vatersschwester des Herrn von Montespan, des Gemahls der Maitresse Lud-

Ludwigs XIV., drey Söhne und mehrere Töchter. Der älteste war der erste Gemahl von Anne Poussard, welche sich zum zweytenmale mit der Herzogin von Richelieu vermählte und als Hofdame der Prinzessin von Baiern starb, ohne Kinder vom Herzog von Richelieu zu haben; sie hatte aber einen Sohn mit ihrem ersten Gemahl gehabt. Der zweyte war der Marschall von Albret. Dieser spielte in der großen Welt und am Hofe eine große Rolle, hatte die Compagnie der Gensdarmes der Leibwache und erhielt von Mazarin die Aufsicht über den ersten Prinzen von Geblüt, über den Prinzen von Conti und über den Herrn von Longueville, da sie im Palais royal arretirt und nach Vincennes geführt wurden. Man versprach ihm dafür den Marschallsstab, den er aber nur durch Drohungen im J. 1655 erhielt. Im J. 1661 wurde er Ritter des heil. Geistes und im J. 1670 erhielt er das Gouvernement von Guienne. Er war ein Mann, der sich durch seine Geistesvorzüge, seinen edlen Charakter, seinen Muth und seine Pracht sehr auszeichnete. Er hatte mit der Tochter des königlichen Schatzmeisters Guenegaud eine einzige Tochter, und verheirathete sie an den einzigen Sohn seines ältesten Bruders von der Herzogin von Richelieu, der im J. 1678 in einem galanten Abentheuer getödet wurde und keine Kinder hatte. Seine Wittwe wurde die zweite Gemahlin des Grafen von Marsan, in den sie sich verliebt hatte. Der Marschall von Albret lebte mit Hrn. und Fr. von Richelieu beständig sehr freundschaftlich und auf gleichen Fuß mit Hrn von Montespan, mit dem er Geschwisterkind war, und mit seiner Gemahlin; aber als diese Maitresse wurde, zog er sich von Hrn von Montespan zurück, und wurde ihr Vertrauter. Hierdurch erhielt er sich bis an seinen Tod in großem Ansehen. Er starb im

Al-

Alter von 62 Jahren am 3 September 1676 zu Bordeaux, wohin er nicht lange vorher gegangen war.

Er hatte seine Niecen, die Fräuleins von Pons, die eine an seinen jüngsten Bruder, der im Duell getödet wurde, die andere, die sehr schön war, an Heudicourt vermählt, dem er von Saint-Herem die Stelle als Gros-Louvetier kaufte, um ihm empor zu helfen und seiner Frau den Zutritt bey Hofe zu verschaffen. Diese lebte auch lange am Hofe und genoß bis an ihr Ende die vollkommne Gunst der Frau von Maintenon und des Königs. Auf eine sonderbare Art wurde ihre Tochter, die Frau von Montgon, Hofdame, bei der Vermählung der Herzogin von Burgund: sie war als kleines Kind mit der Herzogin und mit dem Prinzen du Maine in einem Hause bey der Madame Scarron erzogen worden, welcher die königlichen Kinder insgeheim zur Erziehung übergeben waren. Diese hatte nämlich auch sie, um Frau von Heudicourt, ihre gute Freundin der Erziehung zu überheben, zu sich genommen, da die Heudicourt beständig, ledig und verheirathet, im Albretschen Hotel lebte. Hier hatte sich Madame Scarron sehr an sie attachirt und war mit ihr sehr vertraut geworden. Und nun kehren wir zu der Scarron zurück.

Diese verdankte der nahen Verwandtschaft des Marschalls von Albret mit Frau von Montespan, die für sie so entscheidende Bekanntschaft mit derselben, die den Grund zu dem ausserordentlichen Glücke legte, das sie vierzehn oder funfzehn Jahre nachher machte. Herr und Frau von Montespan waren beständig bey dem Marschall von Albret, der in Paris das größte und prächtigste Haus machte, wo immer die ausgezeichnetste und ausgesuchteste Gesellschaft vom Hofe und aus der

Stadt

Stadt versammelt war. Das ehrfurchtsvolle Betragen der Madame Scarron, ihr Bestreben zu gefallen, ihr Witz, ihre Liebenswürdigkeit erwarben ihr die Gunst der Frau von Montespan und ihre Freundschaft; und als sie ihre ersten Kinder von dem König bekommen hatte, nämlich den Prinzen du Maine und die Herzogin von Burgund, die geheim gehalten werden sollten, that sie dem Könige den Vorschlag, sie der Erziehung der Madame Scarron zu übergeben. Dieß geschah; man wies ihr ein Haus an den Marais zur Wohnung und den nöthigen Unterhalt an, und legte ihr auf, das strengste Geheimniß zu beobachten. Nachher wurden die Kinder zur Frau von Montespan gebracht, dem Könige gezeigt und so nach und nach dem Incognito entzogen und anerkannt. Ihre Erzieherin blieb nun mit ihnen am Hofe und befestigte sich immer mehr in der Gunst der Frau von Montespan, die ihr mehrmals Geschenke vom Könige zu verschaffen wußte. Der König hingegen konnte sie nicht leiden, und wenn er ihr etwas schenkte, so war es immer unbedeutend. Er that es nur aus Gefälligkeit gegen die Montespan und mit einem Widerwillen, den er nicht verbergen konnte.

Das Gut Maitenon stand damals zu verkaufen und Frau von Montespan, welche die nahe Lage desselben bey Versailles reizte, konnte dem dringenden Wunsche der Madame Scarron nicht widerstehen, ihr den Besitz dieses Gutes zu verschaffen; die dann sogleich oder kurz darauf den Nahmen von Maintenon annahm. Sie verschafte ihr auch das nöthige Geld zur Reperatur des Schlosses und suchte noch die Kosten zum Wiederanbau des Gartens vom Könige zu erhalten; denn die Hrn von Angennes hatten alles zu Grunde gehen lassen. Bey der Toilette that sie dem

Kör-

Könige den Antrag. Niemand als der wachehabende Officier begleitete den König zur Toilette. Damals war es der Marschall von Lorges, der wahrheitliebendste Mann, den ich je gekannt habe, und dieser hat mir die damals vorgefallene Scene, bey der er als Augenzeuge gegenwärtig war, öfters erzählt. Der König gab der Frau von Montespan erst kein Gehör, dann schlug er es ihr rund ab; und als sie nicht abging und immer in ihn drang, sagte er voll Unwillen, er habe schon genug für diese Creatur gethan, er begreife nicht, wie Frau von Montespan eine so sonderbare und hartnäckige Zuneigung für sie haben könnte, da er sie so oft gebeten habe, sich von ihr loszumachen; er für seine Person gestehe, daß sie ihm unausstehlich sey und wenn man ihm nur versprächе, daß er sie nie wieder sehen und daß sie nie wieder erwähnt werden sollte, so wollte er gern noch mehr geben, ob er gleich für ein Geschöpf dieser Art schon viel zu viel gethan habe. Der Marschall von Lorges hat die eignen Worte des Königs sehr gut im Gedächtniß behalten und hat sie mir und andern immer unverändert und in der nämlichen Ordnung erzählt; so sehr hatte ihn dieser sonderbare und fast unglaubliche Auftritt frappirt. Frau von Montespan brach sogleich ab und mochte es wohl ziemlich bereuen, daß sie so sehr in den König gedrungen hatte.

Der Prinz du Maine hatte einen sehr lahmen Fuß; es hatte ihn, wie man sagte, eine Amme fallen lassen. Alles was man angewendet hatte, blieb ohne Wirkung; man versuchte noch die letzten Mittel und schickte ihn zu verschiedenen geschickten Aerzten in Flandern und in andere Provinzen, auch zuletzt in verschiedene Bäder, unter andern nach Bereges. Die Briefe, welche die Gouvernante von da an Frau von

Monteſpan ſchrieb, wurden dem Könige zu leſen gegeben; er fand ſie gut geſchrieben, und las ſie gern. Seine Abneigung gegen ſie fing an abzunehmen. Die üble Laune der Frau von Monteſpan that das übrige, da ſie von ihr allzu oft geplagt war und ſie gar nicht zurückzuhalten pflegte. Der König mußte ſie mehr als irgend jemand empfinden, und ob er ſie gleich noch liebte, ſo ſchmerzte ihn doch dieſes Betragen tief. Frau von Maitenon machte der Frau von Monteſpan deßwegen Vorwürfe, während dieſe ihr ſelbſt dadurch eigentlich die beſten Dienſte leiſtete; und dieſe Bemühung, die Mätreſſe zu einer beſſern Laune zu gewöhnen, belohnte ſich ihr vortrefflich. Der König gewöhnte ſich nun, bisweilen mit ihr zu ſprechen, er äuſſerte gegen ſie, wie er wünſchte, daß ſie Frau von Monteſpan behandeln möchte, und endlich entdeckte er ihr ſeinen Kummer in Rückſicht ſeines Verhältniſſes mit ihr, und fragte ſie um Rath. So ſchlich ſie ſich nach und nach in das engſte Vertrauen ein, ſelbſt mit Hülfe des Königs und ihrer Hinterliſt. Sie wußte es ſo gut zu benutzen, daß es ihr endlich gelang, das Verhältniß des Königs mit Frau von Monteſpan gänzlich zu untergraben, die nur zu ſpät gewahr wurde, daß ſie ihm entbehrlich geworden war.

Nunmehr fing ſie auch ihrerſeits an, ſich zu beklagen, was ſie alles von der Mätreſſe dulden müſſe, da nicht einmal der König von ihr verſchont blieb; und indem ſich beyde ſo gegenſeitig über Frau von Monteſpan beklagten, bemächtigte ſich Frau von Maintenon auf einmal ihres Platzes, und wußte ſich vortrefflich darin zu befeſtigen. Das Schickſal — um hier nicht den Namen der Vorſehung zu mißbrauchen — das dem ſtolzeſten der Könige die tiefſte, die dauerhafteſte und unerhörteſte Demüthigung vor aller

Welt

Welt Augen bereitete, verstärkte immer mehr seine Neigung für diese listige ausgelernte Buhlerin; und die lebhafte Eifersucht der Frau von Montespan, die in ihrer bösen Laune unaufhörlich und ohne alle Zurückhaltung die giftigsten Ausfälle auf den König und Frau von Maintenon that, machte ihn nur beharrlicher. Auf diese Vorfälle am Hofe beziehen sich häufig die so schön und in einem räthselhaften Witz geschriebenen Briefe der Frau von Sevigné an die Frau von Geignan. Frau von Maitenon war mit ihr in Paris häufig umgegangen, so wie auch mit Frau von Coulange und Frau von la Fayette, und jetzt fing sie an, sie ihr Gewicht fühlen zu lassen. In diesen Briefen findet man auch viele interessante Beziehungen auf die geheime aber glänzende Gnade, welche Frau von Soubise genoß.

VI.

Ihre Vermählung mit dem Könige.

Die Vorsehung, die alles so wunderbar nach ihrer Allmacht zu fügen weiß, ließ es auch geschehen, daß die Königin gerade so lange lebte, bis diese Neigung des Königs ihre größte Stärke erreichen konnte, ohne jedoch bald genug wieder zu erkalten. Der unglücklichste Fall, der sich für den König und, wie uns die Folgen zeigen, für den Staat ereignen konnte, war der schnelle Tod der Königin, der durch die Unwissenheit und Hartnäckigkeit des Leibarztes d'Aquin erfolgte, gerade als jene neue Liebe in der vollsten Blüthe stand, nachdem die alte Geliebte wegen ihrer unausstehlichen Laune ohne Rettung verstoßen war. Diese herrische Schöne, die zu herrschen und sich angebetet zu sehen gewohnt

war, konnte an ihren Fall nicht ohne Verzweiflung denken. Es brachte sie auſſer Faſſung, daß sie sich von einer Verworfenen als Nebenbuhlerin überwunden sah, die sie einſt dem Mangel entriſſen hatte, die noch jetzt von ihrer Güte lebte, und die ihr selbſt jene Neigung, welche ihr Unglück geworden war, zu danken hatte, da sie so viel Freundſchaft für dieſelbe gehabt, daß sie den wiederhohlten dringenden Bitten des Königs, sie von sich zu entfernen, widerſtanden hatte; eine Nebenbuhlerin, die ihr an Schönheit weit nachſtand und um mehrere Jahre älter als sie war. Es kränkte sie tief, wenn sie sich vorſtellte, daß mehr um dieſer Creatur willen als um ihrentwillen der König zu ihr gekommen ſey; daß er nur dieſe geſucht habe; wie er ſein Mißvergnügen nicht verbergen konnte, wenn er ſie nicht fand, und wie er oft von ihr wegging, um mit jener allein zu ſeyn; und was das kränkendſte war, ſie konnte ihrer, um mit dem König aufs Reine zu kommen und und um das zu erhalten, was ſie ſich noch zur Gnade ausbat, nicht einen Augenblick entbehren. Unter dieſen für jene Zauberin ſo glücklichen Umſtänden wurde der König frey. Die erſten Tage hielt er ſich zu Saint Cloud bey ſeinem Bruder auf, von da ging er nach Fontainebleau und blieb da den ganzen Herbſt über. Hier in der Abweſenheit der Geliebten ſtieg ſeine Sehnſucht aufs höchſte. Nach ſeiner Rückkehr behauptet man — den für gewiß kann ich es nicht ausgeben — trug der König der Frau von Maintenon ſeine Wünſche freier vor; ſie aber wagte es auf ihre Reize zu trotzen und brauchte geſchickt Religion und Wohlſtand zur Verſchanzung. Der König ließ ſich nicht abweiſen. Sie moraliſirte, nahm ſelbſt den Teufel zu Hülfe, und wußte ſo künſtlich bald ſeine Leidenſchaft zu reizen, bald ſein Gewiſſen zu rühren, bis ſie endlich das Wunder bewürkten, das

wir

wir erlebt haben, und daß die Nachwelt nicht glauben wird. Dies ist gewiß und zuverlässig, ob es gleich unsere Enkel nicht glauben werden, daß nicht lange nach der Zurückkunft des Königs von Fontainebleau in der Mitte des Winters nach dem Tode der Königin der Pater de la Chaise, der Beichtvater des Königs, zu Versailles in einem der Cabinetter des Königs mitten in der Nacht Messe gelesen hat. Der Gouverneur von Versailles Bontemps, der damals erster Valet de Chambre im Dienste war, und unter den vieren das meiste Vertrauen besaß, hatte bey dieser Messe den Dienst. Und damals geschah die Vermählung der Maintenon mit dem Könige, in Gegenwart des Erzbischoffs von Paris Harlay, als Diöcesan, und Louvois, welche beyde sich vom Könige das Versprechen hatten geben lassen, daß die Vermählung nie deklarirt werden sollte. Montchevreuil war dritter Zeuge. Letztrer war Verwandter und Freund von Villarceaux, mit dem er einerley Namen Mornay führte, und dem er sonst alle Sommer in seinem Hause zu Montchevreuil Wohnung gegeben hatte. Hier lebte dieser auf seine Kosten, weil sein Vetter arm war mit seiner Schönen, der jetzigen Königin, die er auch in Paris unterhielt, den Sommer hindurch weil er in Villarceaux sich nicht mit ihr aufhalten wollte, um seine tugendhafte gutmüthige Frau nicht zu beleidigen.

Frau von Maintenon, die es nicht wagte, das Wappen eines solchen Gemahls zu führen, führte nun statt des Wappens ihres vorigen Gemahls ihr eignes, aber ohne Schnur (cordelieres). so wie auch, aber weniger schicklich, Frau von Montespan, nachdem sie sich dem Könige ergeben hatte, und sogar Frau von Thiange, noch bey Lebzeiten ihrer Männer, ihre

Wappen und Livree gänzlich aufgaben. Die letztere führte bloß die der Familie Rochechouart. Bey Gelegenheit des Todes des Herzogs von Crequi, haben wir schon die erstaunenswürdige Vorhersagung dieses unerhörten Glücks der Maintenon angeführt. Das Band der Ehe, das sonst gewöhnlich dieser Art von Verhältnissen nachtheilig ist, befestigte Frau von Maintenon im Besitz der Liebe des Königs.

Das Geheimniß ihrer Ehe wurde bald verrathen, als ihr im Schlosse zu Versailles, über dem großen Eingange, dem königlichen Apartement gegen über, in derselben Etage, ein Apartement eingeräumt wurde, wo sie der König von nun an, ohne Gesellschaft, jeden Tag einige Stunden besuchte. Wo er sich auch aufhalten mochte, so hatte sie ihre Wohnung immer so nahe als möglich bey seinen Zimmern.

Was aus dieser Heirath entstanden ist, wie sie das ungetheilte Zutrauen des Königs, die unumschränkteste Gewalt, die allgemeinste Anbetung genoß, wie die Minister, die Generale, die ganze königliche Familie, das ganze Volk zu ihren Füßen lag, wie ihre Willkühr alles heiligte und ohne sie nichts galt, wie Unterthanen, Staatsgeschäfte, die Wahl der Staatspersonen, die Justiz, die Gnade des Königs, die Religion, alles ohne Ausnahme in ihrer Hand war, wie der König und der Staat Schlachtopfer ihrer Herrschaft wurden, und wie diese Zauberin fast durch ein unglaubliches Wunder ohne den geringsten Widerstand, ohne die geringste Gefahr, ganze zwei und dreißig Jahre herrschte; — Dieß ist das beyspiellose Schauspiel, das die Verwunderung von ganz Europa erregt hat, und wovon wir jetzt eine kleine Schilderung geben wollen.

VII.

Ihr Charakter.

Sie war eine Frau von vielem Geiſte; die vortrefflichen Geſellſchaften, in denen ſie anfangs bloß geduldet war, und wo ſie bald ſehr gern geſehen wurde, hatten ſie ſehr gebildet und mit Menſchenkenntniß bereichert. Ihr Hetärenleben hatte ihre Liebenswürdigkeit noch mehr erhöht. Die verſchiedenen Zuſtände, die ſie in ihrem Leben durchlaufen mußte, hatten ihr ein ſchmeichelndes inſinuantes gefälliges Weſen zu eigen gemacht, das durch ihr Beſtreben zu gefallen, noch mehr gehoben wurde. Ihr Bedürfniß und ihre vielſeitige Erfahrung in Intriguen, in die ſie theils ſelbſt verflochten geweſen war, und die ſie theils für andere unterhalten hatte, hatte ſie vollkommen dafür gebildet und ihr dazu Neigung und alle mögliche Geſchicklichkeit gegeben. Eine unvergleichliche Grazie in ihrem ganzen Weſen, ein leichtes, beſcheidnes und reſpectvolles Betragen, wozu ſie ſich in ihrer langen Erniedrigung hatte gewöhnen müſſen, erhöhte wunderbar ihre übrigen Talente; dabey hatte ſie eine natürliche Beredſamkeit, ihre Sprache war angenehm und leicht, ihr Ausdruck paſſend und ſchön. Ihre ſchönſte Periode, denn ſie war drey oder vier Jahre älter als der König, war die Zeit ihrer ſchönen Zirkel und ſchönen Intriguen (was man mit einem Worte ruelles nannte). Die eigenthümliche Farbe, die ihr Character von dieſer Lebensart angenommen hatte, verwiſchte ſich nachher nie, es blieben ihr immer Neigungen und Geſchmack dafür zurück, und das preciöſe und vornehme, was zu dieſer Zeit ſchon zum theil in ihrem Benehmen lag, wurde durch den Anſtrich von Wichtigkeit, den ſie ſpäterhin annahm, und

noch mehr durch den Anstrich von Religiosität erhöht, der zuletzt die übrigen Züge ihres Charakters fast ganz zu verwischen schien. Diese Religiosität war ihr gänzlich unentbehrlich, um sich auf der Höhe zu halten, zu der sie mit Hülfe derselben emporgestiegen war, und um ihre Herrschsucht zu befriedigen. Diese Leidenschaft erfüllte sie ganz, und nichts war ihr zu theuer, um es ihr nicht aufzuopfern. Mit dieser Leidenschaft und unter ihren Umständen konnte freilich Geradheit und Offenheit zu wenig bestehen, als daß man mehr als den äussern Anstrich bey ihr hätte finden sollen; aber von Charakter war sie eigentlich nicht falsch und hinterlistig; die Umstände hatten sie nur nach und nach dazu erzogen, und ihre natürliche Gewandtheit gab ihr den Schein einer größern Falschheit, als sie wirklich besaß.

Sie war in nichts beständig, ausser wenn sie durchaus gezwungen war; ihre Neigung war, von einer Bekanntschaft und Freundschaft zur andern, so wie von einem Vergnügen zum andern zu flattern. Nur einigen wenigen Freunden unter ihren frühern Bekanntschaften, von denen wir gesprochen haben, blieb sie treu, und in der letzten Zeit waren ihr auch einige ihrer neuen Freunde unentbehrlich geworden. Was ihre Vergnügungen betrifft, so konnte sie, seitdem sie Königin war, nicht wohl mehr wechseln. Ihre Unbeständigkeit warf sich nun ganz aufs solide und verursachte das größte Unheil. Sie wurde sehr leicht und bis zur Ueberspannung fröhlich, aber eben so leicht wurde sie verstimmt und verdrüßlich und beydes oft ohne alle Ursache. Die verachtete und bedrängte Lage, in der sie so lange sich befunden hatte, hatte ihren Geist niedergedrückt, und ihr Herz und Gefühl verderbt. Ihre Denkungsart war

so

so niedrig, daß sie wirklich der Madame Scarron unwürdig war, der sie übrigens in allem ganz gleich blieb.

Kein häßlicherer Contrast, als diese Niedrigkeit bey einer so glänzenden äussern Lage! und nichts gefährlicheres als diese Unbeständigkeit in Freundschaft und Vertrauen! Ausserdem hatte sie noch eine andere verführerische Eigenheit: war jemand zu einer Unterredung mit ihr gelassen und fand sie etwas, was nach ihrem Geschmack war, so konnte sie mit einer Offenheit sprechen, die einen überraschte und die schönsten Hoffnungen rege machte; und das zweytemal war ihr die Person schon fatal und sie war kalt und wortkarg.

Man zerbrach sich den Kopf, um den so schnellen Wechsel zu erklären; und es war verlorne Mühe. Ihre Unbeständigkeit war der Grund, die man sich freylich so groß nicht vorstellte. Zwar erfuhren einige diese so regelmäßige Veränderlichkeit nicht; aber das waren doch bloß Ausnahmen, denn diese Personen selbst mußten ihre Veränderlichkeit immer befürchten und wer es auch seyn mogte, mußte, nämlich in ihrer letzten Periode, immer mit der größten Vorsicht und unter lauter Besorgnissen mit ihr umgehen. Welch ein schlüpfriges gefährliches Leben mußte es daher an ihrem Hofe seyn, den übrigens ihre und des Königs Laune und die Etikette der Zeit fast unzugänglich machte. Gleichwohl bildete dieser Hof eine geheime mächtige Parthei, die fast auf alles Einfluß hatte.

Sie hatte die Schwachheit sich durch Vertrauen und durch Beweise der Vertraulichkeit gewinnen zu lassen, und eingeschränkt, wie sie war, war sie oft die Betrogene. Auch hatte sie die Schwachheit die fromme Patronin zu machen, und benahm sich da-

durch noch den Rest von Freyheit, den sie genießen konnte. Es ist unglaublich, wie viele Zeit ihr St. Cyr, und noch unzählige andere Klöster kosteten. Sie affectirte die Oberäbtissin zu machen, besonders im Geistlichen. Diöcesanangelegenheiten waren ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie wollte eine Mutter der Kirche seyn und maßte sich die Aufsicht über die Pfarrherrn vom ersten Range, über die Vorsteher der Seminarien und heiligen Brüderschaften, über die Klöster und ihre Vorsteherinnen an. Da gab es nun eine unzählige Menge Geschäfte, zwecklose aber mühsame Spielereien, ein Briefwechseln ohne Ende, Sorge für anvertraute fromme Seelen und tausenderlei andere Frivolitäten, die gewöhnlich auf nichts hinausliefen, bisweilen aber auch wichtige Folgen hatten und auf traurige Mißgriffe, traurig in Rücksicht der Folgen und der Wahl gewaltsamer Mittel führten.

VIII.

Sie ist im Verdacht, als habe sie den König durch ein erdichtetes Wunder zur Erklärung ihrer Ehe bringen wollen; wunderbare Reise eines Saloners an den Hof.

Ein sonderbarer Auftritt erregte die Aufmerksamkeit des Publikums. Ein Hufschmidt aus der kleinen Stadt Salon in Provence kam geradewegs nach Versailles, wandte sich an den Major der Leibgarde Brissac und verlangte vor den König gelassen zu werden, mit dem er insgeheim zu sprechen habe. Er ließ sich durch kein Abweisen irre machen und ruhte nicht eher, bis der König von ihm hörte, der ihm sagen ließ, er könne nicht so geradezu jedermann sprechen. Der

Huf-

Hufschmidt ging aber nicht ab, er sagte, er würde wenn er Audienz erhalte, dem Könige Dinge sagen, die er nur allein wisse und die er bisher geheim gehalten habe, woraus er sehen würde, daß er gesendet sey ihm wichtige Dinge, zu sagen. Einstweilen bitte er wenigstens, daß er ihn an einen seiner Staatsminister weise. Hierauf ließ ihm der König sagen, er solle zu Barbesieux gehen, diesem habe er Befehl gegeben, ihn anzuhören. Aber was sonderbar war, der Hufschmidt, der erst angekommen war und sonst nie aus seinem Ort und seiner Werkstatt weggekommen war, wollte nichts von Barbesieux hören und verlangte durchaus an einen Staatsminister gewiesen zu werden; Barbesieux wäre keiner und er dürfe nur mit einem Staatsminister sprechen. Der König nannte hierauf Pomponne und der Schmidt, ohne weitere Einwendung zu machen, ging sogleich zu ihm. Was von seiner Geschichte bekannt wurde, ist folgendes wenige. Als er eines Abends spät nach der Stadt zurückging, sah er sich nahe bey Salon bei einem Baume von einem hellen Scheine umgeben. Eine Gestalt weiß gekleidet in prächtigem Schmuck, von blonden Haaren und von glänzender Schönheit, rief ihn beym Namen, sagte ihm, er sollte ihr aufmerksam anhören und sprach mit ihm über eine halbe Stunde lang Sie sagte, sie wäre die Königin, mit der sich der König vermählt hätte, und befahl ihm, zu ihm zu gehen und ihm das zu melden, was sie ihm eröffne; Gott würde ihm auf seiner Reise beystehen und wenn er den König an eine gewisse Sache erinnern würde, die niemand auf der Welt wissen könnte als der König, so würde dieser die Wahrheit alles dessen, was er ihm meldete, anerkennen; wenn er den König nicht sogleich im Anfang sprechen könnte, so sollte er eine Unterredung mit einem Minister verlangen, aber er

soll-

sollte durchaus niemand andern etwas davon sagen, wer es auch seyn mögte, und gewisse Dinge dem Könige allein vorbehalten. Er sollte sich sobald als möglich aufmachen und seinen Auftrag muthig und gewissenhaft ausrichten; wenn er es unterließ, so würde er unvermeidlich dafür büßen müssen. Der Schmidt versprach es, und im Augenblick war die Königin verschwunden und er befand sich in der Dunkelheit bey jenem Baume. Er taumelte betroffen zu Boden und wußte nicht, ob er wachte oder träumte; hierauf ging er zu Hause, fest überzeugt, daß es eine eitle Einbildung von ihm gewesen sey, und ließ nichts davon laut werden. Zwey Tage nachher ging er wieder dort vorbey, und sah wieder die nämliche Erscheinung und erhielt wieder denselben Antrag; die Gestalt verwies ihm seinen Unglauben und befahl ihm zuletzt noch besonders, zum Intendanten der Provinz zu gehen und ihm zu sagen, was er gesehen habe, und daß er den Befehl habe, nach Versailles zu reisen und dieser würde ihm ohne Anstand die Reisekosten geben. Jetzt war der Schmidt überzeugt, aber er schwebte in Furcht vor den Drohungen und den Schwierigkeiten des Auftrags und blieb unentschlüssig, indem er noch immer das Geheimniß bey sich verschloß. In dieser Ungewißheit blieb er acht Tage, bis er endlich so gut als entschlossen war, nicht zu reisen. Aber als er wieder an jenem Orte vorbeikam, sah und hörte er das nämliche wieder und unter so fürchterlichen Drohungen, daß er sogleich zu reisen beschloß. Gleich den zweiten Tag darauf ging er nach Aix zum Intendanten der Provinz und dieser ermunterte ihn ohne sich zu bedenken, seine Reise fortzusetzen und gab ihm das nöthige Geld, um auf der Post reisen zu können. Das übrige ist nicht bekannt worden. Er sprach dreimal mit Hrn von Pomponne und jedesmal

län-

länger als eine Stunde. Pomponne erstattete dem Könige deswegen geheimen Bericht und dieser wollte daß Pomponne die Sache weitläuftiger im Staatsrath vortragen sollte, in welchem der Dauphin nicht gegenwärtig war, sondern bloß die Staatsminister, welches damals ausser ihm der Herzog von Beauvilliers, Pontchartrain und Torcy waren. Die Sitzung dauerte lange; vielleicht wurden ausserdem noch mehr Dinge abgehandelt. Nachher wollte der König selbst mit dem Schidt sprechen, welches er auch unverholen that. Er sprach ihn in seinem Cabinet und ließ ihn die kleine Treppe über dem Marmorsale hinaufführen, auf der er gewöhnlich in den Park hinunter ging. Einige Tage nachher sprach er ihn wieder, und jedesmal länger als eine Stunde, wobey niemand in der Nähe seyn durfte. Den Tag nach der ersten Unterredung, als der König nach seiner Gewohnheit dieselbe kleine Treppe hinunterging, um im Parke zu jagen, erlaubte sich der Marschall von Dûras, der mit dem Könige auf einen freiern Fuße stand und offener mit ihm sprechen konnte, von unserm Schmidte verächtlich zu sprechen und brauchte zufällig das Sprichwort: „der Mensch ist ein Narr, oder der König ist kein Edelmann" (cet homme est un fou ou le roi n'est pas noble). Bey diesen Worten blieb der König stehen, was er fast nie im Gehen that, sah den Marschall von Dûras an und sagte: „wenn das ist, so bin ich kein „Edelmann; ich habe lange mit ihm gesprochen, und „ihn sehr vernünftig gefunden und ich kann Sie ver„sichern, er ist nichts weniger als ein Narr."

Diese letzten Worte sprach er mit einem Nachdrucke, der die ganze Gesellschaft in Verwunderung setzte. Nach der zweyten Unterredung ließ der König sich verlauten: der Schmidt habe ihn an etwas erinnert

nert, was ihm vor mehr als zwanzig Jahren begegnet wäre, und was niemand auſſer ihm wiſſen könnte, weil er keiner Seele etwas davon geſagt habe: dieß war, wie er hinzuſetzte, eine Erſcheinung, die er im Walde von St. Germain geſehen hatte, und wovon er niemals geſprochen haben wollte.

Er äuſſerte ſich noch mehrmals günſtig über den Schmidt, der übrigens für allen gemachten Aufwand Entſchädigung erhielt und auch mit dem nöthigen Reiſegeld zur Rückreiſe verſehen wurde Der König machte ihm überdieß noch ein Geſchenk und gab dem Intendanten von Provence Befehl, den Schmidt in ſeinen beſondern Schutz zu nehmen und Sorge zu tragen, daß es ihm nie an Unterhalt fehle, ohne ihn jedoch von ſeiner Lebensart und ſeinem Handwerke abzuziehen. Merkwürdig iſt daß keiner von den damaligen Miniſtern je dazu gebracht werden konnte, etwas näheres von dieſer Sache zu entdecken. Ihre vertrauteſten Freunde haben zu wiederholten Malen in ſie gedrungen, ohne ihnen das geringſte zu entlocken; ſie wieſen ſie alle auf dieſelbe Art ab, ſchlüpften mit einer ſcherzhaften Wendung durch und waren nie aus dieſem Zirkel heraus zu bringen. So iſt es mir mit Hrn von Beauvilliers und Herrn von Pontchartrain gegangen; und ihre vertrauteſten Freunde, ſo wie auch die der Hrn von Pomponne und Torcy haben mir geſtanden, daß ſie ihnen eben ſo wenig etwas hätten entlocken können. Der Schmidt, der ein Mann von ungefähr funfzig Jahren war, Familie hatte und im beſten Rufe bey ſeinen Landsleuten ſtand, zeigte bey dieſer Sache, ungeachtet ſeiner Einfalt, viel geſunden Menſchenverſtand, viel Uneigennützigkeit und Beſcheidenheit. Er war mit dem, was er erhielt, immer mehr als zufrieden, zeigte auch keine alberne Neugierde,

so bald er den König und Pomponne gesprochen hatte, wollte er nichts mehr sehen und sich nicht mehr sehen lassen, schien bald wieder zurück zu wollen, und sagte, da er nun seinen Auftrag ausgerichtet habe, so habe er nichts besseres zu thun, als nach Hause zu reisen.

Diejenigen, die mit ihm zu thun hatten, thaten alles mögliche, um etwas von ihm zu erfahren; aber er antwortete entweder nicht, oder sagte, ich darf nicht reden, blieb stumm und ließ sich durch nichts bewegen. Als er wieder zu Hause war, schien er in nichts verändert, erzählte nichts von Paris und vom Hofe, antwortete, wenn man ihm fragte, einsilbig und ließ merken, daß er nicht gefragt seyn wollte, und von seiner Verrichtung sagte er kein Wort weiter, als was ich angeführt habe. Er prahlte auch nicht mit dem geringsten, er ließ sich nicht auf die Unterredungen ein, die er gehabt hatte, zeigte bloß seine Freude, daß er den König gesehen habe, aber nur in ein paar Worten und sagte nichts davon, ob er ihn in Staatskleidung oder anders gesehn habe. Brachte man ihn auf Pomponne zu reden, so sagte er, er habe einen Minister gesprochen, aber sagte nicht, wie und wie oft, und er kenne ihn nicht. Dann war er stumm und es war nichts mehr aus ihm zu bringen.

Er trieb nun wieder sein Handwerk und lebte wie zuvor. Und dieß ist alles was man in Provence von dieser Geschichte weiß und was mir der Erzbischof von Arles erzählt hat, der jedes Jahr eine gewisse Zeit sich zu Salon aufhielt, wo nämlich das Landhaus des Erzbischoffs von Arles ist, und wo auch der berühmte Nostradamus geboren und begraben ist. Der Vorfall hätte weniger interessant seyn, und die Aufmerksamkeit und Neugierde des Publikums sehr reizen können; man vermuthete und forschte nach, konnte aber nichts

ent-

entdecken, und auch die Folge brachte nichts an Tag. Neuigkeitsjäger wollten wissen, daß das Ganze nur das Werk eines frechen Betrugs und der gute einfältige Schmidt der erste Betrogene dabey gewesen sey.

In Marseille lebte eine gewisse Madame Armond, deren ganzes Leben ein Roman war. Häßlich wie die Sünde, alt, arm und Wittwe, hatte sie noch immer die bedeutendsten Männer beherrscht und die größten Eroberungen gemacht wo sie sich aufgehalten. Sie hatte diesen Armond, der Intendant der Marine zu Marseille war, auf die sonderbarste Art zu ihrem Manne gemacht; und wußte, vermöge ihres Verstandes und ihrer Klugheit, wo sie auch lebte, dergestalt Liebe und Furcht bey den Leuten für sich zu erwecken, daß die mehrsten sie für eine Zauberin hielten. Sie war die vertraute Freundin der Frau von Maintenon gewesen, seit diese Madame Scarron war; und auch weiterhin hatte immer eine geheime enge Verbindung zwischen ihnen Statt gehabt. Beides sind unläugbare Facta; aber das dritte kann ich auf keine Weise als gewiß behaupten, daß nämlich jene Erscheinung und die Sendung des Schmidts an den König ein betrügerischer Streich dieses Weibes gewesen sey, der dahin abgezielt habe, den König zur Deklaration der Frau von Maintenon als Königin zu bringen. Der Schmidt hat ihrer nie erwähnt und sie nie gesehn; man weiß von der ganzen Geschichte nichts weiter und daß man die Frau von Maintenon beschuldigte, sie habe jene künstliche Maschinerie angelegt, geschah ohne alle nähere Gründe.

IX.

Frau von Maintenon und der König werden bigot.

Die

Die Bigotterie, die ihr die Hand des Königs verschafft hatte, und durch die sie sich im Besitz derselben erhielt, verbunden mit der Neigung, die Regentin und Herrin zu spielen, führte sie, wie wir gesehn haben, zu jener Liebschaft, bey welcher ihre Eigenliebe, die auf nichts als Anbetung sah, die reichste Nahrung fand. Der König, der sich für einen Apostel hielt, hatte während seiner ganzen Regierung eifrig die Ketzerei der Jansenisten, oder was er dafür ansah, verfolgt. Dieß war für Frau von Maintenon willkommen, sie wußte den Eifer des König vortreflich zu nähren und sich dadurch in alles Einfluß zu verschaffen. Die gänzliche Unwissenheit des Königs, in welcher ihn das Interesse der Höflinge zu erziehen, und später immer zu erhalten gewußt hatte, sein Mißtrauen gegen jedermann, das ihm früh eingepflanzt worden war, und die Unzugänglichkeit seiner Person, die im Gewahrsam seiner Minister, seines Beichtvaters und seiner Creaturen war, hatten ihn frühzeitig dazu gewöhnt, auf ihr Wort in Religionssachen Parthei zu nehmen, und in streitigen Lehrmeinungen der katholischen Religion zu entscheiden, so daß er sogar so weit ging, sich in Streit mit Rom einzulassen.

Die Königin Mutter und noch mehr der König in der Folge, glaubten den Worten der Jesuiten und ließen sich den gefährlichen Wahn beybringen, daß jede andere Parthey als die ihrige, der königlichen Gewalt den Untergang drohe und den Geist der Unabhängigkeit und des Republikanismus predige.

Der König verstand von diesen Dingen so wie von vielen andern nicht mehr als ein Kind, und die Jesuiten wußten sehr gut, mit wem sie zu thun hatten. Sie waren im Besitz, Beichtväter des Königs und Vertheiler der Wohlthaten zu seyn, über die

sie die Rechnung führten; der Ehrgeiz der Höflinge und die Furcht, welche sie den Ministern vor sich einzuflößen wußten, gab ihnen eine unumschränkte Gewalt. Der strenge Eigensinn, mit welchem sich der König während seiner ganzen Regierung allem fremden Zureden in Regierungssachen verschloß, gab ihnen vollkommne Sicherheit und setzte sie in Stand, in Religionssachen allein das Wort zu haben und sicher allein gehört zu werden. Es war ihnen daher leicht, ihn für sich bis zur sklavischen Ergebenheit einzunehmen, und ihn zu überreden: wer anders spreche sey Jaseniſt, und Janseniſt seyn, heiße Feind seines königlichen Namens seyn; und dieß war die schwächste empfindlichste Seite des Königs. Indem sie ihn nun bald beym Gewissen bald bey der Eifersucht für seine königliche Würde faßten, konnten sie in dieser Sache und in allem, was den geringsten Bezug darauf hatte, nämlich in Rücksicht aller der Dinge und Personen, die sie ihm von der schlechten Seite zeigen wollten, nach Willkühr über ihn disponiren. Auf diese Art zerstörten sie die Gesellschaft der berühmten und frommen Büßenden zu Portroyal, aus deren Schule so große Männer hervorgegangen waren und die sich um die christliche Kirche so verdient gemacht haben, indem sie durch ihre Schriften eine glückliche Aufklärung verbreiteten, Aberglauben und Irrthümer verscheuchten, und die verdunkelte Wahrheit näher ans Licht brachten. Ihre Schriften erleuchteten den Glauben, erweckten zum practischen Christenthum, und predigten Sittlichkeit und Tugend, indem sie eine genaue Darstellung des menschlichen Herzens gaben und die wahren Motive der Tugend, die wahre Furcht und die wahre Hoffnung predigten. Diese nun zu verfolgen und auszurotten, war das fromme Bestreben des Königs und der Frau von Maintenon, die gleichen heiligen

ligen Eifer mit ihm hatte, als sich noch ein anderes Feld für den König öffnete.

Der Jansenismus fing jetzt an, nicht mehr genug zu thun zu geben, und schien den Jesuiten nur in Ermangelung eines bessern brauchbar zu seyn. Im Fall der Noth waren sie wohl sicher, Stoff genug daran zu haben, um lange wieder beschäftigt zu seyn und sich als angebliche Vertheidiger der Religion, nothwendig und interessant zu machen, wenn nämlich einmal eines ihrer Gaukelspiele das Interesse verloren haben oder entdeckt und gestört werden würde. Nur mußte einige Zeit hingehen, damit sie dem Jansenismus wieder den Reiz der Neuheit geben konnten.

Unter diesen Umständen, da sie das Recht zu haben glaubten, über die Gewissen zu gebieten, hatten sie wenig Mühe, um den Religionseifer des Königs gegen eine Secte zu reizen, die feierlich mit dem Banne der allgemeinen Kirche belegt war und die ihn sich unvermeidlich zugezogen hatte, indem sie in den ersten Fundamentalartikeln, die das ganze Alterthum geheiligt hat, von ihr abgewichen war.

X.

Grausame Verfolgung der Protestanten; Einbildung des Königs, sich besondere Ehre und Verdienste dadurch zu erwerben.

Der König war bigot und bigot mit der tiefsten Unwissenheit, dabey politisch auf sein königliches Ansehn eifersüchtig. Man suchte sich bey ihm beliebt zu machen, indem man diese schwachen Seiten benutzte. Man schilderte ihm die Hugonotten mit den schwär-

zesten Farben. Diese Secte mache einen Staat im Staate; zu dieser zügellosen Freiheit habe sie sich endlich durch alle die vielen Zerrüttungen, Rebellionen und bürgerlichen Kriege, durch Hülfe fremder Bundesgenossen, durch offenbaren gewaltsamen Widerstand gegen ihre Könige, die bis auf ihn selbst mit ihr Frieden zu halten gezwungen gewesen wären, emporgeholfen; aber man verschwieg ihm mit allem Fleiß, wie alles dies Unheil entstanden und wie es so weit gekommen sey, warum und durch wen die Hugonotten zuerst bewaffnet und nachher unterstützt worden seyen, besonders sagten sie kein Wort von allen den weit angelegten Planen, von den Greuelthaten der Ligue und ihren Angriffen auf die Krone, von ihrer Verschwörung gegen das königliche Haus, gegen den Vater, den Großvater des Königs, gegen alle die Seinigen. Eben so sorgfältig verschwieg man ihm, was das Evangelium und, diesem göttlichen Gesetze gemäß, die Apostel und heil. Väter darüber lehren, wie man Jesum Christum predigen, die Ketzer und Ungläubigen bekehren, und sich überhaupt in Religionssachen verhalten müsse. Man lockte den bigotten König mit der süßen Vorspiegelung, auf Kosten anderer, leicht seine eigene Buße abzuthun, die man ihm gewiß und als für die Ewigkeit dauend versprach; man reizte seinen königlichen Stolz mit einer Unternehmung, welche seine Vorfahren nicht hätten ausführen können, indem man seinen Blick von den vielen Großthaten abzog, die sein heldenmüthiger Vater und er selbst unternommen und an der Spitze der Truppen mit einer Tapferkeit vollführt hatte, welche diese oft wider alle Hoffnung im Augenblick der größten Gefahr siegen machte, da sie ihren König an ihrer Spitze dieselben Gefahren mit sich theilen sahen. Man machte ihn überhaupt das ganze Leben dieses großen Königes vergessen, welcher

cher doch der großen Parthei der Hugenotten den tödlichen Streich gab, die seit Franz I so glücklich in ihrem Kampfe sich erhalten hatte und ohne den Kopf und Arm Ludwigs des Gerechten nie auf das Wort Ludwigs XIV gestürzt wäre. Der König weit entfernt, auf ein so rühmliches Beyspiel zu sehen, ließ sich, während er sich so sehr piquirte selbst zu regieren, zu einer Handlung verleiten, welche gleich groß wie er glaubte in Rücksicht der Heiligkeit und Politik seyn sollte, indem sie der wahren Religion durch Vertilgung der Ketzerei den Sieg verschaffe, den König unabhängig mache, seine Fesseln zerbreche und diese Feinde seines Thrones, die bey jedem günstigen Augenblick ihre Parthei wieder zu vereinigen, und ihrem Könige Gesetze zu geben suchen würden, auf ewig vernichte.

Seine großen Minister lebten damals nicht mehr; le Tellier lag auf dem Sterbebette, sein unglückseliger Sohn war der einzige Minister, Seignelay fing erst an sich zu entwickeln. Louvois wünschte Krieg, er trug ungern die Fessel eines jetzt eben auf zwanzig Jahre geschlossenen Waffenstillstandes, er hoffte daß ein so harter Streich auf die Hugenotten geführt das protestantische Europa in Waffen setzen würde, und sah einstweilen die Vortheile für sich, daß der König zur Exekution gegen die Hugenotten seine Truppen nehmen müße, daß er vorzüglich Vollstrecker derselben werde und sich dadurch immer mehr in Credit setzen könnte.

Frau von Maintenon war vermöge ihres Charakters, nach der treuen Schilderung, die wir davon gegeben haben, nicht des geringsten, was über die Intrigue hinausging, fähig; sie war nicht dazu gemacht in dieser Sache weiter zu sehen, als man sie sehen ließ; und wie sollte sie nicht mit Freuden eine Gelegenheit ergreifen, wo sie sich beliebt machen, wo

sie

sie bewundert werden und sich mit Hülfe der Religiosität befestigen konnte? Niemand wußte übrigens ein Wort von der ganzen Sache, die bloß zwischen dem Beichtvater, dem Minister, der fast allein Minister war, und der neuen geliebten Gemahlin verhandelt wurde; und wer hätte wohl zu widersprechen gewagt? So können Könige auf diese oder jene Weise zu allem gebracht werden, wenn sie aus Stolz, aus Mißtrauen, aus allzugroßer Ergebenheit gegen ihre Umgebungen, oder aus Trägheit niemanden hören als die wenigen Vertrauten und sich von ihren übrigen Unterthanen durch eine unübersteigliche Scheidewand trennen. Die Aufhebung des Edictes von Nantes die ohne allen Vorwand und ohne allen Grund geschah, und eine unzählige Folge von Verordnungen oder vielmehr von Proscriptionen, waren die verderbliche Frucht dieses abscheulichen Complots; und unübersehbar schrecklich war das Unglück, das dadurch über Frankreich hereinbrach. Ein Viertheil des Königreichs wurde entvölkert, der Handel in allen seinen Zweigen zu Grunde gerichtet, das Land lange Zeit der öffentlichen anerkannten Plünderung der Dragonaden preißgestellt; Martern und Todesstrafen waren autorisirt und eine unzählige Menge unschuldiger Schlachtopfer beyderlei Geschlechtes fielen unter Henkershand; ein zahlreiches Volk wurde dem Verderben preißgegeben, die Bande der Familien wurden zerrissen, Verwandte bewaffneten sich gegen Verwandte, um der Proscribierten Güter an sich zu reißen, und sie dem Hunger zu überlassen. Unsere Manufacturen wanderten ins Ausland, fremde Staaten bevölkerten sich auf unsre Kosten und füllten sich mit neuangebauten Städten, weit entlegne Länder sahen das Schauspiel einer unzählbaren Menge elender unschuldig Vertriebener, die ihr Vaterland verstoßen hatte, die hülflos nach einer Freistatt umher

irr-

irrten. Hier wurde kein Stand, kein Alter verschont, kein Verdienst, keine Tugend; Vornehme, Reiche, Greise, Leute von unbescholtener Frömmigkeit, Gelehrsamkeit, Tugend, Schwachheit und Delikatesse, alles traf der Schlag des Verderbens und das allgemeine Verbrechen war die Religion. Auch wurden (was diese Schreckniſſe vermehrte) unzählige Meineide und Gotteslästerungen begangen; während alles vom Wehklagen der unglücklichen Schlachtopfer des Irrthums ertönte, erkauften andere mit Aufopferung ihres Glaubens und ihres Gewiſſens durch eine erheuchelte Bekehrung ihre Ruhe und ihre Güter, die man dann auf der Stelle zwang, das anzubeten, was ſie nicht glaubten und den göttlichen Leib des Allerhöchſten leiblich zu genießen, während ſie innerlich überzeugt waren, ſie genöſſen bloßes Brod, das ihnen ein Greuel ſeyn mußte. Von der Tortur zur Abſchwörung, und von da zur Communion oft binnen weniger als vier und zwanzig Stunden war die gewöhnliche Procedur, und ihre Henker waren ihre Ankläger und Zeugen. Dieß waren die Früchte der Schmeichelei und Grauſamkeit!

Viele dieſer angeblich Bekehrten unterließen nachher nicht bey mehrerer Ruhe durch die Flucht oder durch ihr Betragen ihren erzwungenen Schwur zu brechen. Faſt alle Biſchöfe zeigten ſich bey dieſer tumultuariſchen, irreligiöſen Bekehrung thätig, viele brauchten Gewalt, reizten die Blutgier der Henker und trieben die gezwungenen Bekehrten gewaltſam zum Genuß des Allerheiligſten, um das Verdienſt recht vieler Bekehrungen zu haben, von welchen ſie Liſten an den Hof ſchickten, wodurch ſie ſich Credit und Belohnungen zu verdienen hofften. Die Intendanten der Provinzen beeiferten ſich unter einander, den Biſchöfen

schöfen und Dragonern behülflich zu seyn und sich bey Hofe durch ihre Listen geltend zu machen. Die wenigen Generale und Gouverneure der Provinzen, die sich daselbst befanden, und die wenigen Herrn von Adel, die auf ihren Schlössern lebten, wenn sie Mittel fanden, auch sich neben der Thätigkeit der Bischöfe und Intendanten geltend zu machen, ließen ebenfalls ihren Eifer glänzen. So erhielt der König von allen Seiten Nachrichten und Verzeichnisse von diesen schrecklichen Verfolgungen und Bekehrungen; man zählte nach Tausenden die Menge derer, die ihren Glauben abgeschworen und communicirt hatten, zwey Tausend an einem Orte, sechs Tausend an einem andern, alle auf einmal und in einem Augenblick. Der König wünschte sich Glück wegen seiner Macht und Frömmigkeit; er sah die Zeiten der Apostel wiederkehren und glaubte ihnen gleich zu seyn. Die Bischöfe schrieben ihm Lobreden, und die Jesuiten besonders verkündigten sein Lob auf den Kanzeln und überall. Ganz Frankreich war ein Schauplatz der Verwirrung und des Schreckens, und dennoch diese Gratulationen, diese Ergießung von Lobsprüchen, diese Triumphe! Der König zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit dieser zahlreichen Bekehrungen, die Bekehrer sparten keine Mühe, um ihn davon zu überzeugen und sprachen ihn zum voraus selig; in seiner Schwäche schlürfte er mit langen Zügen diesen süßen Gift, er war sich nie so groß als König, so groß an Tugend, Verdienst und Heldensinn erschienen, nie glaubte er sich vor Gott der Vergebung seiner Sünden und seines scandalösen Lebens so sicher. Er hörte nur Lobsprüche, während die Gutgesinnten, die wahren Katholiken, die Bischöfe, die nicht Höflinge, aber wahrhaft fromm waren, die nicht aus St Sulpice jene verderblichen Grundsätze eingesogen hatten, über diese schrecklichen Entweihungen

der

der Religion, über diese so hochgerühmten Heucheleien seufzten und mit innerm Kummer sahen, wie die rechtgläubigen Christen die Grausamkeit der heidnischen Tyrannen gegen unsere ersten Confessoren und heil. Märtyrer nachahmten und durch solche abscheuliche Mittel der wahren Religion einen ewigen Schandfleck anhängten, während unsere Nachbarn sich darüber, wie wir uns selbst entkräfteten und zerstörten, freuten, unsere Thorheit benutzten und auf den uns zugezogenen Haß aller Protestantischen Mächte Plane zu unserm Verderben gründeten.

VI.

Rom versagt ihm seinen Beifall.

Aber für diese so laut sprechenden Wahrheiten war das Ohr des Königs verschlossen; selbst die Art wie sich der Römische Hof in dieser Sache betrug, öffnete ihm die Augen nicht. Dieser Hof hatte sich ehemals nicht geschämt, die St. Barthalomäusnacht durch öffentliche Processionen und Danksagungen zu verherrlichen und diese Greuelthat durch die größte Mahler im Vatican verewigen zu lassen. Odescalchi unter dem Namen Innocens XI saß jetzt auf dem päbstlichen Stuhl. Es war ein treflicher Bischof, aber zum Fürsten untauglich und ganz Oestreichisch gesinnt; seine Minister waren von demselben Charakter. Der große Streit wegen der Regalien hatte ihn gleich vom Anfang seines Pontificats an mit dem Könige entzweit; die vier Artikel der Versammlung der Geistlichkeit vom J. 1682 hatten ihn noch mehr aufgebracht; und die Vertilgung der Hugenotten konnte auch nicht die geringste Billigung von ihm erhalten; er schrieb diesen Schritt immer bloß der Politik Ludwigs

wigs XIV. zu, vermöge der er eine Parthie zu vertilgen für gut befunden habe, welche Frankreich so lange in Unruhe gesetzt hatte. Der Streit wegen der Quartiersfreiheit kam nachher noch dazu, und die beiden Höfe wurden aufs äusserste gespannt. Der Streit wegen der Franchisen und der Ausgang desselben, vorzüglich aber die Artikel vom J. 1682 zeigten nur allzudeutlich, daß Lionne nicht mehr lebte und daß wir nicht mehr in den Zeiten der berühmten Affäre der Corsen und des Tractats von Pisa waren.

XII.

Stiftung von St. Cyr.

Die prachtvolle Stiftung von St. Cyr folgte kurz auf die Aufhebung des Edictes von Nantes. Frau von Montespan hatte das Fräuleinstift St. Joseph zu Paris gestiftet und ein prächtiges Haus für dasselbe aufführen lassen. Dieses Stift sollte eine Unterrichtsanstalt für junge Mädchen seyn, in allen Arten von Arbeiten; es lieferte wirklich nachher die schönsten Arbeiten in allen Kirchenverzierungen und prächtigen Möbeln für den König und wer sonst sich dergleichen bestellte. In diesem Hause lebte auch zuletzt Frau von Montespan, nach dem sie den Hof verlassen hatte. Die Eifersucht reizte Frau von Maintenon zu einem viel wichtigern und weitaussehendern Unternehmen zum Vortheil des armen Adels; wofür sich, wie sie hoffte, der ganze Adel interessiren würde, und wodurch sie als Beschützerin desselben erschiene. Dabey hoffte sie, indem sie sich ein so glänzendes Denkmahl errichte, das dem Könige zugleich und ihr selbst Unterhaltung und Interesse gewährte, die Deklaration ihrer Vermählung dadurch

zu

zu erhalten. Endlich konnte ihr dieses Stift zu einem Zufluchtsort dienen, wenn sie das Unglück haben sollte, den König zu verlieren, wie es auch wirklich geschah. Die reichen Tafelgüter der Abtei St. Denis, die zu St. Cyr geschlagen wurden, verminderten in den Augen des Königs den großen Aufwand dieser Stiftung und da der Zweck derselben so nützlich war, so fehlte es nicht an gerechtem Beifall. Die Deklaration als Königin war immer ihr heißester Wunsch; selbst als ihr Louvois durch jenen heldenmüthigen Schritt, der ihn und den Erzbischof zu Grunde richtete, ein starkes Hinderniß in den Weg gelegt hatte, gab sie noch nicht alle Hoffnung auf. Sie hatte sich geschmeichelt, schon längst, ehe sie noch wirklich daran denken konnte, sich den Weg dazu gebahnt zu haben. Denn noch bey Lebzeiten der Königin hatte sie, um sich ein wenig herauszuheben und die Schande ihres vorigen Lebens zu bedecken, den König auf eine bescheidene Weise auf ihren Adel aufmerksam gemacht, und nachher bey der Vermählung des Dauphins ihm zu verstehen gegeben, wie nöthig es sey, die Gemahlin desselben mit treuen Personen zu umgeben, und daß er ihr unter irgend einem Titel die Beobachtung derselben anvertrauen möchte.

Damals wurde die Herzogin von Richelieu, bis dahin Hofdame der Königin, der Gemahlin des Dauphins als Hofdame zugegeben, indem dafür der Herzog die Stelle als Hofcavalier erhielt, die er gut zu benutzen und dann vortheilhaft zu verkaufen hoffte, ohne selbst etwas dafür gegeben zu haben; beides waren alte Freunde der Frau von Maintenon, welche nebst der Frau von Rochefort dame d'atours wurde. Es war ein sonderbarer Abstand zwischen diesen beiden Hofdamen; eigentlich war nur eine nöthig, und die Wahl der zweiten wurde von jedermann gemiß-

mißbilligt. Die erste war im Dienste der Mätressen und Minister alt geworden, und suchte nun dieser neuen aufgehenden Sonne zu gefallen. Sie hofte auch der Herzogin von Richelieu, die viel älter und schwächlicher als sie war, in ihrer Stelle zu folgen; aber es gelang ihr nicht; der König bestand auf eine Herzogin. Wir haben gesehen, wie und warum Frau von Maintenon damals die Herzogin von Arpajon zum allgemeinen Erstaunen und zum Erstaunen der Herzogin selbst bestürmte. Aber trotz aller dieser Bemühungen siegte der Deutsche Stolz zum eignen größten Nachtheil der Gemahlin des Dauphins. Der Dauphin, der kein Freund der Maintenon war, ließ seiner Gemahlin ihren Willen. Er war damals mit der Prinzessin von Conti im Bunde, die ihn beherrschte und als Tochter der Frau de la Valliere nichts weniger als Freundin der Kinder der Montespan und ihrer Erzieherin war; übrigens war sie eben so wenig Freundin der Gemahlin des Dauphins, die sie als Nebenbuhlerin fürchtete; bey ihrem Verhältnisse mit dem Dauphin sah sie es also nicht ungern, daß diese in Rücksicht der Maintenon einen so unglücklichen Fehler beging, wodurch sie sich dem Könige gerade zu entgegen setzte und ihren Credit verlieren mußte, wie es auch geschah. Sie war am Hofe so gut wie eine Null. Man behauptete, die Prinzessin von Conti habe, als sie ihr, nach ihrer Niederkunft mit dem Herzog von Berri, eine Wochenvisite abstattete, übermäßig parfümirt lange sehr nahe bey ihr gesessen. Es mag dies Grund haben oder nicht, sie war nachher die kurze Zeit, die sie noch lebte, beständig kränklich und ihr früher Tod war ihrem Gemahl, ihrem Schwiegervater, und noch mehr ihrer Schwiegermutter sehr willkommen, die sich vierzehn Monate nachher auch von Louvois befreit sah.

XIII.

XIII.

Neue Intriguen wegen der Deklaration ihrer Vermählung.

Jetzt erwachte die Hoffnung der Maintenon, deklarirt zu werden, von neuem und lebhafter als je. Der Dauphin und der Bruder des Königs ſtanden ihr zwar im Wege; aber ſie waren ſo ſehr vom Könige abhängig, daß ihr Wille in dieſer Sache für nichts galt. Es war auch allgemein das Gerücht verbreitet, daß ihre Deklaration bevorſtehe, als das Apartement der Königin, das ſeit dem Tode der Gemahlin des Dauphins verſchloſſen geweſen war, unter dem Vorwande, wie man ſagte, geöffnet wurde, daß daſelbſt der prächtige vierfarbige Kirchenſchmuck, den der König der Kirche zu Straßburg zum Geſchenk beſtimmt hatte, dem Hofe zur Schau ausgeſtellt werden ſollte. Wie man ſagte war jene ſonderbare Aeuſſerung über die Deklaration der Frau von Maintenon, welche Tonnere der Biſchof von Noyon gegen den König bey Tafel fallen ließ, nicht ohne Grund. Wirklich war die Deklaration damals im Werke; aber den König beunruhigte noch manches deßhalb vorgefallene; und er fragte deßwegen den berühmten Boſſuet, Biſchof von Meaux, und Fenelon, den Erzbiſchof von Cambrai, die ihm beyde davon abriethen und die Sache zum zweytenmale und auf immer vereitelten. Der Erzbiſchof ſtand ſchon wegen der Frau von Guyon mit der Maintenon in übelm Vernehmen, ihren vollen Haß hatte er ſich aber wegen des Biſchofs von Chartres Godet zugezogen; nunmehr verlor er auch ſehr bald die Gnade des Königs, in der er ſich noch erhalten hatte. Boſſuet entging der Ungna-

gnade; die Maintenon ließ ihn aus mehrern Gründen ihre Rache nicht fühlen. Godet, der ihre ganze Freundschaft besaß, konnte der Feder und des Ansehns von Bossuet nicht entbehren, um Fenelon zu demüthigen. Uebrigens hing der König aus Gewohnheit und Achtung sehr an Bossuet, da er in der frühern Zeit, selbst bey den Ausschweifungen des Königs im vertrautesten Verhältniß mit ihm gestanden hatte; auch hatte er, was der hauptsächlichste Grund seiner Erhaltung war, der Frau von Maintenon ohne daß es sein wirklicher Vorsatz war, einen sehr erwünschten Dienst geleistet. Bossuet war ein Mann, der Tugend, Rechtschaffenheit und Edelmuth mit Wissenschaft und der ausgebreitetsten Gelehrsamkeit verband. Als Lehrer des Dauphins hatte er sich das Vertrauen des Königs erworben, und dieser fragte ihn mehrmals in den Angelegenheiten seines Lebens um Rath. Bossuet hatte mit ihm schon oft über sein Leben mit einer Freymüthigkeit gesprochen, wie man sie nur in den alten Biederzeiten und bey den ersten Bischöfen der Kirche finden kann. Er wagte es mehr als einmal, den Strom seiner Ausschweifungen zu hemmen, und auch, wenn sich ihm der König entzog, ihn mit seinen Warnungen zu verfolgen; zuletzt zog er den König von allem lasterhaften Umgang zurück, und seine Bemühungen wurden durch die Verstoßung der Montespan vom Hofe gekrönt. Frau von Maintenon sah sich auf dem Gipfel ihres Glückes nicht sicher, so lange die alte Geliebte des Königs noch am Hofe war, und den König täglich bey sich sah: es war für sie eine Schmälerung ihrer Rechte. Uebrigens konnte sie nicht umhin, ihr wo nicht die alte Achtung, doch wenigstens dem Scheine nach viel Aufmerksamkeit und Ehre zu erweisen. Ausserdem aber, daß sie diese lästige Pflicht nur allzuviel an ihre ehemalige Niedrigkeit erinnerte, ließ es auch

Frau

Frau von Montespan nicht an bittern und ohne alle Schonung deutlichen Erinnerungen fehlen.

XIV.

Verbindung zwischen Frau von Maintenon und dem Herzog du Maine.

Die halb öffentlichen Besuche, die der König täglich zwischen der Messe und dem Diner, um kurz mit der Etikette wegzukommen, bey seiner alten Geliebten machte, standen im lächerlichsten Contrast mit seinen langen anhaltenden Besuchen bey der neuen Geliebten, bey der, die jener gedient hatte, und die ohne den Namen von Mätresse oder Gemahlin den Mittelpunkt des Hofes und des Staates ausmachte.

Die Entfernung der Frau von Montespan vom Hofe, mußte aber doch der Frau von Maintenon eine große Last vom Halse schaffen, und sie wußte sehr gut, daß sie dieselbe ganz allein dem Bischoffe von Meaux zu danken hatte, der auch die Widerhohlung des Befehls auswirkte.

Dieß war nun die Periode der so engen Verbindung zwischen dem Herzog von Maine und der Maintenon, die ihn sogar adoptirte. Ihre Freundschaft befestigte sich nachher immer mehr, sie bahnte ihm den Weg zu der ungeheuren Größe, zu der er stufenweis emporstieg und würde ihn sogar auf den Thron gehoben haben, wenn die Macht seiner alten Freundin so weit hätte reichen können.

XV.

XV.

Treulosigkeit des Herzogs gegen seine Mutter die Frau von Montespan, deren Verstoßung er befördert: er überbringt ihr selbst die Ordre des Königs.

Der Herzog von Maine kannte den König, dessen Vertrauen er genoß, zu gut, um nicht bald seine aufkeimende schnell sich entwickelnde Liebe zur Maintenon zu entdecken, und vorauszusehen, daß die erste Folge davon die Ungnade der Montespan seyn würde. Niemand war schlauer und bey äusserer Liebenswürdigkeit, bey einem natürlichen, kunstlosen Benehmen, ja bey der größten Naivität so versteckt als der Herzog; niemand konnte sich leichter in die mannigfaltigsten Formen fügen; niemand leichter als er die Personen, die ihn interessirten, ausspähen; niemand hatte mehr Feinheit und Gewandheit, um sich zu insinuiren, und niemand konnte bey einem so frommen, klösterlichen, philosophisch nachlässigen Aeussern, so voll ehrgeiziger weit aussehender Plane seyn, die seine ausserordentliche Furchtsamkeit in manchen Dingen überdieß trefflich verstecken half.

Er sah also sehr bald, in welcher Lage er sich zwischen seiner Mutter und seiner Erzieherin befand, die in ihrer tödtlichen Eifersucht unversöhnlich seyn würden. Er sah deutlich, daß ihm seine Mutter nur in allem hindern könnte, während er von seiner Erzieherin alles hoffen durfte. Das Opfer war also leicht gebracht: er verband sich mit dem Bischof von Meaux zu Beschleunigung der Entfernung seiner Mutter; er rechnete es sich zum Verdienst bey der Frau von Maintenon an, daß er selbst die Verstoßung seiner

ner Mutter vom Hofe beförderte und nahm das schimpfliche Geschäft über sich, ihr den ausdrücklichen Befehl des Königs zu überbringen. Er that es ohne Schonung, trieb sie zum Gehorsam und ergab sich nun ganz der Maintenon.

Diese eines guten Sohnes unwürdige Handlung erregte den gerechten Unwillen seiner Mutter, sie wollte ihn gar nicht mehr sehen und verzieh ihm auch wirklich nie; aber das war sein geringster Kummer. Er hielt sich an die, welche herrschte und daurend herrschte, und die er unumschränkt besaß; sie war ihm ganz ergeben, und ihre Neigung gegen ihn hatte keine Grenzen. Nach der Verstoßung der Montespan ging nun für die Maintenon eine neue glänzende Periode an. Als sie die Deklaration ihrer Vermählung zum zweytenmahle verfehlt hatte, sah sie ein, daß sie nie wieder daran denken dürfte und hatte genug Gewalt über sich, um die Sache ganz ruhen zu lassen, und, da sie nicht als Königin hatte deklarirt werden können, sich wenigstens die Gnade des Königs zu sichern. Der König, der eine Last vom Herzen hatte, wußte ihr für dieses Betragen Dank, und seine Neigung für sie, seine Achtung, sein Zutrauen verdoppelte sich. Sie hätte vielleicht der Größe erliegen müssen, in der sie so gern erscheinen wollte; jetzt aber genoß sie sicher ihres halb verhüllten Glanzes.

XVI.

Leben der Montespan nach ihrer Verstoßung.

Daß Frau von Montespan Mätresse des Königs wurde, war mehr die Schuld ihres Mannes als ihre eigene. Sie hatte ihm ihren ersten Argwohn von der

Liebe des Königs zu ihr entdeckt, sie verhehlte es ihm nicht, als sich dieser Argwohn bestätigte, sie sagte ihm, als der König eine Fete anstellte, daß er sie ihr zu Ehren anstelle, sie bat ihn inständigst, sie beschwor ihn, daß er mit ihr auf seine Güter in Guyenne gehen und sie dort so lange lassen möchte, bis sie der König vergessen und sich anderswo verbunden habe. Montespan ließ sich durch nichts bewegen und büßte bald und hart dafür: zu seiner Qual konnte er seine Gattin bis an seinen Tod nicht vergessen, und dennoch wollte er sie seit dem ersten Ausbruch der Sache nie wieder sehen. Ich will jetzt übergehen, wie die bigotte Furcht des Königs vor dem Teufel sie, durch verschiedene Stufen herab, bis zu ihrer Entfernung vom Hofe trieb. Ich spreche anderswo von Frau von Maintenon, die ihr alles zu danken hatte, und die sie von ihrem Platze verdrängte, noch höher als sie, stieg, sie mit den bittersten Kränkungen quälte und endlich vom Hofe gänzlich entfernen half. Dieses, was niemand wagte, und weßhalb der König in Verlegenheit war, nahm der Herzog du Maine über sich und vollendete der Bischof von Meaux. Sie ging mit Thränen und mit Verzweiflung vom Hofe und verzieh es dem Herzog du Maine nie, der durch diesen schändlichen Dienst, den er der Maintenon leistete, sich auf immer der Freundschaft und Allmacht derselben versicherte.

Die Mätresse zog sich in das Stift St. Joseph zurück, das sie erbaut hatte, und es hielt schwer sich in ihr neues Leben zu finden. Sie nahm ihre Langeweile, ihre Unruhe mit sich nach Bourbon, nach Fontevraud und konnte Jahrelang nicht zu sich selbst kommen. Endlich faßte der Gedanke an Gott in ihrem Herzen Platz. Ihre Sünde war immer mit dem Bewußtseyn derselben begleitet gewesen; sie ging oft vom

Könige

Könige weg in ein Cabinet, um da zu Gott zu beten. Nichts konnte sie zur Uebergehung eines Fasttags bringen, sie beobachtete die ganze Fastenzeit und mit der größten Strenge des Fastens. In der Periode ihrer Ausschweifung zeigte sie viel Wohlthätigkeit gegen die Armen, Achtung gegen jeden Biedern, und viel Frömmigkeit und festen Glauben, war aber dabey stolz, tyrannisch, leidenschaftlich, unzufrieden und alles was die Schönheit und die Allmacht, die sie dadurch erlangt hatte, mit sich führen können. Entschlossen endlich, die Zeit zu ihrem Besten zu benutzen, die ihr das Unglück gewährte, suchte sie einen weisen erleuchteten Führer und vertraute sich dem Pater de la Tour, dem General des Oratoriums, der sich durch seine Beredsamkeit, durch sein Ansehen, seine Klugheit und Politik und durch seine Freunde auszeichnete. Von der Zeit an bis an ihren Tod war ihre Bekehrung aufrichtig, und ihre Reue wurde immer inniger. Das erste Opfer war, daß sie der Anhänglichkeit an den Hof, die sie noch im Stillen hegte, und den Hoffnungen, mit denen sie sich, so chimärisch sie waren, noch immer tröstete, gänzlich entsagte. Sie hatte sich nämlich überredet, der König sey durch seine Bigotterie dazu gebracht worden, sie zu verstoßen, diese Bigotterie, welche Frau von Maintenon so geschickt zu ihrem Verderben benutzt habe, habe ihrer Nebenbuhlerin zu dieser Höhe des Glückes empor geholfen, das Alter und die Kränklichkeit derselben, die sie sich größer dachte, könnte sie leicht wieder von ihr befreien, und dem Könige würde dann als Wittwer nichts im Wege stehen, seiner ehemals so lebhaften Neigung wieder zu leben; die Zärtlichkeit für ihre gemeinschaftlichen Kinder, das Bestreben sie emporzuheben, könnten leicht den König wieder für sie gewinnen, der sie dann vielleicht, von allen seinen Gewissenszweifeln befreit,

mit dem Range ihrer Nebenbuhlerin schmücken würde. Ihre Kinder hatten die nämlichen Hoffnungen und erwiesen ihr die größte Achtung und Aufmerksamkeit. Sie liebte sie mit Leidenschaft, den Herzog du Maine ausgenommen, der lange Zeit nicht zu ihr kam und und sie nachher nur aus Etikette besuchte. Die übrigen drey waren ihr so ergeben, daß sie eine unumschränkte Gewalt über sie ausübte. Sie machte ihnen beständig Geschenke, sowohl aus Neigung, als um ihre Liebe zu erhalten und sich diese einzige Verbindung, in der sie noch mit dem Könige stand, zu sichern: denn aller Zusammenhang zwischen ihnen war abgebrochen. Ihre häufigen Besuche wurden aber eingeschränkt, sie durften sie nur selten sehen und mußten erst um Erlaubniß bitten. Sie wurde nun d'Antin's Mutter, dessen Stiefmutter nur sie bisher gewesen war, und machte es zu ihrem Geschäfte, ihn zu bereichern.

Der Pater de la Tour erhielt von ihr einen schweren Beweis ihrer Reue. Sie entschloß sich nämlich, ihren Gemahl um Verzeihung zu bitten, und sich ihm ganz wieder zu überlassen: sie schrieb selbst an ihn in den demüthigsten Ausdrücken, und erbot sich, zu ihm zurückzukehren, wenn er sie wieder aufzunehmen würdigte, oder jeden Aufenthalt zu wählen, den er ihr anweisen würde. Wer Frau von Montespan gekannt hat, muß dieß die heldenmüthigste Selbstüberwindung nennen. Sie wurde nicht in die Versuchung gesetzt, diesen rühmlichen Entschluß zu vollführen. Hr. von Montespan ließ ihr sagen, er wolle ihre Rückkehr nicht, er wolle ihr auch nichts vorschreiben und sie nie in seinem Leben wieder sehen. Bey seinem Tode trauerte sie um ihn wie seine Frau, ob sie gleich weder vorher noch nachher die Livree und

das

das Wappen ihres Gemahls, das sie abgelegt hatte, wieder annahm und immer das ihrige ganz allein fortführte. Nach und nach hatte sie fast ihr ganzes Vermögen den Armen geschenkt; sie arbeitete für sie jeden Tag einige Stunden, verfertigte für sie grobe Arbeit, als Hemden und dergleichen Kleidungsstücke, und wer bey ihr war, mußte mit arbeiten. Ihre Tafel, die sonst immer äusserst verschwenderisch seyn mußte, war jetzt ausserordentlich frugal, ihre Fasttage hatten sich sehr vermehrt, und ihre Betstunden riefen sie von der Gesellschaft und dem unbedeutenden Spiele ab, das sie sich zum Zeitvertreib erlaubte: zu jeder Stunde des Tages ging sie unausgesetzt zum Gebet in ihr Cabinet. Ihre Büßungen hatten kein Ende, ihre Hemden und Linnen waren von der grauesten, gröbsten Leinwand und nur mit gewöhnlicher Leinwand überdeckt. Sie trug beständig Armbänder, Kniebänder und einen Gürtel mit eisernen Stacheln besetzt, die sie oft verwundeten; auch ihrer ehedem so gefürchteten Zunge war Büßung auferlegt. Uebrigens quälte sie die Furcht vor dem Tode so sehr, daß sie sich mehrere Weiber hielt, die des Nachts bey ihr wachen mußten. Ihre Bettvorhänge waren jedesmal ganz aufgezogen, es brannten mehrere Wachslichter, und ihre Weiber mußten an ihrem Bette wachen, die sie, so oft sie in der Nacht aufwachte, plaudernd, oder spielend, oder essend finden wollte, um vor ihrem Einschlafen sicher zu seyn. Demungeachtet konnte sie nie das Aeussere der Königin ablegen, das sie in der Periode ihres Glanzes sich angemaßt hatte und das ihr selbst in ihre Niedrigkeit gefolgt war; alles war noch von jenen Zeiten her so daran gewöhnt, daß man sie gern nicht darin störte. In ihrem Zimmer stand ein Lehnstuhl für sie dicht unten am Bette, und übrigens war keiner mehr im Zimmer zu sehen, nicht einmal

für ihre eigene Kinder; für die Herzogin von Orleans eben so wenig, als für die andern. Wenn Monsieur und die älteste Prinzessin, die sie immer sehr lieb hatten und sie oft besuchten, zu ihr kamen, so wurden ihnen Lehnstühle gebracht, eben so für Madame la Princelle; aber sie dachte nicht daran von ihrem Stuhle aufzustehen oder sie zu begleiten. Die Gemahlin des Bruders des Königs nahm dieß sehr übel auf und kam fast nie zu ihr. Man kann daraus sehen, wie sie die übrigen Besuche empfangen haben mag. In ihrem Zimmer standen auf beiden Seiten von ihrem Lehnstuhle an kleine Stühle mit gepolsterten Lehnen; diese waren für die Gesellschaft, die zum Besuch zu ihr kam und für die, welche bey ihr logirten, für die Nichten, armen Fräulcins und übrigen Frauenzimmer, die sie bey sich hatte, und die die Honneurs machten. Der ganze Hof ging zu ihr, weiß der Himmel was sie zu ihr hinzog; aber es war nach und nach zur Gewohnheit und Schuldigkeit geworden, und die Damen vom Hofe pflanzten sie auf ihre Töchter über; Männer gingen wenig zu ihr, wenn sie nicht eine besondere Ursache hinführte. Sie sprach mit jedermann ohne Unterschied wie eine Königin, die Hof hält und mit der zu sprechen eine Ehre ist. Wer zu ihr kam, wer es auch seyn mochte, trat mit der größten Ehrerbietung in ihr Zimmer; Besuche machte sie niemanden, auch nicht dem Bruder des Königs, noch seiner Gemahlin, noch der ältesten Prinzessin, noch im Condé'schen Hotel; bey besondern Gelegenheiten schickte sie zu denen, die sie besonders begünstigte, aber nicht zu allen, die sie besuchten. Alles um sie her war vornehm und königlich, sie hielt eine Menge Equipagen, die aber immer in Unordnung waren. Sie blieb schön wie der Tag bis zum letzten Augenblick,

und

und war nie krank, ob sie sich gleich immer dafür hielt, und sterbend dachte.

Ihre ewige Unruhe machte ihr das Reisen nothwendig; wenn sie reiste, führte sie immer sieben oder acht Personen zur Gesellschaft mit sich. Sie war selbst eine der besten Gesellschafterinnen und besaß eine Anmuth, die ihr stolzes Wesen erträglich machte und selbst mit ihm verschmolzen war. Sie besaß übrigens ausserordentlich viel Verstand, die feinste Höflichkeit, und hatte eine ganz eigene Art sich auszudrücken und eine so passende natürliche Beredsamkeit, daß sie sich wirklich durch ihre schöne zierliche Sprache auszeichnete. Diese Sprache war der ganzen Familie, ihrem Bruder und ihren Schwestern eigen, und sie wußte sie so gut durch ihren Umgang andern mitzutheilen, daß sie ihre Nichten und alle die Frauenzimmer, die bey ihr lebten und bey ihr erzogen worden waren, sich zu eigen machten; man erkennt sie noch an den wenigen Personen, die von den ihrigen bis jetzt am Leben sind. Aus Frömmigkeit oder aus Liebhaberei hatte sie sichs zum Geschäft gemacht, Heirathen zu stiften, besonders junge Mädchen zu verheirathen; allein da ihr ihre Almosenspenden wenig zu geben übrig ließen, so verheirathete sie oft Hunger und Durst mit einander. Seit sie den Hof verlassen hatte, ließ sie sich nie so weit herab, um etwas zu bitten, weder für sich noch für andere.

Kein Minister, kein Intendant, kein Richter bekam je etwas von ihr zu hören. Das letztemal als sie nach Bourbon reiste, bezahlte sie, ohne es nöthig zu haben, wie sie oft zu thun pflegte, alle die Pensionen, deren sie viel gab, mehrentheils für arme Adeliche, auf zwey Jahre voraus, und verdoppelte alle ihre Allmosen, ob sie gleich vollkommen gesund war

und es selbst gestand; aber sie sagte, sie glaube nicht, daß sie von dieser Reise zurückkommen würde, und ihre Armen wären dann doch durch diese Vorausbezahlung in Stand gesetzt, anderswo ihren Unterhalt zu suchen. Wirklich war ihr der Gedanke an den Tod immer gegenwärtig, sie sprach von ihrem nahen Tode bey voller Gesundheit. Aber bey aller dieser Furcht, bey ihren Wachfrauen, und bey beständiger Bereitung zum Tode brauchte sie nie einen Arzt, nicht einmal einen Wundarzt. Auf diese Art war es möglich, daß sie bey dem Gedanken an den Tod noch die entfernte Hoffnung hegen konnte, einst ihre Stelle beym Könige wieder einzunehmen, wenn er durch den Tod der Maintenon frey geworden wäre.

XVII.

Leben der Frau von Maintenon nach der Verstoßung ihrer Nebenbuhlerin.

Man darf nicht glauben, daß die Maintenon nach der Verstoßung der Montespan, um sich im Besitz des Königs zu erhalten, keine Kunst nöthig gehabt habe: im Gegentheil war ihre ganze Regierung eine ewige Intrigue, wobey der König immer den Betrognen spielte.

Sie nahm von Niemanden Besuch an, und machte auch selbst keine Besuche; dieß litt nur wenig Ausnahmen. Sie besuchte gewöhnlich nur die Königin von England, mit der sie spielte, und deren Besuch sie auch sehr freundschaftlich bey sich aufnahm; bisweilen auch bey der Frau von Montchevreuil, die ihre vertrauteste Freundin und fast immer bey ihr war. Nach deren Tode ging sie auch bisweilen zu Hrn.

von Montchevreuil, aber selten; er selbst konnte so oft zu ihr kommen, als er wollte, er kam aber nur auf Augenblicke. Auch der Herzog von Richelieu hatte beständig dieses Vorrecht. Uebrigens ging sie noch bisweilen zu ihrer lieben Niece der Fr. von Caylus, die auch oft bey ihr war. Wenn sie alle zwey Jahre etwa einmal zur Herzogin du Lude ging, oder irgend einer andern Dame einmal die seltene Ehre ihres Besuches schenkte, so war es eine besondere Auszeichnung und es wurde die Neuigkeit des Hofes, ob es gleich nur einen Besuch betraf. Ihre alte Freundin Frau von Heudicourt kam auch zu ihr, fast so oft sie wollte, und gegen das Ende auch der Marschall von Villeroi, bisweilen auch Harcourt, aber nie jemand anders. Die Prinzessin von Ursins kam während ihrer glänzenden Reise auch oft zu ihr, besonders zu Marly, wo Frau von Maintenon auch sie einmal besuchte. Nie ging sie zu einer Prinzessin vom Geblüt, nicht einmal zur Gemahlin des Bruders des Königs; auch ging keine zu ihr, ausser bey förmlichen Audienzen; was sehr selten geschah und allemal die Neuigkeit des Tages wurde. Wenn sie mit den Prinzessinnen den Töchtern des Königs zu sprechen hatte, was selten der Fall war und wo sie ihnen gewöhnlich als eine gute Stifmutter den Text lesen wollte, ließ sie sie zu sich kommen. Sie kamen zitternd zu ihr und gingen weinend von ihr weg. Für den Herzog du Maine war ihr Zimmer beständig offen, wo es auch seyn mochte; auch der Herzog von Noailles kam nach seiner Vermählung, so oft er wollte zu ihr, sein Vater mit Einschränkung, seine Mutter höchst selten; der König sowohl als die Maintenon fürchteten sie und konnten sie nicht leiden.

Der Kardinal Noailles hatte, bis zu dem Streite über die Constitution, gewöhnlich einmal in der Woche

den Tag, wo er Audienz beim Könige hatte, geheime Unterredung mit ihr, nachher auch der Kardinal Bissy fast so oft er wollte und auch der Kardinal Rohan, doch mit Einschränkung. Ihr Bruder machte ihr viel Aerger, er kam jeden Augenblick zu ihr, redete ihr immer von jenem Leben vor und machte ihr oft Vorwürfe, übrigens stand er bey ihr in gar keinem Credit. Ihre Stiefschwester erschien nie am Hofe und in Gesellschaft. Frau von Maintenon behandelte sie aus Schonung sehr gut, aber ohne sie irgend zu achten; sie ließ sie bisweilen mit sich speisen, aber so wenig als möglich nach Versailles kommen, ungefähr des Jahres zwey oder drey mal und höchstens auf eine Nacht. Den Bischof von Chartres Godet und den Erzbischof von Rouen d'Aubigny sprach sie nur zu St. Cyr. Audienz bey ihr zu erhalten war fast eben so schwer als beym Könige; die wenigen die sie ertheilte, ertheilte sie zu St. Cyr, wohin man an dem bestimmten Tage und zu den bestimmten Stunden ging, um sie zu sprechen. Zu Versailles erwartete man sie, wenn sie ausging, oder wenn sie wieder zurückkam, wenn man etwas mit ihr sprechen wollte. Geringe und Arme so wie Vornehme und Angesehene paßten diesen Augenblick ab, um sie zu sprechen. Die Marschalls Villeroi, Harcourt, oft auch Tessé und in der letzten Zeit auch bisweilen Hr. von Vaudemont haben mit ihr auf diese Art gesprochen; sprachen sie mit ihr wenn sie zurückkam, so folgten sie ihr nicht weiter als bis in ihre Antichambre, wo sie ganz kurz abbrach und sie stehen ließ. Mehrere haben noch auf diese Art mit ihr gesprochen, ich selbst aber niemals.

Die wenigen Damen, an die der König gewöhnt war und die zu seinem engern Zirkel gehörten, waren bis-

bisweilen bey ihr, wenn der König nicht da war; einigemal speisten einige von ihnen bey ihr Des Morgens, wo sie sehr bald aufstand, gab sie in ihren frommen Angelegenheiten Audienz, bisweilen einigen Ministern und sehr selten einigen Generalen, und diesen letztern nur, wenn sie in besonderm Verhältniß mit ihr standen, wie Villars, Villeroi, Harcourt und Tessé. Oefters ging sie nach 8 Uhr des Morgens und noch früher zu einem Minister, selten speiste sie bey den Ministern in Gesellschaft ihrer Frauen und weniger auserlesener Freunde. Dieß war allemal ein großer Beweis ihrer Gunst und die Neuigkeit des Tages; es führte aber zu weiter nichts als daß es etwas Aufsehen und Neid erregte. Hr. von Beauvilliers wurde am ersten, am längsten und am häufigsten mit solchen Diners beehrt, bis endlich der Bischof von Chartres Godet denselben ein Ende machte und den Fortschritten Fenelons auf einmal Einhalt that. Die Minister, die das Departement des Krieges und der Finanzen hatten, besonders die letztern, standen beständig mit der Maintenon am meisten in Zusammenhang und wurden von ihr am meisten geachtet. Selten ja fast gar nie, war sie bey den übrigen, und nur wegen Geschäften, nie zu Tische. Ihr erstes war, wenn sie des Morgens aufgestanden war, ins Stift St. Cyr zu fahren; hier speiste sie entweder allein oder mit einer ihrer Favoritinnen, ertheilte Audienzen, so wenig als sie gut konnte, besorgte die Angelegenheit des Stifts und der übrigen Nonnenklöster, über die sie die Aufsicht führte, las und beantwortete Briefe, empfing Briefe und Relationen ihrer Spione und fuhr dann ungefähr um die Zeit, wann der König zu kommen pflegte, wieder zurück.

Nachdem sie älter und schwächlicher geworden war, legte sie sich, wenn sie zwischen sieben und acht

Uhr

Uhr des Morgens in St. Cyr angekommen war, zu Bette, um ein wenig auszuruhen oder Arzney zu nehmen. Zu Fontaineblau hatte sie ein Haus in der Stadt, wo sie auch oft hinging, und das nämliche vornahm, wie zu St. Cyr. Zu Marly hatte sie sich ein Zimmer zurecht machen lassen, wovon ein Fenster in die Kapelle ging; dieses brauchte sie oft eben so, wie St. Cyr; aber sie nannte es ihren Ruheort, und dieser Ruheort war für jedermann unzugänglich, die Herzogin von Burgund ausgenommen. Zu Marly, zu Trianon, zu Fontainebleau war der König gewöhnlich an dem Morgen bey ihr, wo kein Conseil war und wo sie nicht zu St. Cyr war; zu Fontainebleau war er nach der Messe bis zum Diner bey ihr, wenn er nicht nach der Messe auf die Parforcejagd ging, und zwar gewöhnlich anderthalb Stunden, bisweilen noch länger; zu Trianon und zu Marly dauerte der Besuch nicht so lange, weil er von ihr weg in den Garten spazieren ging.

Diese Besuche waren gewöhnlich unter vier Augen, aber Nachmittags, wo er fast jeden Tag bey ihr war, waren sie selten allein, und wenn sie es waren, nur kurze Zeit; denn die Minister kamen hin, um mit dem Könige zu arbeiten. Freitags, wo es oft traf, daß keiner dort war, spielte er mit den Damen, die zur vertrauten Gesellschaft gehörten, oder es war Concert, und dieß geschah gegen sein Ende die Woche mehreremale. Gegen neun Uhr des Abends kamen zwei Kammerfrauen, um sie auszukleiden, hierauf brachten ihr Haushofmeister und ein Kammerdiener ihr Abendessen, eine Suppe und einige leichte Speisen. Wenn sie dann gegessen hatte, brachten sie ihre Frauen zu Bett, alles in Gegenwart des Königs und des Ministers, der sich dadurch nicht in seiner Arbeit

ſtören ließ und deßwegen nicht leiſer ſprach, oder wenn kein Miniſter da war, in Gegenwart der Geſellſchaftsdamen. Unterdeſſen kam zehn Uhr herbei, wo der König zum Souper ging und dann zog man die Vorhänge zu. Wenn Frau von Maintenon weg reiste, ſo war es eben ſo. Sie reiste gewöhnlich beyzeiten aus und eine ihrer Favoritinnen begleitete ſie, zum Beyſpiel Frau von Montchevreuil, die faſt allemal mitreiste, oder Frau von Heudicourt, Frau von Dangeau, Frau von Caylus. Sie fuhr gewöhnlich in einem Wagen des Königs, der eigens für ſie beſtimmt war, von Verſailles nach St. Cyr; der Stallmeiſter vom kleinen Marſtall d'Epinay hob ſie in den Wagen und ritt zur Begleitung mit. Dieß war ſein gewöhnliches Tagewerk. Wenn ſie reiste, ſo fuhren gewöhnlich ihre Kammerfrauen in ihrem eignen Wagen, hinter dem Wagen her, worin ſie ſaß; ſie richtete ſich immer ſo ein, daß wenn der König ankam und zu ihr kam, er ſie ſchon arrangirt fand. Es war theils Anſehen, theils Erfindung der zweyten Hofdame der Gemahlin des Dauphins, daß ihr Wagen und ihre Sänfte nebſt ihren Trägern, die ihre Livree trugen, überall wie die Equipagen des erſten Adels paſſirten.

Im geheimern Cirkel war ſie Königin in Gegenwart des Königs, des Dauphins, des Bruders des Königs, des Königs und der Königin von England und in jedermanns Gegenwart, in ihrem ganzen Aeuſſern, in ihrem Ton, in Anſehung des Sitzes, den ſie einnahm; vor dem Publikum aber war ſie eine ſimple Privatperſon und nahm immer einen unteren Platz ein. Ich habe ſie gegen das Ende an der Tafel des Königs zu Marli in Geſellſchaft der Damen, und zu Fontainebleau, in Gala bey der Königin von England, ſpeiſen ſehen,

und

und bemerkt, daß sie durchaus nicht ihren Platz einnahm und den Frauen vom ersten Adel, ja selbst denen vom zweiten Range den Rang ließ und und sich nie von den erstern nöthigen ließ, den Frauen von gewöhnlichem Range aber, wie es schien, nur aus Höflichkeit und ungern nachgab. Bey solchen Gelegenheiten war sie höflich, artig und gesprächig, ohne allen Anspruch und Prunk; sie behauptete aber dennoch ihre Würde, indem sie auf niemanden, als wen der Zufall ihr nahebrachte, Rücksicht nahm. Sie rächte sich grausam an jedem, der es wagte, sie zu vernachläßsigen oder beleidigen. Die Bestrafung der Italienischen Schauspieler ist ein Beyspiel davon.

XVIII.

Die Schauspieler führen die verstellte Spröde auf, sie erkennt sich darin, und läßt sie aus Frankreich verbannen.

Der König vertrieb auf einmal plötzlich die ganze Italienische Truppe und wollte gar keine mehr haben. So lange die Schauspieler sich bloße Possen, die bisweilen freilich der Sittlichkeit und Religion nachtheilig waren, erlaubten, lachte man darüber und ließ es hingehen; aber endlich ließen sie sich einfallen, ein Stück die verstellte Spröde (fauſſe prude) betitelt, aufzuführen, in welchem Frau von Maintenon förmlich am Pranger gestellt war. Das Haus war entsetzlich voll, aber nach drey oder vier Vorstellungen, die sie des Gewinns halber nach einander gaben, erhielten sie den Befehl, ihr Theater zu schließen und binnen einem Monat das Königreich zu räumen. Der Vorfall machte viel Aufsehen. Die Schauspieler mußten mit dem

dem Verluſte ihres Etabliſſements für ihre tolle Dreuſtigkeit büßen. Aber die, welche ſie vertrieb, gewann nichts dabey, denn man ſprach allgemein und frey und unverholen von dieſem lächerlichen Auftritt.

Frau von Maintenon kleidete ſich immer ſehr ſchön, anſtändig und geſchmackvoll, aber allzu beſcheiden und älter als ſie damals war. Seit ſie nicht mehr öffentlich erſchien, ſah man nur ihre ſchwarzen Aufſätze und Scherpen, wenn ſie ſich einmal durch Zufall ſehen ließ. Sie ging nie zu dem Könige, auſſer wenn er krank war, oder an den Morgen, wo er medicinirte, zu der Herzogin von Burgund faſt auch nicht eher, und ſonſt bey keiner Gelegenheit. War ſie mit dem Könige auf ihrem Zimmer, ſo ſaßen ſie beyde jedes in einem Lehnſtuhle, an beyden Seiten des Kamins, ſie neben dem Bette, der König an der Wand neben der Thür des Vorzimmers und zwey Seſſel vor ſeinem Tiſche; auf dem einen ſaß der Miniſter, der mit dem Könige arbeitete, auf dem andern lagen die Papiere. An den Tagen, wo gearbeitet wurde, waren ſie nur kurze Zeit mit einander allein, ehe der Miniſter kam, und oft noch kürzer, wenn er fort war. Der König ſetzte ſich dann auf einen Arbeitsſtuhl, trat ein Weilchen vor das Bett der Frau von Maintenon, ſagte ihr gute Nacht und ging dann zu Tiſche. Dieß war das äuſſere Leben der Frau von Maintenon.

XIX.

Frau von Maintenon miſcht ſich in die Staatsgeſchäfte.

Während der König arbeitete, las Frau von Maintenon oder ſtickte. Sie hörte alles, was zwiſchen

schen dem Könige und dem Minister vorging, denn dieser sprach ganz laut, sie aber sprach selten darein und noch seltener etwas von Bedeutung. Oft fragte sie der König um ihre Meinung, dann sprach sie immer mit der größten Zurückhaltung und Bescheidenheit, nie, oder doch höchst selten, schien sie für eine Sache und noch weniger für eine Person interessirt zu seyn; aber sie war mit dem Minister einverstanden, der weder bey ihren vertrauten Unterredungenr ihr zu widersprechen, noch vor dem Könige in ihrem Beyseyn gegen ihre Meinung zu reden wagte. Sobald die Ertheilung irgend einer Gnade oder eines Amtes zur Verhandlung kommen sollte, wurde die Sache vorher von dem Minister und der Frau von Maintenon besprochen und entschieden, ehe sie dem Könige bey der Arbeit vorgelegt wurde; dadurch wurden oft manche Dinge aufgeschoben, ohne daß der König oder irgend jemand wußte warum? Frau von Maintenon ließ dem Minister gewöhnlich sagen, daß sie ihn vorher sprechen wollte; und er wagte es nicht, eine Sache zur Sprache zu bringen, worüber er vorher nicht seine Befehle erhalten hatte und worüber sich zu besprechen sie wegen der Umstände keine Zeit hatten finden können. War dieß geschehen, so that der Minister den Vortrag und legte eine Liste vor: fiel der König durch Zufall auf das Subject, das die Maintenon bestimmt hatte, so hielt ihn der Minister dabey fest; fiel er auf ein anderes, so lenkte er seine Aufmerksamkeit auf die übrigen, ließ den König dann sprechen und erreichte dabey seinen Zweck. Selten schlug er ausdrücklich den vor, den er wollte, sondern immer mehrere zugleich, die er gleich würdig vorzustellen suchte und dadurch den König unschlüssig machte; dann fragte ihn der König um seine Meinung, worauf er noch einmal die Gründe, die für jeden sprächen,

durch-

durchlief und endlich den heraushob, den er gewählt haben wollte. Der König war fast immer unentschlüssig, und fragte die Maintenon, was sie dazu sage? Sie lächelte, that als nähme sie keinen Antheil daran, sagte bisweilen etwas zum Vortheil eines andern, kam dann auf den zurück, den der Minister unterstützt hatte, oder sie sprach gleich anfangs für ihn und gab der Sache die Entscheidung, so daß sie über den größten Theil, wo nicht über alle Würden, Aemter und Ehrenbezeugungen, über die zwischen dem Könige und dem Minister verhandelt wurde, ganz allein disponirte. Bisweilen wenn sie selbst für niemanden interessirt war, entschied der Minister mit ihrer Genehmigung und Unterstützung; und von allem diesem hatte der König nicht den geringsten Verdacht. Er glaubte alles selbst zu machen und sein Wille galt doch nur in den wenigsten Fällen und immer nur zufälligerweise; wenn er, in seltenen Fällen, sich durchaus für eine Person bestimmt oder von einem, den er besonders begünstigen wollte, Fürsprache für einen andern angenommen hatte.

In Staatsgeschäften, wenn die Maintenon sie nach ihrem Willen lenken wollte, was aber beyweitem nicht so gewöhnlich war als bey der Ertheilung von Aemtern und Würden, hatte dasselbe Verständniß zwischen ihr und dem Minister und fast dieselbe Procedur statt. Durch alle diese Kunstgriffe konnte das gewandte Weib fast machen was sie wollte; doch konnte sie nicht alles durchsetzen, auch nicht immer wenn und wie sie wollte. Wenn der König auf seinem Sinne beharrte, so gab es noch ein Mittel: man suchte die Sache zu verwirren und hinauszuschieben oder man brachte etwas anderes zur Sprache,

als wenn es sich hierauf bezöge und lenkte so die Aufmerksamkeit ab, oder man schlug vor, sich erst in der Sache zu unterrichten. So ließ man sie in Vergessenheit kommen, wagte dann noch einmal den Versuch und war oft glücklicher. Auf dieselbe Art wurde verfahren, wenn Fehler beschönigt oder vergrößert, wenn Rechte und Verdienste geltend gemacht oder übersehen und wenn Unglück oder Glück bereitet werden sollte. Dieß machte die Arbeitsstunden des Königs bey der Maintenon für die Unterthanen so gefährlich; darum war es für die Maintenon so unentbehrlich, die Minister in ihrer Gewalt zu haben; und darum war es ihnen so leicht, so hoch zu steigen und diese grenzenlose Gewalt und Autorität für sich und die Ihrigen zu erlangen: die Maintenon unterstützte sie in allem, um sie sich mehr zu verbinden. Wenn sie zur Arbeit erwartet wurden, oder eben weggegangen waren, nahm sie oft Anlaß, den König über sie auszuforschen, sie zu entschuldigen, sie zu rühmen, sie wegen ihrer vielen Arbeit zu bedauren und ihre Verdienste herauszuheben; und sollte etwas zu ihrem Vortheil durchgesetzt werden, so suchte sie es einzuleiten oder gar förmlich zur Sprache zu bringen, als wären die Minister zu bescheiden und als forderte es der Vortheil des Königs, sie zu ermuntern, damit sie ihn immer thätiger unterstützten. So hatte ein ewiger Wechsel gegenseitiger Bedürfnisse und Dienstleistungen zwischen ihnen statt, wovon der König nicht das geringste ahnete; und darum waren auch ihre Bemühungen immer rege das gute Vernehmen zu erhalten.

Wenn Frau von Maintenon nichts ohne sie vermochte, so konnten die Minister ebenfalls sich nicht ohne sie, am allerwenigsten aber, wenn sie ihnen feind war,

war, behaupten. Waren sie zu weit gegangen und sah sie sich im Stande, sie zu züchtigen, oder waren sie in Ungnade bey ihr gefallen, so war ihnen der Untergang geschworen; und diesen Schwur hielt sie gewiß, denn bey aller Frömmigkeit, die sie so meisterhaft heuchelte, konnte sie nie jemanden etwas verzeihen. Sie brauchte aber dazu Zeit, Vorwand und List und bisweilen viel.

Als sie Chamillart zu Grunde richtete, hatte vorher schon Louvois ihr unterliegen müssen; Pontchartrain erhielt sich nur durch die Gunst des Königs, der seine Talente schätzte, durch die schwierige Verwaltung der Finanzen während des Kriegs und durch das kluge Betragen seiner Frau, die sich noch lange in gutem Vernehmen mit der Maintenon erhielt, als er selbst schon bey ihr in Ungnade stand; ein wahres Asyl aber war für ihn die Kanzlerstelle, die sich zur rechten Zeit für ihn öffnete. Der Herzog von Beauvilliers war zu verschiedenen Zeiten zweymal seinem Sturze nahe, und nur ein Wunder konnte ihn beide mal retten. Wenn die Minister, und zwar die aller angesehensten, so viel von der Maintenon zu fürchten hatten, so kann man sich vorstellen, wie viel sie erst gegen andere vermocht haben mag, die weit weniger im Stande waren, sich gegen ihre Angriffe zu vertheidigen, die sie nicht einmal vorhersehen konnten. Manche wurden daher zu Grunde gerichtet, ohne zu wissen warum und gaben sich vergebens Mühe, die Ursache ihres Unglücks zu entdecken und abzuwenden.

Die seltnern und kürzern Geschäfte mit den Generalen wurden gewöhnlich Abends in ihrer und des Kriegsstaatssecretärs Gegenwart abgemacht. Pontchartrain, der immer alle Arten von Neuigkeiten und

Anecdoten von Paris und vom Hofe anzubringen hatte, gab ihr viel Gelegenheit zu schaden und zu nützen. Torcy arbeitete nicht bey ihr und sah sie fast niemals; auch war sie ihm nicht günstig und noch weniger seiner Frau, die ihr schon durch ihren Namen Arnaud verhaßt war. Torcy hatte das Postwesen unter sich; und alle Geheimnisse desselben kamen durch seine Hände vor den König. Dieser gab der Maintenon öfters Fragmente davon zu lesen, aber sie erfuhr davon nichts Ganzes und nur soviel als der König sie wissen lassen wollte. Die auswärtigen Angelegenheiten wurden im Staatsconseil verhandelt; war die Sache dringend, so trug sie Torcy sogleich ohne Aufschub dem Könige vor, also zu keiner bestimmten Zeit; und der König hatte mit ihm keine regelmäßige besondere Arbeit. Frau von Maintenon hätte gern gesehen, diese Art von Geschäften wären eben auch bey ihr zu bestimmten Stunden vorgenommen worden, um auf die Staatsgeschäfte und die darin begriffenen Personen denselben Einfluß zu haben, den sie auf die übrigen Angelegenheiten hatte: aber Torcy wußte sich klug vor dieser Falle zu hüten. Er schob den Vorschlag immer zurück, indem er einwendete, er habe nicht genug Geschäfte, um diese regelmäßigen Stunden auszufüllen. Nicht als ob der König sie nichts von diesen Angelegenheiten hätte wissen lassen; aber sie fühlte zu sehr, wie weit vortheilhafter es sey, einer regelmäßigen geordneten Arbeit beyzuwohnen, wo sie mit Muße und Ueberlegung ihre Geschicklichkeit üben könnte, als so mit dem Könige allein über die Dinge, die er sie wissen ließ, sich zu erklären und ohne allen Rückenhalt sich ihm gegenüber zu stellen. Wenn sie sich für irgend eine Sache entschieden erklärte und offenbar jemanden begünstigen oder schaden wollte, so war der König sehr auf seiner

Hut.

Hut. Es ist ihr mehrmals begegnet, daß wenn man nicht behutsam genug war und er bemerkte, daß ein Minister oder ein General einen Verwandten oder eine Creatur der Frau von Maintenon begünstigte, er sich standhaft widersetzte und dann halb spöttisch halb unwillig sagte: „der versteht vortrefflich den Hof zu machen; es kam freilich nicht auf ihn an, den zu unterstützen; denn er ist ein Verwandter oder Begünstigter von Frau von Maintenon.“ Diese Ausfälle machten sie sehr furchtsam und vorsichtig, wenn sie sich in irgend einer Sache oder in Rücksicht einer Person gegen den König erklären sollte; auch wies sie jeden, der sich, wenn auch nur um eine Kleinigkeit, an sie wandte, mit der Antwort ab: sie bekümmre sich um nichts; und wenn sie je zuweilen etwas offener war, und die Sache auf einen Minister ankam, auf den sie rechnen konnte, so wies sie die Person an diesen und versprach, mit ihm darüber zu sprechen. Aber wie schon gesagt, nichts war seltner. Demungeachtet wandte man sich häufig an sie, um sich durch diese Huldigung wenigstens vor ihr als Widersacherin zu sichern, und in der Hoffnung, daß sie ungeachtet dieser abschreckenden Antwort doch das thun würde, um was man sie bat, wie es auch oft der Fall war. Es waren nicht mehr als höchstens in allem fünf bis sechs Personen, die größtentheils von vorigen Zeiten her ihre Freunde waren, mit denen sie offener, wiewohl immer etwas zurückhaltend und vorsichtig sprach, und für die sie soviel that als ihr immer möglich war; und gewöhnlich wiewohl nicht allemal setzte sie für sie alles durch. Der Wunsch sich in die auswärtigen Angelegenheiten so wie in die übrigen Geschäfte zu mischen und die Unmöglichkeit die Expedition derselben auf ihr Zimmer zu ziehen, vermochte sie dazu, daß sie die Prinzessin von Ursins

zu jenem Ansehen in Spanien erhob und bis zum Utrechter Frieden auf Kosten Torcy's und der Französischen Gesandten in Spanien, das heißt auf Kosten Spaniens und Frankreichs ihr, sich zu behaupten, half; denn die Prinzessin hatte die Klugheit sie an allem Theil nehmen zu lassen und ihr glauben zu machen, daß sie nur unter ihrer Leitung den Hof von Spanien beherrsche. Doch wir kommen darauf zurück, wie der König diese Herrschsucht bisweilen in ihre Schranken zurück wies.

XX.

Hindernisse, die ihr im Wege stehen.

Le Tellier, in einer weit frühern Periode noch ehe er Kanzler wurde, kannte den König in diesem Stücke sehr gut. Einer seiner besten Freunde, denn er hatte Freunde und verstand es welche zu haben, bat ihn einst um etwas, das ihm sehr am Herzen lag. Le Tellier versprach alles mögliche zu thun. Seinem Freunde behagte diese Antwort nicht, und er sagte ihm frey heraus, diese Antwort hätte er ihm nicht geben sollen. „Sie wissen nicht, wie die Sachen stehen, antwortete le Tellier; von zwanzig Sachen, die wir dem Könige vortragen, wissen wir gewiß, daß neunzehn nach unserm Wunsche gehen, aber wir wissen auch, daß die zwanzigste wider unsern Wunsch entschieden wird. Welche nun von den zwanzigen wird wider unsern Wunsch entschieden werden? das wissen wir nicht, und es ist gewöhnlich die, wofür wir uns am meisten interessiren. Dieses Recht der Willkühr hat sich der König vorbehalten, um uns zu zeigen, daß er Herr

ist

ist und regiert. Kömmt zufälligerweise ein Fall vor, wo er auf seiner Meinung beharrt und wir es für wichtig genug halten, auch auf unsrer Meinung zu beharren, so haben wir gewöhnlich einen Ausfall vom Könige auszuhalten. Haben wir aber den ausgehalten und unsre Meinung aufgegeben, so begnügt sich der König damit, uns unsre Schwäche gezeigt zu haben und es reut ihn, uns so gekränkt zu haben; er wird dann nachgiebig und biegsam und dann ist die Zeit, wo wir machen können, was wir wollen." In der That betrug sich der König gegen seine Minister so, die ihn, selbst die jüngern, die mittelmäßigsten Köpfe und die, welche am wenigsten in Credit bey ihm standen, vollkommen beherrschten. Dennoch war er beständig auf seiner Hut sich nicht beherrschen zu lassen, und glaubte immer, daß sein Wille gelte und er sich nicht beherrschen lasse.

XXI.

Zwistigkeiten zwischen ihr und dem Könige.

Eben dieß Betragen behauptete er gegen die Maintenon, gegen die er bisweilen heftige Ausfälle that, welche er nachher sich selbst zum Verdienst anrechnete. Bisweilen kam es so weit, daß sie in Thränen ausbrach und mehrere Tage in Verlegenheit war. Seitdem sie an die Stelle des Leibarztes Daquin, den sie, weil er eine Creatur der Montespan war, um seine Stelle brachte, Fayon dem Könige zum Arzte gegeben hatte, um diesen klugen und ihr ganz ergebenen Freund, den sie sich auf ihren Reisen ins Bad, wo er den Herzog du Maine begleitete, zu eigen gemacht hatte, in dieser dem Könige so nahen Stelle als ersten

Leibarzt, wo sie ihn alle Morgen sahe, mit Vortheil benutzen zu können; stellte sie sich jedesmal krank, wenn ihr ein solcher Auftritt begegnet war, und gab dadurch der Sache gewöhnlich die vortheilhafteste Wendung. Aber dieser Kunstgriff und wenn es auch unverstellte Wahrheit gewesen wäre, vermochte keinesweges den Sinn des Königs zu beugen, in welchem Falle es auch seyn mochte. Der König war ein vollkommner Egoist und nahm auf niemanden, wer es auch seyn möchte, Rücksicht, ausser in Bezug auf sich selbst. Er besaß hierin die äusserste Härte. In den Perioden der größten Leidenschaft für seine Mätressen zwang er sie, ohne alle Rücksicht auf ihren körperlichen Zustand und wenn es ihnen noch so beschwerlich war, mit ihm zu reisen, und in Galla zu erscheinen; (denn damals erschienen die ausgezeichnetsten Damen nie anders, sowohl im Wagen als irgend wo am Hofe; bevor Marly diese Etikette ein wenig milderte, konnte sie nichts davon dispensiren). Sie mochten schwanger, krank, noch nicht aus den Wochen oder sonst in übler Disposition seyn, sie mußten doch in Galla erscheinen, geputzt und in Kleider eingepreßt, sie mußten ihn bis nach Flandern und noch weiter begleiten, sie mußten tanzen, den Schlaf entbehren, Feste mitmachen, essen, lustig und guter Laune seyn, reisen und spazieren gehen, sie mußten nichts zu fürchten scheinen und alles ertragen, Hitze, Frost, Wetter und dergleichen Unannehmlichkeiten; und das alles zu bestimmten Tagen und zu bestimmten Stunden und Minuten. Seine Töchter behandelte er eben so, und hatte auch nicht mehr Schonung für die Herzogin von Berry und Burgund. Fayon und die Frau von Maintenon und andere mochten dagegen sagen und thun was sie wollten; wiewohl er die

Herzo-

Herzogin von Burgund auf das zärtlichste liebte. Beyden verursachte er dadurch eine unzeitige Niederkunft. Die Anecdote, wie er sich dabey benahm, wie wohl noch keine Kinder da waren, ist zu wichtig und zu characteristisch, um nicht angeführt zu werden.

XXII.

Characteristischer Zug des Königs bey der unzeitigen Niederkunft der Herzogin von Burgund.

Die Herzogin von Burgund war schwanger und sehr unpäßlich; der König wollte wider seine Gewohnheit gleich mit anbrechendem Frühling nach Marly gehen und hatte es schon deklarirt. Seine Enkelin, die ihn amüsirte und ihm unentbehrlich geworden war, sollte mit reisen. Frau von Maintenon fürchtete für sie; Fayon ließ behutsam seine Meinung merken. Dieß machte den König unwillig, er wollte in nichts eingeschränkt seyn. Er hatte ja wohl sonst seine Maitressen schwanger oder kaum dem Wochenbette entstiegen, im Gallaanzug mit sich geführt. Der Zustand der Herzogin von Burgund konnte also die Reise nicht abändern und sie mußte den König begleiten.

Der König war noch nicht lange in Marly, als wir mit ihm zwischen dem Schloß und der Perspective beim Karpfenbassin standen, wo er sich mit den Fischen amüsirte. Da sahen wir auf einmal die Herzogin von Lüde auf uns zu kommen, und doch war keine Dame beym König. Er merkte, daß sie ihm etwas dringendes zu sagen hatte, und gieng ihr entgegen,

indem die andern zurückblieben. Gleich darauf kam der König wieder zu uns zurück; alle sahen was vorgegangen war, niemand aber sagte ein Wort. Endlich sagte der König, indem er beym Bassin stand und niemanden dabey ansah, mit dem Tone des Verdrusses: „Die Herzogin von Burgund hat abortirt.“ Bey diesen Worten fingen Hr. von Rochefoucault, Hr. von Bouillon, der Herzog von Tremes und der Marschall von Bouflers an, ihr Erstaunen und ihr Bedauren zu bezeigen. Ersterer sagte mit lebhaftem Ausdruck: Dies sey der unglücklichste Fall, den es geben könne, und da sie mehrmals zu früh niedergekommen sey, so würde sie vielleicht gar keine Kinder mehr bekommen. „Nun wenn das auch wäre, antwortete der König aufgebracht, was macht es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn, und wenn auch der stürbe, ist nicht der Herzog von Berry in dem Alter, welche zu bekommen? Was macht es für mich, ob der eine oder der andere mein Nachfolger wird? Sind sie nicht meine Enkel? Sie ist zu früh niedergekommen, weil sie dazu disponirt war. Ich will mich künftig nicht mehr in meinen Reisen und was ich sonst Lust zu thun habe, von Aerzten und Wehmüttern stören lassen. Ich werde gehen und reisen, wohin es mir beliebt, und man mag mich in Frieden lassen.“

Eine Todtenstille erfolgte auf diese heftige Antwort; man schlug die Augen nieder, man wagte kaum zu athmen, so überrascht war man. Das Stillschweigen dauerte über eine Viertelstunde, bis es der König unterbrach, indem er auf das Geländer gelehnt eine Bemerkung über einen Karpfen machte. Niemand antwortete und der König entfernte sich. Als er weg war, begegneten sich unsere Augen und sagten

sich

sich alles: man erstaunte, man bedauerte und zuckte die Achseln. Hr. von Rochefoucault war ganz in Wuth, der erste Stallmeister war ausser sich vor Erstaunen und ich ab daraus, daß ich mich nicht getäuscht und dem König nicht unrecht gethan hatte, wenn ich urtheilte, daß er niemand liebte und auf niemand Rücksicht nahm, als auf sich selbst und daß er nur sich selbst zum Zweck machte. Dieser sonderbare Vorfall erscholl weit über Marly hinaus.

XXIII.

Reisen des Königs.

Auf Reisen begleiteten den König in seinem Wagen beständig Damen, entweder seine Maitressen oder nachher seine natürlichen Töchter, seine Schwiegertöchter, bisweilen seines Bruders Gemahlin oder sonst Damen vom Hofe, wenn noch Platz im Wagen war; dies geschah bey Jagdparthien, auf seinen Lustreisen nach Fontainebleau, nach Chantilly und nach Compiegne, auch auf seinen Geschäftsreisen. Auf kleinere Jagdparthien, wenn er spazieren fuhr oder auf eine Nacht nach Marly oder Meudon reiste, fuhr er allein in einer Kalesche. Er scheute die Gespräche, die seine Staatsbedienten mit ihm im Wagen führen konnten; und, wie man sagte, hatte ihn der alte Cheroft vor mehr als vierzig Jahren, weil er gern solche Gelegenheiten benutzte, um ihm manches zu sagen, dazu vermocht, sich immer die Damengesellschaft zu wählen. Auch sahen es die Minister gern, die sonst beständig hätten in Sorgen seyn müssen, daß der König, der sich ihnen nur ganz allein anvertraute, auch andern Gehör geben möchte. Für die Damen, es

mochten Maitreſſen oder Töchter des Königs ſeyn, und für die wenigen andern, die im Wagen Platz finden konnten, gab es ſelten Gelegenheit, ſolche Geſpräche anzufangen, und ihr Geplauder war nicht zu fürchten. Auf der Reiſe gab es im Wagen allerhand zu eſſen, Fleiſch, Gebacknes, Früchte. Man war kaum eine Viertelmeile gefahren, ſo fragte der König ſeine Begleiterinnen, ob ſie nicht eſſen wollten: er ſelbſt genoß nie etwas zwiſchen der Mahlzeit, nicht einmal ein Stück Obſt; aber er ſahe es außerordentlich gern, wenn man ſich dickevoll aß. Man mußte guten Appetit haben und aufgeräumt ſeyn, ſonſt war er unzufrieden und ließ ſichs wohl gar merken. Es mochte eine Dame noch ſo zierlich und delikat thun, das half alles nichts; ſie mußten wenn ſie den Abend mit ihm ſpeiſten, und nicht mißfallen wollten, ſich eben ſo wacker halten, als wenn ſie den Tag über gar nicht gegeſſen hätten. Dabey durfte keine wagen, ſich eines Bedürfniſſes zu entledigen, was ohnehin für die Damen ſehr unſchicklich geweſen ſeyn würde, da die Begleitung des Königs, ſeine Leibwache vor und hinter dem Wagen und die Stallmeiſter neben dem Wagen ritten und einen Staub machten, daß man in der Kutſche hätte erſticken mögen. Der König war gern in freyer Luft und fuhr daher immer bey offnen Fenſtern; er würde es ſehr übel genommen haben, wenn eine Dame den Vorhang vorgezogen hätte, um ſich vor der Sonne, dem Winde oder der Kälte zu ſchützen. Er durfte nicht einmal gewahr werden, daß man incommodirt war. Gewöhnlich fuhr er entſetzlich geſchwind und mit Relais. Sich nicht wohl zu befinden, war ein Vergehn, das nicht wieder gut gemacht werden konnte. Die Herzogin von Chevreuſe, die der König immer ſehr gut leiden konnte und ſehr aus-

zeich-

zeichnete, und die er, so oft er konnte, zu seiner Begleitung und Gesellschaft nahm, hat mir eine Anecdote erzählt, die sehr characteristisch ist. Als sie einmal mit dem Könige nach Fontainebleau fuhr, kam ihr nach Verlauf von zwey Stunden ein Bedürfniß an, dem man gewöhnlich nicht gern widersteht. Die Reise ging ununterbrochen fort, und der König hielt unterwegs zu Mittag nur ein wenig an, um im Wagen zu speisen. Das Bedürfniß verdoppelte sich mit jedem Augenblick; der Zeitpunkt während der Mahlzeit, wo sie in ein nahegelegenes Haus hätte gehen können, war zu unschicklich; und die Mahlzeit, wiewohl so sparsam als möglich, verschlimmerte ihren Zustand noch mehr. Sie war jeden Augenblick nahe dran, es zu gestehen und auszusteigen, und oft beynahe aus aller Fassung, aber ihr Muth half ihr aushalten, bis sie endlich nach Fontainebleau kamen, wo sie aus dem Wagen steigen konnte. Hier traf sie den Herzog von Beauvilliers, der den Tag vorher angekommen war und jetzt an den Wagen kam; statt dem Könige zu folgen, ging sie mit dem Herzog bey seit und entdeckte ihm ihren tödtlichen Zustand. Sie gingen hierauf über den ovalen Hof in die dranstoßende Capelle, die eben offen war und wo täglich Messe gelesen wurde. Hier entledigte sich die Herzogin ihres Bedürfnisses, indem der Herzog von Beauvilliers vorn an der Thür stand und sie zuhielt. Man sieht, welchen Zwang sich diejenigen, die um den König und selbst bey ihm am besten gelitten waren, anthun mußten. Wenn dem König ein Bedürfniß ankam, so genirte er sich keineswegs, er stieg aus und die Damen durften sich nicht rühren.

Frau von Maintenon, welche die freye Luft scheute, konnte hierin nichts über ihn gewinnen; das ein-

einzige erhielt sie von ihm, unter dem Vorwande der Bescheidenheit und anderer Gründe, daß sie in einem besondern Wagen reiste; aber sie mochte sich in einem Zustande befinden, in welchem sie wollte, so mußte sie reisen, und zur bestimmten Minute reisen, angekommen und arrangirt seyn, wenn der König ankam und zu ihr ging. Sie reiste oft mit ihm nach Marly in einem Zustande, in dem man keine Magd reisen lassen würde. Einst reiste sie nach Fontainebleau, wo man befürchtete, sie würde unterwegs sterben; wie sie sich auch befinden mochte, so besuchte sie der König zur gewöhnlichen Stunde und nahm dort vor, was er sich vorgesetzt hatte. Höchstens lag sie in ihrem Bette; öfters lag sie im vollen Fieberschweiß, wenn der König kam, der die frische Luft liebte und die Stubenhitze nicht leiden konnte, so wunderte er sich daß alles zu wäre, ließ die Fenster öffnen und ließ sie, ohne auf die Kühle der Nacht Rücksicht zu nehmen, bis gegen zehn Uhr offen, wo er zu Tische ging. Sollte Concert bey ihr seyn; so ließ er sich durch kein Fieber, durch keine Kopfschmerzen abhalten, und wenn ihr der Kopf hätte zerspringen wollen. Der König ging immer seinen Gang fort, ohne zu fragen, ob es ihr gelegen wäre.

XXIV.

Das Innere des Hauses der Frau von Maintenon.

Die Leute der Frau von Maintenon, deren sie nur wenige hatte, waren bescheiden, ehrerbietig, untergeben und still. Das war der Ton im Hause, ohne

ne den sie nicht lange würden geduldet worden seyn. Sie machten mit der Zeit ihr Glück, aber mittelmäßig, ihrem Stande gemäß und so daß weder Aufsehn noch Neid dadurch erregt wurde. Sie blieben alle im niedrigen Stande, mehr oder weniger wohlhabend. Die Weibspersonen führten beständig ein eingezogenes Leben; sie durften nicht allein nicht ausgehen, sie sollten auch niemanden bey sich zum Besuch haben, und selten und sparsam verhalf sie ihnen zu etwas. Der König kannte alle ihre Leute, er war mit ihnen familiär und plauderte oft mit ihnen, wenn er bey ihr war, ehe sie nach Hause kam. Niemand stand unter ihnen in einiger Achtung als die alte Dienerin, die nach Scarrons Tode in dem Spital St. Eustache mit ihr in einem Zimmer gewohnt und ihre kleine Küche in demselben Zimmer besorgt hatte. Nanon war damals ihr Name und noch jetzt nannte sie Frau von Maintenon so. Sie war anfangs die einzige Bedienung der Frau von Maintenon und hatte bey ihr in Glück und Unglück ausgehalten; jetzt war sie Mädem. Balbien, und eben so bigot und alt wie ihre Gebieterin. Sie war eine wichtige Person; denn sie besaß das Vertrauen der Frau von Maintenon, was das Innere des Hauses betraf und hatte ein Auge auf die Mädchen, die nach einander von St. Cyr zu ihrer Gebieterin kamen, auf ihre Nieern und auf die Herzogin von Burgund, die es wohl merkte, und sie, ohne sie zu verziehen, ihre gute Freundin nannte. Sie trug sich in Kopfputz und Kleidung wie ihre Gebieterin und suchte sie in allem nachzuahmen. Von den legitimen und natürlichen Kindern bis auf die Prinzen von Geblüt und die Minister, war niemand, der ihr nicht den Hof machte und sich vor ihr in Acht nahm, ja ich kann sagen, ihr nicht Respect erwies; wer konnte, suchte

sie

sie durch Geld zu gewinnen, wiewohl sie im Grunde auf sehr wenige Dinge Einfluß hatte. Sie war ziemlich einfältig, selten und nur aus Dummheit boshaft, und dennoch war sie außerordentlich versteckt und gab sich nie bloß. Indessen weiß man eine Anecdote von ihr bey Gelegenheit der Stelle, welche die Herzogin von Lüde erhielt und die ihr der König vier Stunden vorher zu geben gar nicht Willens zu seyn schien. Ihre Protection wegen der Reisen nach Marly war für sie gar nicht unnütz. Uebrigens war sie biegsam und unterwürfig, aber vergab auch bey aller Ehrerbietung ihrer Wichtigkeit nichts.

Frau von Maintenon, die im Privatzirkel förmlich die Königin machte, saß beständig im Beysenn des Königs und der Königin von England in ihrem Lehnstuhl auf dem bequemsten Platze in ihrem Zimmer; sie stand vor niemanden von ihrem Sitze auf, höchstens vor dem Dauphin und dem Bruder des Königs, weil sie selten zu ihr kamen. Eben so kamen der Herzog von Orleans oder sonst ein Prinz von Geblüte nie zu ihr außer bey förmlicher Audienz; sehr selten die Söhne von jenem und der Herzog von Chartres, gewöhnlich nur wenn sie zur Armee abgingen oder wenn sie von da zurückkamen noch denselben Abend, oder wenn es zu spät war, den andern Morgen früh. Uebrigens stand sie vor keinem königlichen Prinzen, auch nicht vor ihren Gemahlinnen und den Bastarden des Königs auf, ausgenommen ein wenig vor den gewöhnlichen Personen, mit denen sie nicht in genauer Bekanntschaft stand, wenn sie Audienz bey ihr hatten: denn Bescheidenheit und Höflichkeit hat sie immer in solchen Dingen affectirt. Fast niemals nannte sie die Gemahlin des Dauphins anders als liebes Kind

(mig-

(mignone), sogar in Gegenwart des Königs, der Gesellschaftsdamen und Hofdamen; und das that sie bis an ihren Tod. Wenn sie von ihr oder von der Herzogin von Berry sprach in der nämlichen Gesellschaft, nannte sie sie nie anders als die Herzogin von Burgund oder die Herzogin von Berry oder die Dauphine und äußerst selten Madame la Dauphine; eben so sagte sie, der Herzog von Burgund, der Herzog von Berry u. s. w.

Wir haben gesehen, wie sie die königlichen Prinzen, die legitimen und Bastarde, kommen zu lassen pflegte, um ihnen den Kopf zu waschen; wie sie mit Zittern und Zagen herbeykamen und weinend von ihr weggingen, wie sie beständig in Angst waren, so lange ihre Ungnade dauerte. Die Herzogin von Burgund war die einzige, die sich durch ihre unvergleichliche Liebenswürdigkeit und durch ihre Vorsicht und Aufmerksamkeit diesen Unannehmlichkeiten entzog. Sie nannte sie nie anders als meine Tante.

Worüber man sich beständig verwunderte, war, wenn sie aus großer Gefälligkeit mit dem Könige in den Gärten von Marly promenirte. Bey der Königin wäre der König tausendmal ungenirter gewesen und hätte sich bey weitem nicht mit dieser Galanterie betragen. Er bezeigte ihr beständig die ausgezeichnetste Ehrerbietung und zwar im Angesicht des ganzen Hofes und der sämtlichen Einwohner von Marly, die sich daselbst einfanden.

Der König nahm an, dort als Privatmann zu seyn; der Wagen des Königs und ihre Sänfte gingen dicht neben einander, denn sie fuhr fast nie in einem offenen Wagen; der König saß allein in dem seinigen und sie in ihrem Tragsessel; begleiteten sie die Gemahlin

des Dauphins, die Herzogin von Berry oder einige von den Prinzessinnen, so giengen diese zu Fuß hinten nach oder neben her. Fuhren sie mit den Damen in einem Wagen, so folgten sie hinterdrein in einiger Entfernung und fuhren nicht weiter vor. Oft ging der König zu Fuß neben der Sänfte her, und jeden Augenblick nahm er den Hut ab und neigte sich zu ihr hin, um mit ihr zu sprechen oder ihr zu antworten, wenn sie etwas zu ihm gesagt hatte. Aber sie sprach viel weniger als er, er hatte ihr immer etwas zu sagen, und Bemerkungen zu machen.

Da Frau von Maintenon die freye Luft sehr scheute, selbst bey dem schönsten heitersten Wetter, so ließ sie allemal das Seiten-Fenster einige Fingerbreit nieder und zog es den Augenblick wieder hinauf. Wenn sie sich hatte niedersetzen lassen, um die neue Fontäne in Augenschein zu nehmen, so machte sie es eben so; oft kam die Gemahlin des Dauphins und setzte sich vorn auf eine der Tragstangen und nahm am Gespräch theil; aber das Vorderfenster blieb immer zu. Gewöhnlich begleitete sie der König auf der Promenade bis nahe bey Marly zurück und ging dann noch länger spazieren. Dieß war ein Schauspiel, an das man sich nie gewöhnen konnte. Die kleinen Umstände entgehen fast immer den Erzählern: indessen geben sie oft die Hauptzüge, die das Gemählde characterisiren.

Die Aufsicht über die Enkelschwiegertöchter des Königs und seine natürlichen Töchter, und die Befehle, die sie ihnen zu ertheilen hatte; die Ausspähung der Neuigkeiten des Hofes, ob die Damen ausschweiften oder fromm waren, ob sie strenge Sitten oder Abentheuer liebten, wie das Betragen der Gemahlinnen der Minister und der Minister selbst war, und die

ver-

verſchiedenen Dinge, welche ihr ihre Spione zutrugen, die Geſellſchaften, in denen jene Prinzeſſinnen mit den jungen Damen vom Hofe oder unter ſich zuſammen kamen und was darinn vorging, die Zuerkennung von Strafen und Belohnungen, wovon jene in Büßungen und Ausſchließungen beſtanden und dieſe in Privilegien bald mit nach Marly zu reiſen, bald bey den Vergnügungen der Gemahlin des Dauphins zu ſeyn: dieß waren die Gegenſtände, womit ſich Frau von Maintenon beſchäftigte, und womit ſie auch den König unterhielt, der aber die Dinge ernſtlich zu nehmen pflegte. So hatte ſie Stoff zur Unterhaltung und Gelegenheit, bald zu nützen bald zu ſchaden und das Geſpräch von weitem auf Dinge zu lenken, die ſie zur Sprache bringen wollte. Wir haben geſehen, daß, wenn ſich jemand an ſie wandte, ſie ſich damit entſchuldigte, ſie bekümmere ſich um nichts; und daß diejenigen, die näher mit ihr umgingen, nicht wenig von jener entſetzlichen Veränderlichkeit zu leiden hatten, vermöge welcher ſie ſo oft ohne allen Grund ihre Liebhabereyen, ihre Neigungen und Wünſche änderte. Wollte man das Uebel heben, ſo machte man es nur ärger; das beſte war ſich vorſichtig zurückzuziehen. Oft wenn ſie ſich von jemanden abgezogen hatte, näherte ſie ſich ihm ſelbſt wieder, oft war aber auch ihre Gunſt unwiederbringlich verloren. Dieſe Veränderlichkeit, der alles unterworfen war, war für die Miniſter, für diejenigen die mit ihr in Geſchäften und Verhältniß ſtanden und für die wenigen Frauenzimmer, für deren Erziehung und Bildung zu ſorgen ſie ſich in Kopf geſetzt hatte, außerordentlich läſtig. Was ihr geſtern gefallen hatte, war heute ein Fehler; was ſie gebilligt, ja vielleicht ſelbſt angegeben hatte, tadelte ſie wieder und man wußte immer nicht, ob man Lob oder Tadel verdient habe. Es

wäre das allergefährlichste gewesen, wenn man ihre Veränderlichkeit zur Entschuldigung hätte brauchen wollen. Ihre Unbeständigkeit erstreckte sich sogar auf ihre Favoriten; selbst ihre Kleidung und die Art ihres Kopfputzes war ein Gegenstand derselben. Niemand von allen, die unter verschiedenen Eigenschaften nahe um ihre Person waren, hat dieser ewigen unerträglichen Veränderlichkeit entgehen können. Das einzige Beständige an ihr war ihre Herrschsucht.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Drittes Buch.

Französische Hofanecdoten aus den letzten Jahren des XVII. Jahrhunderts.

I.

Lager bey Compiegne.

Montags am 28. August reiste der Hof nach Compiegne ab. Der König ging über Saint Cloud und übernachtete zu Chantilly: hier hielt er sich einen Tag lang auf und kam Sonnabends zu Compiegne an. Das Hauptquartier war im Dorfe Condün, wo der Marschall von Boufflers seine Zelte dicht an den Häusern aufgeschlagen hatte. Der König führte den Herzog und die Herzogin von Burgund mit sich ins Hauptquartier, wo sie eine prächtige Collation einnahmen. Die vortreffliche Einrichtung der Armee erregte so sehr ihr Erstaunen, daß der König auf dem Rückwege nach Compiegne zu Livry, der auf seinen Befehl im Lager für den Herzog von Burgund die Feldtafel zubereitet hatte, sagte, der Herzog dürfe nicht Tafel halten; was er auch thun könnte, es würde nichts in Vergleichung seyn mit dem, was er so eben gesehn hätte, und wenn der Herzog den andern Morgen ins Lager ginge, so müße er bei dem Marschall von Boufflers speisen. Dem König machte es viel Freude, wenn er die Damen seine Truppen sehen lassen konnte und das ganze Schauspiel eines Lagers, ihren An-

marsch, das Lagerschlagen, ihre Vertheilung, ihre Detaschements, die verschiedenen Märsche, das Fouragiren, die Manövers, Scharmützel, Transporte u. s. w. Die Herzogin von Burgund, die Prinzessinnen und der Dauphin speisten oft bey dem Marschall zur Collation, wo seine Gemahlin ihnen die Honneurs machte. Der Dauphin speiste auch bisweilen Mittags bey ihm und der König brachte den König von England mit, der auf drey oder vier Tage ins Lager gekommen war Seit vielen Jahren hatte der König niemanden diese Ehre erzeigt und noch seltener war die Ehre, zwey Könige zugleich zu bewirthen. Der Dauphin und die drey Prinzen speisten mit und noch ausserdem zehn oder zwölf von den Vornehmsten des Hofes und der Armee. Der König nöthigte den Marschall sehr, sich mit zu Tische zu setzen, aber er that es nie. Er servirte dem Könige und dem Könige von England und sein Schwiegervater der Herzog von Gramont dem Dauphin. Der König hatte auf dem Hinwege die Truppen zu Fuß an der Fronte des Lagers gesehen, auf dem Rückwege sahen sie die ganze Infanterie ihre Manoeuvres machen, in zwey Linien gegen einander über gestellt. Den Tag vorher hatte der König den König von England zur Revüe geführt, welche auch die Herzogin von Burgund, die Prinzessin von Conty und alle Damen vom hohen Adel mit ansahen. In zwey andern Wagen, welche folgten, saßen alle die übrigen Damen.

Der König wollte zu Compiegne das vollständige Schauspiel des Krieges geben. Man nahm demnach die Belagerung von Compiegne in aller Form, doch vereinfacht vor, mit Linien, Laufgräben, Batterien u. s. w. Crenan vertheidigte den Platz und der Sonnabend der 13. September war zum

An-

Angriff bestimmt. Um das Schloß nach dem Felde zu war ein alter Wall, welcher in gleicher Höhe mit dem Apartement des Königs war, und die ganze Gegend beherrschte. Am Fuße desselben war eine alte Mauer und etwas seitwärts vom Apartement des Königs stand eine Windmühle. Auf diesen Wall begab sich der König am Tage des Angriffs in Begleitung aller Damen, die da waren, in dem schönsten Wetter das man sich wünschen konnte; denn von da aus konnte man die ganze Ebene und die verschiedenen Stellungen der Armee übersehen. Es war der prächtigste Anblick, den man sich denken konnte, die ganze Armee und die ungeheure Menge von Zuschauern aller Art, die in einiger Entfernung von den Truppen standen, um ihnen nicht im Wege zu seyn, und nun dieses Spiel des Angriffs; denn es war nichts dabey Ernst als das Schauspiel und der einzige Zweck, die Richtigkeit der Bewegungen.

Aber ein Schauspiel von einer andern Art, das mir unvergeßlich seyn wird, so sehr hat es mich frappirt, war auf dem Walle für die ganze Armee und für die unzählbare Menge der Zuschauer, die sich in der Ebene und auf dem Walle selbst befanden, zu sehn. Frau von Maintenon saß auf dem Walle im Angesicht der ganzen Ebene in ihrer Sänfte. Auf der vordern Tragestange zur linken saß die Herzogin von Burgund und auf derselben Seite standen in einem Halbzirkel um die Sänfte herum die Herzogin, die Prinzessin von Conty und alle die übrigen Damen vom Hofe und hinter diesen die Herren. Am rechten Fenster der Sänfte stand der König und ein wenig weiter hinten waren in einem Halbzirkel die ausgezeichnetern Herren vom Hofe. Der König hatte fast beständig den Hut unten und bog sich jeden Augenblick zur Sänfte hin, um

mit Frau von Maintenon zu sprechen, der er alle die Bewegungen der Armee erklärte, und die jedesmal die Artigkeit hatte, das Fenster vier oder fünf Finger breit herunter zu ziehen, niemals aber bis zur Hälfte. Bisweilen öffnete sie das Fenster um den König zu fragen, aber gewöhnlich bog er sich zu ihr und erklärte ihr die Dinge, ohne daß sie gefragt hatte; bisweilen, wenn sie ihn nicht bemerkte, klopfte er an das Fenster, daß sie aufmachen sollte. Er sprach mit Niemanden anders als mit ihr, ausser wenn er einige kurze Befehle gab und auf die Fragen der Herzogin von Burgund antwortete, die am Gespräch Theil zu nehmen suchte. Die Maintenon antwortete ihr von Zeit zu Zeit durch Zeichen, ohne aber das Vorderfenster zu öffnen, wenn ihr die Herzogin bisweilen einige Worte zurief. In gerader Linie mit der Sänfte ging eine steinerne Treppe den Wall hinunter, die man von oben nicht sehen konnte und die zu einer Thür führte, die man in die alte Mauer hatte brechen lassen, um wenn es nöthig wäre, zum Könige schicken und Befehle von ihm verlangen zu können. Der Fall trat ein. Crenon schickte den Colonel Canillac vom Regimente Burgund, das Compiegne mit vertheidigte, zum Könige, um ihn in irgend etwas um Ordre zu fragen. Canillac steigt die Stiege hinauf und kommt — ich sehe ihn noch diese Stunde ganz bestimmt vor mir — fast bis an die Schultern zum Vorschein. So wie er mit dem Kopfe in die Höhe kömmt, erblickt er die Sänfte, den König und die ganze Umgebung, die er vorher nicht gesehen noch sich so eingebildet hatte, denn sein Posten war unten am Fuße des Walles, von wo man nicht hinauf sehen konnte. Dieser Anblick frappirte ihn so sehr, daß er unbeweglich stehen blieb, und mit offenem Munde, mit starren Augen und dem größten Ausdruck des Erstaunens in

seinem Gesichte vor sich hinstarrte. Alle die Umstehenden sahen ihn und auch der König, der ihm mit Verwunderung zurief: Nu Canillac, kommen Sie doch herauf, was gibt es denn? Er stieg vollends hinauf und näherte sich dem Könige mit langsamen Schritten, zitternd und verwirrt um sich her blickend. Ich stand drey Schritte vom Könige; Canillac ging an mir vorüber und murmelte etwas vor sich hin. Was saaen Sie, sagte der König. Reden sie doch! Aber er konnte sich gar nicht fassen, und brachte nothdürftig etwas vor. Der König, der nicht viel davon verstand, sah wohl daß er es jetzt nicht besser vorbringen konnte, gab eine Antwort so gut er sie geben konnte, und sagte etwas verdrüßlich: Gehen Sie, Herr Colonel. Canillac ließ sichs nicht zweymal sagen, ging die Treppe hinab und verschwand. Kaum war er fort, so sagte der König indem er um sich blickte, ich weiß nicht was Canillac fehlt, aber er hatte ganz die Fassung verloren, und wußte nicht mehr, was er vorbringen sollte. Als die Capitulation vor sich ging, bat Frau von Maintenon, wie es schien, um Erlaubniß, sich zu entfernen. Der König rief: die Träger der Madame! Sie kamen und trugen sie fort. Kaum eine Viertelstunde nachher ging auch der König fort. Viele sprachen heimlich unter einander; das Erstaunen über die vorgefallenen Scenen war allgemein und dauernd, und die Zuschauer auf der Ebene war eben so sehr darüber erstaunt. Alle, sogar die Soldaten, fragten, was das für eine Sänfte gewesen wäre, in die sich der König alle Augenblicke gebogen hätte. Man mußte die Officiere und das Fragen der Truppen zum Schweigen zu bringen suchen. Man kann sich vorstellen, was die Fremden dazu mögen gesagt haben, was das Schauspiel für einen Eindruck auf sie gemacht habe. Der Vorfall wurde in

ganz Europa bekannt, eben so bekannt als das Lager von Compiegne mit allem seinem Glanze und Pomp.

II.

Bälle vom J. 1699. Einige sonderbare Anecdoten.

Der König hatte Feste und Lustbarkeiten gern. Von Lichtmeß an gab es im J. 1699 nichts als Bälle und Lustbarkeiten am Hofe. Der König gab dergleichen Feste zu Versailles und Marly, besonders Maskenbälle und Aufzüge, welche Art von Festen der König am liebsten hatte, angeblich zu Ehren der Herzogin von Burgund. Bey der Frau von Maintenon gab es Concerts und Schauspiel; der Dauphin gab auch Bälle und alle die Vornehmsten beeiferten sich, zu Ehren der Herzogin Bälle zu geben. Der erste Prinz vom Geblüt überraschte in seinem aus wenig kleinen Zimmern bestehenden Apartement den Hof mit dem artigsten wohlgeordnetsten Feste. Er gab einen Ball, eine Maskerade mit Aufzügen und allen Nationaltrachten und eine Kollation mit einer reizenden Decoration; und dies ohne jemanden vom Hofe den Zutritt zu versagen, ohne Gedränge und ohne Verwirrung. Einer Dame, welche nachher meine Freundin wurde, die wiewohl noch jung, sich schon am Hofe herauszuheben anfing und bald nachher Aufsehen machte, und die gewiß die glänzendste Rolle gespielt haben würde, wenn sie nicht einige Jahre nachher die Blattern weggerafft hätten, wurde daselbst ein verdrüßlicher Streich gespielt. Sie hatte sich ein wenig in den Grafen von Evreux verliebt, und man hatte kaum angefangen es zu bemerken. Um die Mitte des Balls trat eine Maske mit vier Wachsgesichtern ein, die voll-

vollkommen ähnlich vier Personen vom Hofe, unter andern auch den Grafen von Evreux vorstellten. Die Maske war mit einem langen weiten Talar bedeckt, unter welchem sie eine Maschine hatte, womit sie die Gesichter leicht und schnell bewegen konnte. Die Sonderbarkeit dieser Maskerade zog aller Augen auf sich und man machte seine Glossen über die vier Gesichter. Die Maske wurde bald zum Tanze aufgefordert; in dieser ersten Menuet divertirte sie die Gesellschaft sehr, indem sie ihre Gesichter hin und her bewegte. Sobald sie geendigt war, ging das Gespenst zu jener armen Dame und forderte sie zum Tanze auf, indem er ihr das Gesicht des Grafen von Evreux zukehrte. Die Maske tanzte gut und besonders diesen Tanz meisterhaft; sie wußte es boshaft genug so zu machen, daß was für Wendungen sie auch in dieser Menuet zu machen hatte, das Gesicht des Grafen immer der Tänzerin zugekehrt war. Diese wurde bald blaß bald roth, verlor aber doch die Fassung nicht und suchte die Menuet zu endigen. Nach der zweyten Tour reichte sie der Maske ihre Hand; diese that als wollte sie sie fassen, entfernte sich aber durch eine leichte Wendung wieder und fing eine neue Tour an. Die Dame glaubte nun Ruhe zu haben, aber umsonst; es blieb dasselbe Spiel mit den Gesichtern. Es war eine Posse, aber fast nicht zum Lachen; und die Dame die vornehm war und vornehme Verwandte hatte, hatte es eben so satt, als wenn sie drey Menuets durchgetanzt hätte. Die Maske blieb noch lange auf dem Saale und fand endlich Gelegenheit zu entwischen. Der Gemahl der Dame kam auch zum Balle. Einer seiner Freunde, der um ihn zu treffen, zum Balle gekommen war, sagte ihm aber, es wäre eine Menge Masken da zum Erdrücken; er thue wohl, wenn

er

er sie erst sich verlaufen ließe. Sie gingen also einstweilen in der Prinzengallerie herum; und erst zuletzt, als ihm die Zeit lang wurde, trat er in den Saal. Hier sah er die Maske mit den vier Gesichtern und und auch sein Porträt darunter, er schien aber nicht davon betroffen zu seyn und ließ sich nichts merken. Sein Freund hatte ihn übrigens zum Glück vor der Menuet bewahrt. Die Dame besserte sich, und kam mit niemanden wieder ins Gerede, ob sie gleich sehr schön war. Durch ihr musterhaftes Betragen in Gesellschaft und bey Festen verdunkelte sie alle andre Damen, selbst die schöner waren als sie.

Bald darauf fiel auf einem Ball zu Marly eine ähnliche Scene vor. Der Herzog und die Herzogin von Luxemburg befanden sich zu Marly. Die Herzogin, die sehr ausschweifte, ging ungern zum Ball, weil niemand mit ihr umgehn wollte. Damals war die Verderbtheit der Sitten noch nicht so hoch gestiegen; jetzt ist man längst von dieser grillenhaften Delikatesse zurückgekommen. Der Herzog war der einzige in Frankreich, der das Betragen seiner Gemahlin nicht kannte, die ihn übrigens mit aller möglichen Klugheit, Aufmerksamkeit und scheinbarer Freundschaft behandelte, so daß er keinen Verdacht gegen sie hatte. Da es an Tänzern fehlte, so forderte der König diejenige dazu auf, die schon über diese Jahre hinauswaren, unter andern auch den Herzog von Luxemburg. Er mußte maskirt seyn, und der erste Prinz von Geblüt, der von Herzen gern neckte, nahm es über sich ihn zu maskiern. Er war sein Freund, aber er hatte für niemanden auf der Welt Freundschaft und nahm sich vor, dem Hofe eine Posse zum Besten zu geben. Er bat ihn zum Souper und maskirte ihn nach seiner eignen Erfindung. Auf den Bällen wurde gewöhnlich wie zu Versailles ein längliches Viereck formirt,

vorn

vorn ſtand der Lehnſtuhl des Königs, oder noch zwey für den König und die Königin von England, wenn ſie da waren, was oft der Fall war; auf beyden Seiten auf einer Linie ſaß die königliche Familie, bis auf die königlichen Enkel herab. Bisweilen wurde dieſe Ordnung während des Balles unterbrochen, indem die Herzogin und die Prinzeſſin von Conty bisweilen, um mit jemanden zu ſprechen neben oder hinter den Lehnſtuhl kamen und ſich daſelbſt auf die unterſten Plätze ſetzten. Die Damen von hohem Adel untereinander, und die übrigen Damen nahmen die beyden langen Seiten des Vierecks ein, zur linken oder zur rechten, dem Könige gegen über. Die Tänzer unter den Prinzen von Geblüt, die nicht mit den übrigen Höflingen tanzten, ſtanden hinter den Damen, wiewohl als Maſken.

Anfangs war alles unmaſkirt, die Maſke in der Hand; wenn hierauf der Ball angehen und Aufzüge und Verkleidungen vorkommen ſollten, ſo gingen diejenigen, die ſie vornehmen wollten, in verſchiedenen Parthien mit einem Prinzen oder einer Prinzeſſin hinaus und kamen dann maſkirt wieder zurück, ſo daß ſonſt niemand die Maſken kannte. Mehrere von meinen Freunden, wie ich ſelbſt, waren damals mit dem Herzog von Luxemburg gänzlich entzweit. Ich war eben angekommen und hatte Platz genommen, als ich von hinten eine Maſke ſah in einen langem flatternden und faltenreichen muſſelinenen Gewande, ein natürliches Hirſchgeweih auf dem Kopfe und einen äuſſerſt bizarren Kopfputz darunter, der ſo hoch war, daß er in einem Kronleuchter hängen blieb. Wir erſtaunten alle nicht wenig über dieſe ſonderbare Maſkerade. Wir fragten uns unter einander, wer es ſeyn möchte und manche ſagten, die Maſke müßte ſich ſehr ſicher um ihre Stirne wiſſen, daß ſie ſich ſo zu

putzen

putzen wagte. Jetzt wandte sich die Maske um und wir erkannten den Herzog von Luxemburg. Alles brach in ein helles Gelächter aus. Zufälliger weise kam er Weilchen darauf zwischen mich und den Grafen von Toulouse zu sitzen und ich fragte ihn, wo er die Maske her habe. Der gute Herr fand nichts arges darinn, und wirklich war er auch nichts weniger als fein. Er nahm das unaufhörliche Lachen gutmüthig als eine Wirkung der Sonderbarkeit seiner Maske an und erzählte in seiner Einfalt, Monf. le Prince habe ihn so maskirt, er habe ihn darum gebeten und bey ihm gespeist. Er war stolz darauf, daß ihn der Prinz maskirt hatte und wieß sich rechts und links. Gleich darauf traten die Damen ein und nach ihnen auch der König. Ein neues Gelächter begann und der Herzog von Luxemburg war entzückt darüber. Die Herzogin, deren Ausschweifungen bekannt waren und die nichts von der Maskerade wußte, verlor alle Fassung; alle sahen sie beyde wechselsweise an und wollten sich todt lachen. Der Prinz stand hinter der Dienerschaft, guckte zwischen durch und freute sich herzlich über seinen boshaften Scherz. Der König belachte und bewunderte ebenfalls diesen grausamen Einfall und sprach noch die folgenden Tage davon.

III.

Merkwürdige Diebstähle welche der König erleidet.

Im großen Marstalle zu Versailles wurde ein sehr kühner Diebstahl verübt. In der Nacht vom 3. zum 4. Junius, während der König zu Versailles war, wurden alle Sattel- und Pferdedecken gestohlen. Der Verlust betrug mehr als 50000 Französische Thaler. Man war mit so viel Vorsicht dabey zu Werke gegangen

gen

gen, daß es in diesem so sehr bewohnten Hause keine Seele bemerkt und sie in einer so kurzen Nacht alles fortgeschaft hatten, ohne daß man auf die geringste Spur kommen konnte. Hr. le Grand und alle seine Subalternen waren ausser sich darüber. Man ließ nach allen Straßen zu nachreiten, visitirte Paris und Versailles durch, und alles umsonst. Hierbey erinnere ich mich eines andern Diebstahls, der noch viel mehr sonderbares hat und in die Zeit des Anfangs dieser Memoiren fiel. Das große Apartement, nämlich die Zimmer von der Gallerie an bis zur Tribüne, waren mit karmosinrothem Sammet mit Crepinen und goldenen Franzen meublirt; an einem schönen Morgen fand man die Franzen alle abgeschnitten. Der Diebstahl schien ein Wunder, da der Ort, wo er geschehen war, des Nachts so gut verschlossen, am Tage zu jeder Stunde bewacht wurde und beständig Leute in der Nähe waren. Bontems fast in Verzweiflung ließ alle mögliche Nachsuchungen thun, aber vergebens. Fünf oder sechs Tage nachher war ich beym Könige zum Souper; es stand niemand zwischen mir und dem Könige als der Leibarzt d'Aquin; sonst war niemand zwischen mir und der Tafel. Als die Zwischengerichte aufgesetzt werden sollten, sah ich auf einmal ein großes schwarzes Pack über die Tafel her geflogen kommen, das ich aber wegen der Schnelligkeit, mit der es kam, nicht recht genau sehen und niemanden zeigen konnte. Es fiel auf die Tafel nieder gerade vor die Couverts des Bruders des Königs und seiner Gemahlin, die beyde zu Paris waren und die sich immer am Ende der Tafel dem Könige zur Linken setzten, mit dem Rücken gegen die Fenster, die in den großen Hof gingen. Es fiel mit einer solchen Gewalt nieder als wollte es die Tafel zertrümmern, machte entsetzlichen Lerm, die Schüsseln tanzten, aber keine fiel um; zum Glücke fiel es auf das Tuch und in keine Schüssel.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der König drehte sich beym Lermen zur Hälfte um und sagte ohne irgend etwas überrascht zu seyn: es werden wohl meine Franzen seyn. Sie waren es wirklich, in ein Packet gepackt, das breiter als ein Baret mit seinen breiten Borden und ungefähr zwey Fuß hoch Pyramiden ähnlich war. Das Packet war weit hinter mir her zekommen ungefähr von der mittlern Thüre der beyden Antichambren; eine Franze hatte sich im Fliegen losgemacht und war auf die Peruque des Königs gefallen, welche Livry, der ihm zur Linken stond und es bemerkte, wegnahm. Livry ging sogleich an das Ende der Tafel, wo das Packet lag, und erkannte wirklich, so wie alle die übrigen, die Franzen. Es entstand ein Gemurmel. Indem Livry das Packet aufhob, fand er einen Zettel daran befestigt; er nahm ihn ab und ließ das Packet liegen. Der König wollte ihn lesen, aber Livry gab ihn ihm aus gutem Grunde nicht, trat einige Schritte zurück hinter den König und las es vor sich allein; hierauf gab er es dem Leibarzt d'Aquin, mit dem ich es zugleich las. Es standen darin folgende Worte, mit verstellten lang gezogenen Schriftzügen, wie von einer Weiberhand geschrieben. „Hier hast du deine Franzen wieder, Bontems, der Spaß verlohnt sich nicht der Mühe. Meinen Respect dem König." Der Zettel war zusammen gerollt und unversiegelt. Der König wollte ihn d'Aquin aus der Hand nehmen, er trat aber zurück, faltete den Zettel aus einander, bog ihn zurecht und hielt ihn dem Könige vor, ohne ihn denselben anfassen zu lassen. Der König sagte ihm, er solle ihn vorlesen, wiewohl er ihn zugleich mitlas. „Das ist doch ziemlich insolent," sagte er, als er den Zettel gelesen hatte, aber mit einem ziemlich gleichgültigen Tone und befahl hierauf das Packet wegzunehmen. Livry konnte es kaum von der Tafel nehmen so schwer war es. Er gab es einem blauen Lakeien, der eben

zur Hand war. Von dem Augenblicke an sprach der König kein Wort mehr davon, es wagte auch niemand davon zu sprechen, am wenigsten öffentlich; die übrige Zeit des Soupers verging als wäre nichts vorgefallen. Die Insolenz und Frechheit dieses Streiches war entsetzlich und es blieb unbegreiflich wie er hatte bey der Gefahr entdeckt zu werden, gewagt werden können. Wie war es möglich ein Packet von diesem Umfang und Gewicht so weit her zu schleudern, ohne von Gehülfen umgeben zu seyn, unter dieser Menge von Menschen, die beständig beym Souper gegenwärtig waren, durch die man sich kaum hindurchdrängen konnte? Wie war es möglich, wenn auch ein Kreis von Gehilfen um den Werfenden herum stand, daß seine gewaltsame Bewegung als er das Packet schleuderte, so vielen Augen entging?

Der Herzog von Gevres war im Dienst, aber weder er noch irgend Jemand dachte daran, die Thüren eher verschließen zu lassen, als nach Aufhebung der Tafel. Man kann denken, daß die Schuldigen nicht dageblieben seyn werden, da sie länger als drei Viertelstunden freien Ausgang hatten. Da die Thüren geschlossen waren, fand sich niemand als ein einziger Mann, den niemand kannte und den man arretirte. Er gab sich für einen Edelmann aus mit Namen Saintonge; der Herzog von Uzes Gouverneur der Provinz kenne ihn. Der Herzog war zu Versailles, man ließ ihn rufen. Er wollte gerade zu Bette gehen, er kam aber doch, erkannte den Edelmann und sagte für ihn gut. Auf dieses Zeugniß entließ man ihn mit Entschuldigungen. Man hat nachher auch nicht die geringste Spur von diesem Diebstahl und der so sonderbaren verwegenen Erstattung entdecken können.

XX.

Pestblase des Königs am Halse.

Der König bekam eine Pestblase am Halse, die anfangs nur wie ein Geschwür aussah, aber bald sehr gefährlich wurde. Er bekam dabey ein Fieber und man mußte zu wiederhohlten Incisionen schreiten. Er affectirte, sich täglich sprechen zu lassen und im Bette wie gewöhnlich, zu arbeiten. Ganz Europa war auf diese Krankheit aufmerksam, die nicht ohne Gefahr war. Er schickte einen Kourier an den Herzog von Rochefoucault in Angoumois ab, wohin er auf einen Monat auf sein schönes Landhaus zu Verneuil gegangen war und ließ ihm seine Krankheit melden und ihn auf das freundschaftlichste bitten ihn zu besuchen. Der Herzog reiste sogleich ab und nie erschien er mehr im Glanze der königlichen Gnade. Da in Flandern nichts vorfiel und man auch nicht Ursache hatte, etwas zu erwarten, so schrieb der König den Marschalls von Villeroy und Boufflers, daß sie, sobald der Prinz von Oranien die Armee verlassen hätte, die Prinzen zurückschicken sollten. Dieß geschah auch wirklich einige Tage nachher.

V.

Publikation des Friedens mit Savoyen und Allianz mit demselben.

Während dieser Krankheit wurde der Friede mit Savoyen bekannt gemacht. und der König regulirte die Angelegenheiten, die Prinzessin, und die beyden Geißeln betreffend, bis auf die gänzliche Restitution zwischen beyden Mächten. Der Herzog von Savoyen, der die vorzüglichsten Höfe von Europa auf das genaueſt

naueſte kannte, rechnete darauf, daß der Herzog von Foix und Choiſeul ihm keine Hinderniſſe in Weg legen würden. Der erſtere hatte nie auf etwas gedacht als auf ſein Vergnügen und Divertiſſement; der letzte war von der Laſt ſeiner Armuth und ſeiner ſchlechten Lage niedergedrückt; beyde waren weniger als mittelmäßige Köpfe, gänzlich unwiſſend in dem, was ihre Pflicht war und äuſſerſt leicht zu befriedigen oder hinzuhalten; beyde waren ohne alles Intereſſe für den Hof und ohne beſonderes Gewicht, wiewohl ſie beyde von der höchſten Geburt und Ritter des heil. Geiſtes waren.

Gerade dieſes Enſemble ſuchte der Herzog von Savoyen. Er ſah, daß man ihm in dieſer Kriſis der der Unterhandlung zu Gunſten handeln würde. Er ſchlug alſo dem Könige dieſe beyden Herzoge vor, und der König ernannte ſie wirklich; er gab ihnen zur Ausrüſtung 12000 Liv. und zum monatlichen Gehalt 3000 Liv. Der Graf von Brionne, Ritter des heil. Geiſtes und Oberſtallmeiſter, (zu welcher Stelle er die Exſpectanz auf ſeines Vaters Tod hatte) wurde vom Könige beauftragt, die Prinzeſſin bey Pont de Beauvoiſin zu empfangen; und Desgranges einer der erſten Commis von Pontchartrain und Cerimonienmeiſter wurde in dieſer Charge mitgeſchickt. — Die Herzogin von Lüde, Schweſter des Herzogs von Süly, der im J. 1688 Ritter des heil. Geiſtes wurde, Tochter der Herzogin von Verneuil, Enkelin des Kanzlers Seguier, war in ihrer erſten Ehe mit dem Grafen von Guiche, dem älteſten Sohne des Marſchalls von Gramont vermählt geweſen, der zu ſeiner Zeit wegen ſeiner Galanterie ſo bekannt war, der ſich aber nicht viel aus ihr machte und keine Kinder mit ihr hatte. Sie war noch immer ſehr ſchön, auch immer ſehr züchtig geweſen, hatte aber ganz den Character, den der Umgang mit der großen Welt gibt und

die Neigung, überall zu gefallen, Freunde zu haben, Wichtigkeit und Ansehn zu genießen. Ihre Bestrebungen waren auch nicht ohne Erfolg, da sie die gutmüthigste Dame war, bey ihrem Reichthum beständig ein gutes Haus machte und einen guten Tisch führte, und, ohne niederträchtig zu seyn, sich in die Welt zu finden wußte. Auch war sie Hofdame der Königin gewesen. Sie vermählte sich zum zweytenmale mit dem Herzog von Lüde, welcher Generalfeldzeugmeister und vom Könige sehr geliebt, übrigens ein Mann nach der Mode war und ein großes Haus machte. Sie liebten sich beyde sehr, und lebten sehr gut mit einander, er starb aber, ohne Kinder mit ihr zu haben. Sie blieb immer am Hofe, wo der Glanz ihres Hauses, ihr feines Betragen und ihre Gutmüthigkeit ihr viele Freunde erwarben, und wo sie, ohne es nöthig zu haben, bloß weil es ihre Natur war, den Ministern und den Personen von Wichtigkeit, sogar die Valets nicht ausgenommen, den Hof machte. Der König und Frau von Maintenon konnten sie aber nicht leiden. Sie war fast nie bey den Parthien zu Marly und in den ausgezeichneten Cirkeln von Damen, welche der König um sich versammelte. Dieß war ihre Lage am Hofe, als eine Hofdame für die Prinzessin gewählt werden sollte, welcher die Erziehung und Führung derselben anvertraut werden könnte. Denn Frau von Maintenon hatte sich vorgenommen, die unmittelbare Aufsicht über sie zu führen, um zugleich Stoff zu haben, den König zu unterhalten. Den Sonnabend, den Tag vorher, wo der Hofstaat der Prinzessin declarirt werden sollte, unterhielt sich der König, der wegen seiner Pestbeule das Bette hütete, Mittags zwischen zwölf und ein Uhr mit seinem Bruder ganz allein. Monsieur, der immer neugierig war, suchte das Gespräch auf die Wahl der Hofdame zu bringen, die gar keinen Aufschub litt.

Wie

Wie sie davon sprachen, sah der Bruder des Königs durch das Fenster die Herzogin von Lüde unten auf dem großen Hofe, als sie ihre Sänftenträger in ihrer livre aus der Messe trugen. Da ist eine, sagte er zum König, die viel Lust dazu hat und wohl viel darum gäbe, und nannte ihm die Herzogin von Lüde. Ja! sagte der König, die wäre vortrefflich, um der Prinzessin das Schminken und Muschenauflegen zu lehren, und fügte noch manche Aeusserungen seines Widerwillens hinzu. Der König war nämlich damals viel bigotter als nachher und fand solche Dinge weit anstößiger. Monsieur, der sich wenig um die Herzogin bekümmerte und nur zufälligerweise und aus Neugier gefragt hatte, ließ den König dabey und ging fort zu Tische. Er war überzeugt, daß an die Herzogin von Lüde bey der Wahl nicht zu denken sey und sagte kein Wort davon. Den andern Tag, fast um dieselbe Stunde, war er allein in seinem Kabinet; der Thürsteher kam hinein zu ihm und brachte die Nachricht, daß die Herzogin von Lüde ernannt sey. Monsieur fing an zu lachen und sagte: er solle ihm keine Mährchen erzählen. Jener blieb dabey und glaubte, Monsieur wolle ihn zum besten haben und ging fort. Einige Augenblicke drauf kam Hr. von Chatillon, der Ritter des heil. Geistes, mit derselben Neuigkeit und Monsieur lachte ihn ebenfalls aus. Chatillon fragte ihn, warum ers nicht glauben wolle, indem er die Wahl lobte und ihre Gewißheit betheuerte. Als sie sich so mit einander stritten, kamen noch mehrere dazu, die die Nachricht bestätigten, so daß sie außer allem Zweifel war. Darüber erstaunte Monsieur so sehr, daß sich die ganze Gesellschaft über ihn verwunderte und in ihn drang, die Ursache seines Erstaunens zu entdecken. Verschwiegenheit war nicht sehr seine Sache; er erzählte ihnen also, was der König vor vier und zwanzig Stunden mit ihm gesprochen habe und theilte sein Er-

ſtaunen der Geſellſchaft mit. Die Geſchichte wurde bekannt und man war ſo neugierig die Urſache dieſer ſchnellen Aenderung zu entdecken, daß man es endlich herausbrachte. Die Herzogin von Lüde wußte ſehr wohl, daß unter der Menge der Competentinnen eine ſey, der ſie nicht hoffen konnte vorgezogen zu werden: ſie ſchlug alſo einen Schleichweg ein. Frau von Maintenon hatte eine alte Dienerin bey ſich, die in der Periode ihrer Niedrigkeit in ihrem Wittwenſtande, als ſie im Spital St. Euſtache wohnte, ihre einzige Domeſtikin war. Sie ſelbſt nannte ſie Nanon, wie ehemals, für andere war ſie Mademoiſelle Balbien; ſie ſtand in großer Achtung, weil ſie die Freundſchaft und das Vertrauen der Frau von Maintenon beſaß. Dieſe Nanon war eine zweyte Maintenon, ſie machte ſich eben ſo koſtbar als ihre Gebieterin, kleidete ſich ganz wie ſie, und ahmte ihr preciöſes Weſen, ihre Sprache, ihre Frömmigkeit, ihre Manieren nach. Prinzeſſinnen, ſelbſt die Töchter des Königs ſchätzten ſich glücklich, wenn ſie Gelegenheit fanden mit ihr zu ſprechen, oder ſie zu umarmen, und die Miniſter, die bey der Frau von Maintenon arbeiteten, beugten ſich tief vor ihr. So unzugänglich ſie war, ſo war ſie doch mit einigen ihrer Freundinnen aus vorigen Zeiten vertraut und kam mit ihnen, wiewohl ſelten, zuſammen. Glücklicherweiſe hatte die Herzogin von Lüde eine alte Amme bey ſich, die ſie erzogen hatte und leidenſchaftlich liebte und die eine alte Freundin der Nanon war und ſie bisweilen insgeheim beſuchte. Dieſe ſchickte die Herzogin an ſie ab und mit Hülfe der baaren Summe von 20000 franz. Thalern war ihr Geſchäft glücklich vollendet, noch am Abend deſſelben Tags, wo der König gegen ſeinen Bruder mit ſo viel Abneigung von ihr geſprochen hatte. So iſt der Lauf des Hofes! Eine Nanon verkauft eine der wichtigſten glänzendſten Stellen am Hofe; und eine Dame von

ſol-

ſolchem Reichthum, eine Herzogin, von ſolchem Stande, Geburt und Vermählung, ohne Kinder, ohne alle Bande, frey und unabhängig, hat die Thorheit mit ſo ungeheuren Koſten ihre Sklaverey zu erkaufen. Ihre Freude war außerordentlich, aber ſie wußte ſie zu mäßigen, und ihr Betragen und die Menge ihrer Bekanntſchaften und Freunde in der Stadt und am Hofe verſchaften ihrer Wahl allgemeinen Beyfall.

VI.

Weiberintriguen wegen des zu bildenden Hofſtaats der Prinzeſſin von Savoyen.

Die Herzogin von Arpajon und die Marſchallin von Rochefort waren ſehr aufgebracht. Letztere beklagte ſich laut und ungeſcheut, daß man ihr das gethane Verſprechen nicht gehalten habe, worauf ſie allein die Stelle als Hofdame bey der Herzogin von Chartres angenommen habe. Sie verwechſelte geſchickt die beyden Stellen als dame d'honneur und dame d'atours, um mehr Urſache zu haben, ſich zu beklagen. Die letztere Stelle war es, die ſie bey der Gemahlin des Dauphins bekleidete und die ihr war verſprochen worden. Frau von Maintenon die ſie verachtete, fand ſich dadurch getroffen, weil ſie die Stelle der Frau von Marly verſchafft hatte. Sie kehrte die Sache um und klagte ihrerſeits die Marſchallin an, daß ſie ſelbſt daran ſchuld ſey, daß man ihr die Stelle nicht habe geben wollen, weil ſie ihre Tochter ſo ſehr unterſtützt habe, die nur aus großer Achtung gegen ſie nicht vom Hofe entfernt worden ſey. Die Marſchallin ließ ſich betrügen und ohne dadurch ihres Aergers überhoben zu werden — denn die Stelle war vergeben — verließ ſie in ihrer Heftigkeit ihre Tochter, die nun

nach Paris wandern mußte, mit dem Verbot, nicht bey Hof zu erscheinen. Diese ihre Tochter hatte zu ihrem ersten Gemahl Naugis gehabt, hatte aber eine äußerst schlechte Ehe mit ihm geführt, und seinen Sohn zu Grunde gerichtet, wiewohl es nicht so schien. Sie war sehr reich. Nachher wurde sie von Blanzai schwanger, der von der Armee zurückkommen mußte, um sich mit ihr zu vermählen. Sie kam schon in der Nacht, wo sie getraut worden waren, mit einer Tochter, der Frau von Tonnere, nieder. Niemand konnte mehr Verstand und List, mehr Liebenswürdigkeit und Einschmeichlungsgabe, mehr Anmuth, Gewandtheit und Feinheit des Witzes haben, niemand konnte so seine Sprache in der Gewalt haben und sie so nach den Umständen modificiren als dieses Weib; übrigens hatte sie den boshaftesten, schwärzesten, gefährlichsten Character, den ein Mensch haben kann, im höchsten Grad falsch und hinterlistig. Die Lügen flossen ihr vom Munde wie Wasser und mit dem Anschein der größten Wahrhaftigkeit und Treuherzigkeit, so daß sie im Stande war, Leute zu überzeugen, die mit der größten Gewißheit wußten, daß sie Unwahrheit sagte. Sie war eine Sirene, vor der man sich nur durch die Flucht retten konnte, wenn man sie auch noch so gut kannte. Ihre Unterhaltung war äußerst reizend, und niemand wußte mit solchem Witze und so fein, aber auch mit solcher Grausamkeit lächerlich zu machen, sogar was nicht lächerlich war. Uebrigens liebte sie nur allzusehr galante Abentheuer, so lang es ihre Gestalt gestattete, nachher, ohne sehr delikat zu seyn, gab sie sich den niedrigsten Menschen hin. Bey allen diesen Fehlern, wovon sie die mehresten zur Gesellschaft untauglich machten, war sie dennoch die Königin der Gesellschaften am Hofe und in der Stadt. Ihr Zimmer wurde nie von dem glänzendern, bessern Theil der Gesellschaft leer, die ihr entweder aus Furcht oder Bewunderung

den

den Hof machten, sie hatte die angesehensten Freunde und wurde von den drey königlichen Prinzessinnen sehr gesucht. Man bewarb sich ordentlich um sie; aber aus Anhänglichkeit gegen ihre Mutter hatte sie sich vorzüglich an die Herzogin von Chartres attachirt, die sich von ihr gänzlich beherrschen ließ. Daraus entstand viel Unhelligkeit und Zwist; Monsieur und der Herzog von Chartres hatten einen Widerwillen gegen sie, der an Abscheu grenzte. Sie wurde entfernt, aber es gelang den Thränen und den Bemühungen der Herzogin von Chartres, daß sie wieder zurückberufen wurde. Sie kam wieder nach Marly und bekam sogar einigemal in die geheimen Zirkel des Königs Zutritt, wo sie den König so geistreich diverti rte, daß er nicht aufhören konnte, gegen Frau von Maintenon von ihr zu sprechen. Diese fürchtete sich vor ihr und suchte von nun an nichts angelegentlicher, als sie vom Könige entfernt zu halten; sie brachte es mit vieler Sorgfalt und Geschicklichkeit dahin. Endlich suchte sie sie zu größerer Sicherheit zum zweytenmale vom Hofe gänzlich zu entfernen und fand auch dazu Gelegenheit. Die Mutter wurde nicht wenig ausgelacht, daß sie sich hatte betrügen lassen, und einer Stelle wegen, die sie nicht erhalten konnte, in einer thörichten Aufwallung zu ihrer Tochter Unglück behülflich gewesen war. Diese blieb lange Zeit zu Paris in ihrem Exil.

VII.

Vertauschung von Meudon und Choisy.

Der König, der seine Familie, so wie den Hof und sein Volk in allem, selbst in Kleinigkeiten beherrschen und sie beständig unter seinen Augen haben wollte, hatte es nicht gern gesehen, daß Mademoiselle dem

Dau-

Dauphin bey ihrem Tode Choisy vermacht hatte, und sah es um so weniger gern, daß der Dauphin so oft in Begleitung der kleinen Gesellschaft, die er sich jedesmal dazu auswählte, hinreiste. Dieß verursachte eine Trennung seines Hofes, die nunmehr bey dem Alter seines Sohnes, da er das Lustschloß einmal geschenkt bekommen hatte, nicht zu vermeiden war. Er wollte ihn aber wenigstens in seiner Nähe haben und Meudon, das viel größer war als Choisy und woran Louvois viele Millionen verschwendet hatte, schien ihm dazu tauglich zu seyn.

Er that also Barbesieux den Vorschlag, daß er einen Tausch mit seiner Mutter treffen wollte, die in der Erbschaft Meudon für 500000 Liv. angenommen hatte und erbot sich, ihr 400000 Liv. mehr und Choisy dagegen zu geben. Frau von Louvois, für welche Meudon zu weitläuftig und zu schwer in Stand zu erhalten war, nahm den Vorschlag mit Freuden an, der ihr 900000 Liv. und ein bequemeres Haus verschaffte, und noch denselben Tag, wo der König den Tausch zur Sprache gebracht hatte, wurde der Contract abgeschlossen. Der König hatte kaum mit dem Dauphin davon gesprochen, allein für den waren die leisesten Wünsche des Königs Befehle. Nun verließ der Dauphin nur häufiger Versailles und hielt sich zu Meudon auf, wo er nach dem Beispiel des Königs mit vielem Aufwand im Schlosse und in den Gärten Verschönerungen machte und die Pracht vollendete, welche die Cardinäle von Meudon und von Lothringen, und dann Hr. Servien und Hr. von Louvois nacheinander daran verschwendet hatten.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Viertes Buch.

Kriegsunternehmungen von 1692 bis 1697.

I.

Kriegsbegebenheiten vom Jahr 1692 bis zum Jahr 1697.

Während der Belagerung von Namur traf den König ein empfindlicher Verlust. Er hatte eine Flotte unter dem Befehle des berühmten Viceadmirals Tourville zur See; die Englische Flotte aber, vereinigt mit der Holländischen, war fast noch einmal so stark. Beyde Flotten befanden sich im Canal und der König von England wartete auf der Küste der Normandie auf den ersten günstigen Zeitpunkt, um in England zu landen. Er rechnete ganz sicher auf sein Einverständniß mit dem größten Theil der Englischen Befehlshaber, und beredete daher den König, daß er dem Feinde eine Schlacht liefern sollte; und er zweifelte an nichts weniger als am guten Ausgang desselben, da er, wie man glaubte, die Versicherung hatte, daß mehr als die Hälfte der Englischen Schiffe während des Treffens zu ihm übergehen würden. Tourville, der durch seine Tapferkeit und Kriegskunst so berühmt geworden ist, schickte zwey Kouriere an den König ab und warnte ihn vor dem Treffen, indem er ihm vorstellte, wie mißlich es sey, sich ganz allein auf das vielleicht so unzuverlässige Einverständniß des Königs von England

land mit den Englischen Befehlshabern zu stützen, wie ungeheuer überlegen der Feind sey, daß es der königlichen Flotte an einem Hafen und Zufluchtsorte fehle, im Fall die Engländer siegen sollten, daß diese die Flotte verbrennen und den letzten Rest der Französischen Marine zu Grunde richten würden. Aber seine Vorstellungen fanden kein Gehör, er erhielt Befehl zum Treffen, er möchte schwach oder stark seyn und unter welchen Umständen es auch seyn möchte.

Er gehorchte. Er that Wunder, und seine Officiere thaten es ihm gleich, aber kein einziges feindliches Schiff wankte. Die Uebermacht überwältigte ihn; er rettete zwar mehr Schiffe als man hoffen konnte, aber die mehresten gingen verloren und wurden nach dem Treffen verbrannt. Der König von England sah vom Gestade dem Treffen zu und man hatte ihn im Verdacht, daß er sich der Partheilichkeit für seine Nation schuldig gemacht habe, wiewohl kein einziger seiner Landsleute die Versprechungen erfüllt hatte, durch deren Vorspiegelung er die Schlacht veranlaßt hatte.

II.

Treffen bey Nerwinden.

Montags den 17 Julius 1693 wurde der Marschall Joyeuse mit dem Generallieutenant Montchevreuil und dem Generalmajor Pracontal aus dem Lager bey Lecki drey Meilen von Lüttich mit zwey Brigaden Infanterie und einigen Regimentern Cavallerie detaschirt, um bey unsern Linien zu dem Corps zu stoßen, welches la Vallette daselbst commandirte, und sich den Feinden entgegenzusetzen, die in der Gegend von Arras und Ryssel gebrandschatzt hatten.

Diens-

Dienstags den 28. brach die Armee aus dem Lager auf, und zog sich gegen die kleine Stadt Warem zu, wo sie durchmarschirte; das Detaschement des Marschalls Joyeuse marschirte besonders, aber die beiden Marschalls zusammen. Als der Vorderzug der Armee eine halbe Meile jenseits vorgerückt war, lief von verschiedenen Seiten die Nachricht ein, daß sich der Prinz von Oranien mit seiner Armee disseits der Gette gelagert habe (welches ein kleiner, an wenig Orten schiffbarer, mit hohen schroffen Ufern eingeschloßner Fluß ist) und daß seine Armee nur eine halbe Meile von Loo stehe, (welches eine kleine Stadt mit einer unbedeutenden Festung in den Morästen jenseits der Gette gelegen, von dem Lustschlosse des Prinzen von Oranien gleiches Namens aber zu unterscheiden ist, das weit davon in Holland liegt).

Auf diese Nachricht rückten der Herzog von Luxemburg nebst dem Marschall von Villeroy, dem Herzog von Chartres, dem Prinzen von Conti und wenigen andern mit einigen Truppen vor, um sich von der Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen. Anderthalb Stunden nachher ließ er dem Marscha Joyeuse, der bey der Armee mit dem Herzog zurückgeblieben und um eine weitere Aussicht zu haben, auf die Windmühle bey Warem gestiegen war, zu wissen thun, daß er mit der Armee zu ihm stoßen und das für die Linien bestimmte Detaschement wieder an sich ziehen sollte. Der Prinz von Conti kam zurück und bestätigte die erhaltene Nachricht von der Stellung der Feinde. Er übernahm die Führung der Infanterie, wovon einige Brigaden eben noch durch Warem passirten.

Die Armee marschirte sehr schnell, wiewohl von Zeit zu Zeit Halt gemacht wurde, damit die Infanterie nachkommen konnte, und gegen acht Uhr des Abends kam sie drey Meilen jenseits Warem in einer

Ebene an, wo die Truppen in Schlachtordnung gestellt wurden. Hierauf wurden wieder Colonnen formirt und die Armee rückte eine Viertelmeile näher gegen den Feind vor. So blieb sie die Nacht über in Colonnen, indessen die Infanterie und Artillerie vollends ankam.

Bewundernswürdig war die Munterkeit der Truppen nach einem Marsch von mehr als acht Meilen brannte sie vor Verlangen, die Feinde anzugreifen. Im feindlichen Lager hörte man die ganze Nacht über viel Bewegung und Lärm, weßwegen man glaubte, sie zögen sich zurück. Gegen vier Uhr des Morgens fingen aber ihre Canonen an sich hören zu lassen. Unsere Batterien, die ein wenig zu weit von einander placirt waren, kamen erst eine Stunde später in Stand, worauf man ein lebhaftes Feuer von beyden Seiten machte. Jetzt bemerkte man, daß wir im Nachtheil waren. Die Feinde hatten alle Anhöhen besetzt und sich in zwey Dörfern zur Rechten und Linken wohl verschanzt.

Auch hatten sie von einem Dorfe zum andern bis rechts zu einem großen Abhang Verschanzungen gezogen und auf den Anhöhen Redouten angelegt, so daß wir zwischen den beyden Dörfern gegen sie anrücken mußten, aus denen wir sie erst vertreiben sollten, die aber zu nahe an einander lagen und uns keinen Raum gaben uns gehörig auszudehnen. Dieß nöthigte unsere Truppen sich in mehrere Linien zu theilen und setzte sie in Gefahr überflügelt zu werden, besonders an der linken Seite. Dazu kam daß ihre Batterien, die nahe an einander auf ihren Verschanzungen aufgepflanzt und besser als die unsrigen placirt waren, ein entsetzliches Feuer auf unsere Cavallerie gaben, die in der größten Unordnung zurückgeworfen war.

war. Indeſſen griffen der Prinz Conti und der Marſchall Villeroy mit einem großen Theile der Infanterie das Dorf Bas-landen zur rechten Hand an.

Der Generallieutenant Feuquieres, dem es nicht an Fähigkeit und Muth fehlte, wurde beſchuldigt, daß es bey dieſer Gelegenheit an ihm gefehlt habe. Zu gleicher Zeit griff Montchevreuil unter dem Marſchall Joyeuſe das Dorf zur linken Hand an, das Nerwinden hieß und dem Treffen den Namen gab. Montchevreuil blieb beym Angriff, ſeine Stelle erſetzte der Generallieutenant Rubantel und der Herzog von Berwick, der dabey gefangen wurde. Die beyden Angriffe zur rechten und zur linken wurden lebhaft zurückgeſchlagen, und ohne den Prinzen Conti wäre das Treffen zur Rechten ſehr in Unordnung gekommen. Als der Herzog von Luxemburg ſah, daß die Infanterie faſt zurückgeſchlagen war, ließ er die ganze Cavallerie ſchnell vorrücken, gleichſam um die Verſchanzung der Fronte zwiſchen den beyden Dörfern zu beſtürmen. Die feindliche Infanterie, welche die Dörfe reinſchloß, ließ ſie näher als einen Piſtolenſchuß anrücken und gab auf einmal Feuer auf ſie, worauf die Pferde ſcheu wurden und zurückſtürzten. Die Officiere ſammelten die Cavalerie mit Mühe wieder, ſie rückte mit gleicher Heftigkeit wieder an, wurde aber zweymal nach einander eben ſo zurückgeſchlagen. Der Herzog von Luxemburg hatte keinesweges darauf gerechnet, daß die Cavalerie in die Verſchanzungen eindringen ſollte, die man kaum zu Fuß erſteigen konnte; aber er hoffte durch den allgemeinen heftigen Anfall der Cavallerie die Feinde aus den Verſchanzungen herauszubringen. Da er ſah, daß die Cavallerie nichts vermochte, und die Infanterie zweymal von den beyden Dörfern, ſo wie die Cavallerie dreymal von den Verſchanzungen der Fronte zurückgeſchlagen war, nachdem ſie vier Stunden

lang ein schreckliches Canonenfeuer ausgehalten hatte und nicht von der Stelle gewichen war, ausser um die gemachten Lücken wieder zu schließen: so ließ er sie in einen kleinen Grund zurück ziehen, wo sie die Kanonenkugeln nicht im Fluge, sondern nur durch Abprall erreichen konnten, und wo sie länger als eine halbe Stunde Halt machte. Hierauf begaben sich die drey Marschalls, die drey Prinzen, Albergotti und der Herzog von Montmorency, ältester Sohn des Herzogs von Luxemburg, vorher Prinz von Tingry genannt, zusammen in den nämlichen Grund, wo sie sich nicht weit von der Cavallerie fast an der Fronte des Regimentes Roussillon mit einander unterredeten. Das Gespräch war lebhaft und dauerte lang, worauf sie sich trennten. Man ließ hierauf das Regiment der französischen Garde und die Schweizer, den Prinzen Conti an ihrer Spitze, hinter der Cavallerie vor, uns zur Linken, gegen das Dorf Nerwinden anrücken, das sie sogleich mit Heftigkeit angriffen.

Sobald man sahe, daß sie einige Gärten und verschanzte Häuser einzunehmen anfingen, ließ man das Regiment la maison du Roi, die Carabiniers und die ganze Cavallerie vorrücken. Die einzelnen Eskadrons mußten so gut es ging, durch die aufgeworfnen Gräben, durch die Hecken, Gärten, Hopfenberge, durch Scheunen und Häuser, die man so weit es möglich war, niederriß, sich keinen Durchweg bahnen, während weiter vorne im Dorfe die beiderseitige Infanterie mit ausserordentlicher Lebhaftigkeit theils angriff, theils vertheidigte. Unterdessen war Harcourt, welcher ein kleines abgesondertes Korps führte, zu Guiscard gestoßen war, da er den Donner der Kanonen gehört hatte oder vielleicht auch auf die ausdrückliche Ordre des Herzogs von Luxemburg, von

sei-

seinem Posten, der sechs Meilen weit entfernt war, aufgebrochen und ließ sich in der Ebene uns zur Linken von Nerwinden, wiewohl noch in der Entfernung, sehen. Zu gleicher Zeit kam unsre Cavallerie aus dem Dorfe nach und nach ins freie Feld in die Ebene und suchte sich wieder in gehörige Ordnung zu stellen, da sie durch die sonderbare Passage in Verwirrung gerathen war. Dieß alles zusammen brachte die Feinde zum Weichen, sie zogen sich in die Verschanzung der Fronte zurück und verließen das Dorf.

Der Pfarrer des Orts hat dieß ganze lange und große Schauspiel von seinem Kirchthurme herab beobachtet. Ihre Cavalerie, die sich noch nicht hatte sehen lassen, rückte nun aus der Verschanzung der Fronte des Dorfes hervor und zog sich in bester Ordnung in die Ebene, wo die unsrige eben angelangt war. Die Feinde brachten zwar anfangs diesen bis dahin unüberwindlichen Kern der Truppen zum Weichen; diese aber hatten auch nicht Zeit gehabt sich in die gehörige Ordnung zu stellen, da sie mit so viel Beschwerlichkeit durch das Dorf hatten passiren müssen. Die Garde des Prinzen von Oranien und des Hrn. von Vaudemont und zwey Englische Regimenter hatten die Ehre dieses errungenen Vortheils; aber die Chevaux legers der Garde konnten sie nicht zum Wanken bringen und ihnen keine Handbreit Land abgewinnen. Vielleicht waren diese Truppen glücklicher in die Ebene passirt und hatten sich besser als die andern formiren können. Diese sammelten sich im Augenblicke wieder und thaten nun Wunder der Tapferkeit, unterdessen die übrige Cavalerie in die Ebene rückte und während des Vorrückens sich formirte. Der Herzog von Chartres griff an der Spitze seiner braven Escadrons vom Regiment la maison du Roi den Feind mehrere-

reremale an mit einer Gegenwart des Geistes und einer Tapferkeit, die ganz seiner Geburt würdig war; er kam ins Handgemenge und wurde beinahe gefangen. Der Marschall Arci, der sein Gouverneur gewesen war, stand ihm in dieser Action wie bey Steinkirchen stets zur Seite, mit der Kaltblütigkeit eines alten Kriegers und mit dem vollen Muthe des Jünglings. Der Herzog, welchem vorzüglich der Vorschlag dieses letzten Angriffs der Französischen und Schweizer Garde auf Nerwinden zugeschrieben wurde, befand sich beständig zwischen zwey Feuern.

Unterdessen war unsere Cavalerie vollends in die Ebene vorgerückt und hatte sich formirt. Sie that fünf verschiedene Angriffe auf die feindliche Cavalerie und trieb sie endlich nach einem lebhaften Widerstande bis an den Fluß Gette, in den sie sich warf und worin eine große Menge ertrank. Der Prinz Conti, der bey dieser Action von einem Säbelhieb, den zum Glück das Eisen auf seinem Hute aufgehalten hatte, eine Contusion am Kopfe erhalten hatte, sah sich nunmehr im vollem Besitz des Dorfes Nerwinden. Er nahm hierauf den zunächst am Eingange des Dorfes sich befindenden Theil der Cavallerie und griff damit, unterstützt von der Infanterie, die endlich das Dorf Nerwinden eingenommen hatte, die Verschanzung der Fronte an und zwang den Rest der feindlichen Armee, der sich hinter dieser langen Verschanzung befand, die Flucht zu ergreifen. Da aber die Infanterie nicht sogleich einen Angriff hatte thun können und auch die Cavallerie zur Linken zu weit entfernt war, so war dieser wiewohl übereilte Rückzug der Feinde noch sehr vortheilhaft.

Nachmittags gegen fünf Uhr war alles vorbey; die Action hatte auf zwölf Stunden gedauert, und es war

war einer der heißesten Sommertage. Es ist unglaublich, wie die Feinde in den wenigen Stunden, die sie zum Verschanzen hatten, noch dazu großtentheils in der Nacht, die so weitläuftigen Verschanzungen zwischen den beyden Dörfern (wir haben sie die Verschanzungen der Fronte genannt) von vier Fuß Höhe mit tiefen und weiten Gräben, vollkommen regelmäßig in den Flanken, mit kleinen hie und da angebrachten Redouten, mit Thoren und Oeffnungen, mit halben Monden bedeckt, fertig bringen konnten.

Die beyden Dörfer, die mit dicken Hecken und mit Gräben nach der Sitte des Landes umgeben waren, hatten sie noch besser befestigt, als die übrigen Verschanzungen. Die ungeheure Menge von Todten, womit die Gassen von Nerwinden Haufenweise bedeckt waren, zeigte, welchen Widerstand man daselbst gefunden hatte. Auch kam den Feinden ihre Hartnäckigkeit theuer zu stehen, ihr Verlust wurde auf 20000 Mann geschätzt. Unser Verlust kann ungefähr die Hälfte so hoch gerechnet werden.

Die Feinde verlohren alle ihre Kanonen, acht Mörser, viele Munitionswagen, Standarten und Fahnen und einige Paare Pauken. Unser Sieg war vollkommen. Den Prinzen von Oranien befremdete es, daß das ununterbrochene Feuer seiner Artillerie unsere Kavallerie gar nicht zum Weichen bringen konnte, die ohne sich zu rühren, in ungebrochenen Linien, das Feuer aushielt. Aufgebracht sprengte er hin zu den Batterien und schalt die Kanoniers, daß sie nicht besser träfen; als er aber die Wirkung seiner Artillerie sah, wandte er sein Pferd um mit den Worten: „Welche freche Nation!“ Er und der Churfürst von Baiern hielten bis zu letzt im Kampfe aus; erst da sie sahen, daß nichts mehr zu hoffen war, zogen sie sich

über die Gette zurück, über die sie hatten Brücken schlagen lassen. Die Feinde zogen sich unter Brüssel zurück, und der Herzog von Luxemburg gab seinen Truppen einige Zeit Ruhe, um sich von der Strapaze zu erholen. Die Lorbeern, die er eingeärndtet, hatte, schützten ihn nicht vor dem Tadel. Man tadelte ihn, daß er die Schlacht gewagt, und daß er sie nicht besser benutzt habe. Man beschuldigte ihn der Verwegenheit, indem er die Feinde in einer so vortheilhaften Stellung und Verschanzung mit unserer Armee angegriffen habe, die zwar etwas an Anzahl überlegen, aber ermüdet und von dem langen Marsche vom vorigen Abend gleichsam noch ausser Athem gewesen sey. Man warf ihm, und nicht ohne Grund, vor, daß er mehr als einmal in Gefahr gewesen sey, die Schlacht zu verlieren, und daß er sie nur durch seine Hartnäckigkeit, durch die Französische Tapferkeit und durch Verschwendung von Blut gewonnen habe.

Man beschuldigte ihn ferner ungescheut, er habe den Sieg nicht benutzen und vollenden wollen, um nicht zu bald einen Krieg zu endigen, der ihn so groß und unentbehrlich machte. Die erste Beschuldigung konnte er leicht von sich abwenden. Er hatte wiederholten Befehl zu schlagen und er hatte sich nicht vorstellen können, daß die Feinde in einer einzigen so kurzen Nacht ihren schon an sich vortheilhaften Posten mit so weitläufigen und regelmäßigen Verschanzungen befestigen würden, wie er erst nachher nach der Schlacht sah. Was die zweyte Anklage betrifft, so bin ich zu wenig unterrichtet, um darüber zu entscheiden. Wahr ists, daß zwischen vier und fünf Uhr alles vorbey war und die Feinde theils sich zurückzogen, theils in die Flucht geschlagen waren; dadurch waren wir Meister vom Fluß Gette; es waren Pontons zur Hand; jen-

seits

seits ist die Gegend offen und im Julius war der Tag noch lang genug um die Feinde auf dem Fuße zu verfolgen; aber eben so wahr ist es auch, daß die Truppen von dem Marsche vom vorigen Abend und von dem zwölfstündigen Kampfe aufs äußerste ermüdet waren, daß die Pferde besonders die Zugpferde der Munitions- und Proviantwagen gänzlich abstrapazirt waren und daß man den Vorwand hatte, der gänzliche Mangel an Lebensmitteln und Munition habe es unmöglich gemacht, die Feinde zu verfolgen.

Cossé, der gefangen war, wurde auf sein Ehrenwort sogleich auf freyen Fuß gestellt und die Herzoge von Berwick und Ormond wurden bald ausgewechselt. Für die Gefangenen und Verwundeten wurde sehr gut gesorgt. Man hob sehr sorgfältig alle auf dem Schlachtfelde gebliebene auf, die noch nicht todt waren und fortgebracht werden konnten.

III.

Marsch des Marschalls von Lorges im Angesicht des Prinzen von Baden.

Seit acht Tagen hatte der Marschall von Lorges sein Hauptquartier zu Poth aufgeschlagen; als aber die Proviantmagazine von Philippsburg und die Fourage der Gegend erschöpft waren, führte er seine Armee wieder zurück über den Rhein. Er machte den schönsten Marsch, den man je gesehen hat. Er brach mit seiner Armee des Morgens um eilf Uhr auf, mit allem kriegerischen Pomp, in neun Colonnen, die auf dem Abzuge das Manöver der Caracale machten, im Angesicht des Prinzen Ludwigs von Baden, der mit

der Kaiserlichen Armee auf der andern Seite des Baches stand.

Die neun Colonnen passirten durch einen Wald in einer so meisterhaften Ordnung, daß in der Ebene bey Schwetzingen, wo sie sich in Schlachtordnung stellten, jede Brigade sich sogleich an ihrem Platze und in gehöriger Stellung befand. Sie passirten hierauf in der vortrefflichsten Ordnung und in der größten Geschwindigkeit über einen breiten Bach, theils auf einer Brücke, theils durch eine Furth, indem sich jede Brigade in Schlachtordnung hielt, bis die Reihe an sie kam zu passiren. Der Marschall Joyeuse commandirte den Vorderzug und erhielt die Ordnung der Passage, und der Marschall von Lorges führte die Arrieregarde. In zwey Stunden war die ganze Armee hinüberpassirt; denn die Proviant- und Bagagewagen und die Artillerie waren voraus. Man glaubte dieser Marsch würde beunruhigt werden; aber man erfuhr nachher, daß es der Prinz von Baden nicht gewagt und laut geäußert hatte, der Marsch sey zu gut geordnet gewesen, um ihn mit Erfolg angreifen zu können.

IV.

Krieg in Spanien, Bataille am Fluß Ter in Catalonien.

In Spanien ließ Noailles am 28. Mai 1694 seine Armee über den Ter, im Angesicht des Vicekönigs von Catalonien, Marquis Villena passieren und schlug ihn zurück. Die Feinde verloren in diesem Treffen 500 Mann, ihre Bagage, ihre Kanonen und eine Menge Fahnen; wir machten überdies 1500 Gefangene und verloren nur 300 Mann. Der alte

Cha-

Chaseron, Ritter des heil. Geistes und erster Generallieutenant unserer Armee, hatte ganz den Ruhm dieses Ueberganges und Sieges. Noailles war erst während der Niederlage der Feinde über den Fluß gegangen.

Am 7. Junius wurde Palamos im Sturm eingenommen. Die Feinde verloren dabey 300 Mann und 600 machten wir zu Gefangenen. Die Citadelle ergab sich am 10. und die Besatzung, die aus 1500 Mann bestand, wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Der Platz ist an sich und wegen seines Hafens wichtig.

Noailles verfolgte sein Glück und eroberte Gironne, sechs Tage nach Eröffnung der Laufgräben. Der Platz capitulirte am 29. Junius; in der Capitulation wurde besonders ausgemacht, daß die aus 3000 Mann bestehende Besatzung bis zum 1. November nicht dienen sollte.

Diese so glückliche Campagne verschaffte dem Hrn. von Noailles das Diplom der Vicekönigswürde von Catalonien.

Durch die Verwegenheit eines einzigen Soldaten nahm er noch das Schloß Castelfollit ein, das auf einem sehr steilen hohen Felsen liegt und die ganze Ebene beherrscht. Ein entschlossener Soldat bekam Lust zu sehen, ob die erste Verschanzung stark besetzt wäre. Er fand sie verlassen und drang mit dem Degen in der Hand ein, indem er laut schrie, daß man ihm folgen sollte. Es folgten ihm fünf oder sechs andere, mit denen er auch in die zweite Verschanzung drang. Diese war stark besetzt, aber die Besatzung gerieth in Bestürzung, als sie sich auf einem Posten angegriffen sah, den man für unzugänglich hielt, und weil sie wegen des Geschreyes glaubte, die Feinde wagten einen Sturm, und entfloh. Das Schloß gerieth dadurch in Alarm, der kleine Hause der Unsrigen, der sich indessen stark vermehrt hatte, folgte den Fliehenden auf

dem

dem Fuße nach und drang so im Handgemenge in das Schloß ein, das unter vielem Blutvergießen erobert wurde. Auch Ostalrico fiel dem Hrn. von Noailles in die Hände, und hiermit endigte sich diese glückliche Campagne.

Die Feinde bombardirten den ganzen Sommer über unsere Küsten und brannten die Stadt Dieppe fast ganz nieder.

In Italien fiel nichts vor. Die Campagne endigte sich daselbst mit der Blockirung von Casal.

V.

Krieg in Flandern.

In Flandern that man weiter nichts, als daß man einander beobachtete und sich behauptete. Auf diese Art hielt man sich lange bey Vignamont, wo aber endlich das Fourragiren wegen der Entfernung zu beschwerlich wurde. Der Prinz von Oranien sah sich wegen dieses Mangels an Fourrage genöthigt, zuerst aufzubrechen und schlug am 17. wieder sein Lager auf. Fast die ganze Armee des Dauphins war aufs Fourragiren detaschirt; demungeachtet brach noch denselben Abend der linke Flügel unter den Marschalls Villeroy und Boufflers auf, welchen den Tag darauf als am 18. der Dauphin und der Marschall von Luxemburg mit der übrigen Armee folgten.

Die Feinde hatten zwey Märsche voraus, und der Dauphin hatte viele Bäche und Defilés zu passiren und sollte doch das Lager bey Espier erreichen, ehe sich die Feinde desselben bemächtigten. Der Marsch wurde in der besten Ordnung und in solcher Geschwindigkeit vollendet, indem der Marschall Villeroy beständig voran war, daß der Dauphin am 25. das Lager bey

Espier

Espier einnahm, eben als sich der Vorderzug der feindlichen Armee auf der andern Seite zeigte. Man beschoß sich die übrige Zeit des Tages, worauf sich die Feinde gegen Abend zurückzogen.

Dieser so wichtige Marsch war vortrefflich ausgeführt und wurde sehr bewundert. Die übrige Zeit der Campagne that man weiter nichts, als daß man sich behauptete.

VI.

Aeußerung des Prinzen von Oranien nach der Einnahme von Namur.

Die allzufeine Vorsicht des Herzogs du Maine, der ein schönes Beyspiel der Tapferkeit gab, indem er sich entschloß, den Feind zu recognosciren, dann zu beichten und seinen Flügel in Schlachtordnung zu stellen, der schon lange rangiert war, indeß aber Vaudemont Zeit gab mit seiner Armee der augenscheinlichsten Gefahr zu entwischen, verschuldete den Verlust der Stadt Namur, die am 4. August an den Prinzen von Oranien durch Capitulation überging. Demungeachtet beschenkte der König Guiscard mit dem Ordensband; Mesgrigny erhielt 6000 Liv. Besoldung und wurde Generallieutenant; der Marschall Boufflers wurde zum wirklichen Herzog erhoben und fast alle Officiere, die mit ihm in Namur gewesen waren, avancirten. Als der Prinz von Oranien von diesen Belohnungen hörte, sagte er, er sey doch dazu verdammt, den König beständig zu beneiden, der den Verlust eines Platzes freygebiger belohnte, als er seinen würdigen Freunden und Officieren für die Eroberung desselben danken könne.

VII.

Bewaffnete Unterhandlung mit Savoyen.

Der König hatte sich im J. 1696 fest entschlossen, alles mögliche zu thun, um seinem Reiche den Frieden zu verschaffen, den es so sehr bedurfte. Er sah aber ein, daß es ihm nur gelingen könnte, wenn er eine der verbundenen feindlichen Mächte von der Allianz trennte, so daß durch deren Abtritt die übrigen geschwächt und er in Stand gesetzt würde, ihnen kräftiger zu widerstehen und sie zum Frieden zu zwingen. Er richtete seine Absicht zuerst auf den Herzog von Savoyen, der ihm wegen der engen Zugänge seines Landes die meiste Beschwerlichkeit und Aufwand verursachte, und übrigens mit dem Kaiser und Spanien sehr unzufrieden war, weil ihm beyde wenig von dem hielten, was sie ihm versprochen hatten und noch immer fort versprachen. Zur Ausführung dieses Planes gab er dem Marschall Catinat eine furchtbare Armee, ertheilte ihm aber auch eine weitläufige geheime Instruction mit der freyen Vollmacht, mit dem Herzog von Savoyen zu unterhandeln und wo möglich Frieden zu schließen.

Catinat passirte in kurzer Zeit durch das Gebirge und drohte, indem er zugleich die strengste Mannszucht hielt, das ganze Land zu verwüsten und ohne Schonung die Maulbeerbäume der Ebene niederhauen zu lassen, die wegen des Seidenbaues den Reichthum des Landes ausmachen und durch deren Vertilgung das Land auf ein Jahrhundert zu Grunde gerichtet worden wäre. In den vorhergehenden Feldzügen hatte der Herzog von Savoyen schon seine schönsten Lustschlösser von den Feinden niederbrennen sehen müssen. Hr. von Catinat, der keinen Augenblick die Armee verlassen konnte und für die Unterhandlung einen Mann von Einsicht und Gewicht bedurfte, hatte sich den Grafen von Tessé zugeben lassen.

Wäh-

Während der Unterhandlung machte Catinat Anstalt zur Belagerung von Turin. Der Herzog von Savoyen, der seine Staaten in Gefahr sah und fühlte daß er nicht sowohl als seine Bundesgenossen darinn Herren waren, nahm endlich den Frieden an, der sehr vortheilhaft für ihn war, wiewohl ihn der König auch für sich sehr vortheilhaft fand, indem dadurch die Allianz seiner Feinde geschwächt wurde.

VIII.

Friede mit Savoyen und Vermählung einer Prinzessin von Piemont mit dem Herzog von Burgund.

Die vorzüglichsten Artikel dieses Friedenstractates waren: Die Vermählung der ältesten Tochter des Herzogs mit dem Herzog von Burgund, wenn sie das zwölfte Jahr erreicht haben würde, unterdessen sie an den Französischen Hof geschickt werden sollte; die Grafschaft Nizza sollte ihre Aussteuer seyn, bis zur Vollziehung der Ehe aber ihm verbleiben und zurück gegeben werden; die Zurückgabe der geschleiften Festung Pignerol und alles dessen, was man von ihm erobert habe; eine große Summe Geldes; ferner sollten seine Gesandten die Würde königlicher Gesandten am Französischen Hofe genießen, die man ihnen bis dahin zum Theil versagt hatte; der König sollte es am Römischen Hofe vermitteln, daß sie daselbst die nämliche Würde, die Ehre des königlichen Saales, erhielten. Er erhielt noch einige Artikel, die aber weniger wichtig waren. Zwey Herzoge und Pairs sollten einstweilen bis zur Vollziehung der Artikel, an seinem Hofe als Geißeln bleiben.

Der Tractat wurde ganz ingeheim unterzeichnet. Der Herzog suchte nunmehr sich von seinen Alliirten

loszumachen. Er brachte eine Revüe der fremden Truppen in einiger Entfernung von Turin in Vorschlag, wobey er seine Truppen die Posten, welche jene besetzten, einnehmen ließ. Unter andern dergleichen Vorwänden hatte er sich Coni und seine übrigen Plätze gesichert; und als er zur Revüe kommen sollte, blieb er in Turin und entschuldigte sich. Nachdem er diese Vorsicht gebraucht hatte, erklärte er sich endlich.

IX.

Belagerung und Einnahme von Barcelona.

Das folgende Jahr 6971 ging Herr von Vendome nach Catalonien mit dem ausdrücklichen Befehl, Barcelona zu belagern. Der Graf von Estrées, Viceadmiral in Erspectanz auf seines Vaters Tode, führte zu Anfang des Junius die Flotte nebst den Galeren, welche unter ihm der Bailli Noailles, der Generallieutenant der Galeren, commandirte, vor den Hafen und schloß ihn ein. Pimentel, welcher Charleroi vertheidigt und im J. 1693 an den Marschall Villeroy übergeben hatte, commandirte in Barcelona. Der Oberste der Reuterey von Catalonien Marquis Corzana hatte sich in die Stadt geworfen, und der Prinz von Hessen Darmstadt commandirte in Mont-Joui, das gewissermaßen die Citadelle von Barcelona, aber etwas von der Stadt abgesondert ist. Sie hatten 8000 Mann Infanterie regelmäßiger Truppen, einige Cavalerie und den Rest der Sommettans, welches eine sehr tapfere Miliz ist, zusammen 25000 Mann. Wir hatten sechzig Batteriestücke und acht und zwanzig Mörser. Ausser der Stadt standen Don Fr. von Velasco, Vicekönig von Catalonien, und der General der Reuterei Marquis Grigny, mit einer kleinen Armee und einer Menge Pyrenäischer Miquelets.

Der

Der Platz war mit allem in Ueberfluß versehen und hatte von der einen Seite freye Communication mit dem Vicekönige, von dem sie frische Zufuhr erhalten konnten.

Hr. von Vendome hatte nicht genug Truppen, um die Stadt ganz zu umzingeln, und um genug Posten in gehöriger Nähe aneinander in seinem Rücken zu besetzen, welche die Miquelets in Schranken hätten halten können. Er selbst konnte nirgends her als vom Meere Zufuhr erhalten. Die Truppen der Flotte stiegen ans Land und dienten bey der Belagerung, die Chefs der Escadren als Generalmajors, und der Bailli Noailles als Generallieutenant; der Graf von Estrées blieb aber auf der Flotte.

Ausser diesen genannten Beschwerlichkeiten war gerade eine entsetzliche Hitze. Es fielen mehrere lebhafte und glückliche Actionen vor. Die Contrescarpe wurde erobert. Hr. von Vendome erhielt Nachricht daß die Belagerten in der Nacht vom 15. zum 16. Julius einen großen Ausfall thun und zu gleicher Zeit der Vicekönig mit seinen Truppen das Lager angreifen würde. Hierauf marschirte Hr. von Vendome in der Nacht vom 14. zum 15. gegen den Vicekönig an, dessen Armee er in zwey Läger getheilt fand. Eins von diesen Lägern griff er selbst an, das andere ließ er vom Hrn. von Usson angreifen. Sie fanden nirgends Widerstand; die Feinde wurden überrumpelt und ergriffen die Flucht, auch sogar der Vicekönig floh im bloßen Hemde. Die beyden Lager wurden geplündert. Während der Plünderung hatte ein Theil der feindlichen Cavalerie Zeit gewonnen sich zu ordnen und fiel auf die Plünderer ein; aber man hatte sich vorgesehen und die Feinde wurden zurück geschlagen. Sie verloren an Todten und Gefangenen 800 Mann und viele Officiere. Der Secretair des Vicekönigs nebst

seiner Schatulle, seinen Papieren und 5000 Vier-Pistolenstücken fiel in unsre Hände. Durch diesen Ueberfall wurde die feindliche Armee gänzlich zerstreut und ausser Stand gesetzt, den Platz mit frischer Zufuhr zu versehen und uns irgendwo Truppen entgegen zu stellen. Man betrieb nun die Belagerung mit aller Gewalt. Es fielen noch mehrere sehr lebhafte Gefechte vor.

Endlich als die Minen alle mögliche Wirkung gethan hatten, die man erwarten konnte und man Anstalt zum Sturme machte, schickte Hr. von Vendome den Barbesieres in der Stadt, um ihnen Unterhandlung vorzuschlagen. Pinrentel sprach mit ihm. Es wurden Vorschläge gethan, und einige Conferenzen gehalten; endlich gingen sie am 5. August auf eine Capitulation ein, die aber erst am 8. abgeschlossen wurde. Sie erhielten eine Capitulation, wie sie so tapfere Leute verdienten, die sich durch ihre muthige Vertheidigung als wahre Spanier gezeigt hatten. Man verwilligte ihnen dreißig Stück Canonen, vier Mörser, so viel offene Wagen als sie wollten und den ehrenvollsten Abzug. Der Stadt ließ man alle ihre Privilegien, die Inquisition ausgenommen, welche Hr von Vendome aufgehoben wissen wollte. Sie hatten sichs zum Point d'honneur gemacht, nicht zur Uebergabe blasen zu lassen. Bey dieser Belagerung verlor man von beyden Seiten viel Menschen, aber niemanden von Rang. Mont-Joni ergab sich durch die nämliche Capitulation, wiewohl es gar nicht angegriffen worden war.

Denk-

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Fünftes Buch.

Der Hof von Frankreich am Ende des XVII. Jahrhunderts.

I.

Anecdoten von dem Tode der ersten Gemahlin von Monsieur, Bruder Ludwigs XIV.

Monsieur, der Bruder des Königs, war auf seine Gemahlin wegen ihrer Galanterien eifersüchtig, und seine ganz entgegengesetzten Neigungen ärgerten sie ebenfalls. Seine Favoriten, die sie haßte, streuten überdies angelegentlich Zwietracht zwischen sie, um Monsieur nach Gefallen beherrschen zu können.

Der Chevalier von Lorraine, der in der Blüthe seiner Jugend und Liebenswürdigkeit stand, (er war 1643 geboren) hatte Monsieur vollkommen in seiner Gewalt und ließ es dessen Gemahlin und das ganze Haus fühlen. Madame, die nur ein Jahr jünger als er, und reizend war, konnte in mehr als einer Rücksicht diese Herrschaft nicht ertragen. Sie stand bey dem Könige in ausserordentlicher Gunst und Achtung, sie erhielt also von ihm die Entfernung des Chevaliers vom Hofe.

Bey dieser Nachricht fiel Monsieur in Ohnmacht und zerfloß fast in Thränen. Er eilte, dem Könige einen Fußfall zu thun, um die Wiederrufung eines Befehls zu erhalten, der ihn in Verzweiflung setzte;

aber es gelang ihm nicht. Er gerieth in die äußerste Wuth und ging weg nach Villers-Cotterets.

Nachdem er seinem Zorne gegen den König und Madame freyen Lauf gelassen hatte, welche letztere immer dagegen protestirte, daß sie daran Schuld gewesen sey, war er müde wegen einer Sache, die ihm öffentlich zur Schande gereichte, den Mißvergnügten zu spielen. Auch der König war übrigens bemüht ihn zu beruhigen. Er erhielt Geld, Complimente und Freundschaftsbezeugungen und kam, wiewohl das Herz voll Galle, an den Hof zurück. Nach und nach aber gewöhnte er sich wieder auf den vorigen Fuß mit dem Könige und Madame zu leben.

Der erste Stallmeister von Monsieur, D'Effiat, ein Mann von unternehmendem Geist, und der Capitän seiner Garde, der Graf von Beuvron, ein Mann von angenehmem einschmeichelndem Wesen, der aber bey Monsieur eine Rolle spielen wollte, und sich von ihm zu bereichern suchte (er war als ein jüngerer Bruder aus der Normandie sehr arm), standen mit dem Chevalier von Lorraine im genauesten Verhältniß. Seine Entfernung war für ihre Absichten sehr nachtheilig und sie fürchteten, daß ein anderer des Chevaliers Stelle einnehmen möchte, dessen sie sich nicht so gut bedienen könnten. Aber alle drey hatten keine Hoffnung, daß das Exil aufgehoben werden würde, sie fürchteten im Gegentheil alles, da Madame die volle Gunst des Königs besaß. Diese fing jetzt sogar an, an den Staatsgeschäften Theil zu nehmen. Der König hatte sie mit geheimnißvollen Aufträgen nach England geschickt, die sie nach Wunsch ausgerichtet hatte, und eben war sie von der Reise triumphirender als je zurückgekommen. Sie war noch jung (im Junius 1644 gebohren,) war ganz gesund und be-

saß

saß die Liebe des Königs. Dieß benahm ihnen alle Hoffnung auf die Zurückberufung des Chevaliers.

Dieser war vor seinem Verdrusse nach Italien und Rom geflohen. Ich weiß nicht, wer von den dreyen zuerst darauf gefallen war; aber der Chevalier schickte durch einen Boten, der vielleicht nicht wußte, was er brachte, seinen Freunden ein sicheres schnellwirkendes Gift.

Madame war zu Saint Cloud. Seit einiger Zeit pflegte sie zur Erfrischung Abends gegen 7 Uhr ein Glas Cicorienwasser zu trinken. Einer ihrer Bedienten hatte es zu machen, und setzte es nebst ihrem Glase in einen Schrank in einem ihrer Vorzimmer. Das Cicorienwasser befand sich in einem Geschirr von Porcelan oder Fayence, und daneben stand gewöhnliches Wasser, um wenn Madame das Cicorienwasser zu bitter fände, es damit zu verdünnen. Durch dieses Vorzimmer ging jedermann, wer zu Madame wollte; aber weil es mehrere Vorzimmer gab, hielt sich niemand daselbst auf. Alles dieß hatte der Marquis D'Effiat sorgfältig ausgespäht.

Als er am 29. Jun. 1690 durch dieses Vorzimmer ging, bot sich ihm der so lang gesuchte Augenblick dar. Niemand war in dem Vorzimmer, und wie er bemerkt hatte, kam auch niemand hinter ihm drein, der zu Madame wollte. Er schleicht also seitwärts zum Schranke hin, öffnet ihn und gießt den Gifttrank in das Geschirr. Er hört jemand kommen und greift geschwind nach dem Geschirr mit dem reinen Wasser. Eben als er es wieder hinstellt, kömmt der Bediente, der das Cicorienwasser zu besorgen hatte, auf ihn zu und fragt ihn rasch, was er in dem Schranke wolle? Ohne im geringsten verlegen zu werden, bittet ihn

Effiat um Verzeihung und sagt, er habe entsetzlich gedurstet, und da er gewußt habe, daß in dem Schranke immer Wasser stehe — indem er auf das Wassergeschirr zeigt — so habe er sich nicht enthalten können, einmal zu trinken.

Der Bediente brummte noch etwas vor sich hin. Jener war höflich und entschuldigte sich, endlich ging er zu Madame hinein, wo er sich mit der größten Fassung mit den übrigen Hofleuten unterhielt.

Was eine Stunde nachher erfolgte, brauche ich nicht zu wiederholen. Es hat nur zu viel Aufsehn in Europa gemacht, als Madame den andern Tag, den 30. Junius früh um drey Uhr, todt war. Der König war vom tiefsten Schmerz durchdrungen. Wahrscheinlich erhielt er den Tag über verdächtige Anzeigen, denn der Bediente wird nicht geschwiegen haben, und vielleicht hatte er auch Moriz bekommen, daß der erste Haushofmeister von Madame, Surnon, um die Sache wisse, da er in seiner Jugend mit Effiat vertraut gewesen war.

Der König, der zu Bette war, stand wieder auf und schickte nach Brissac, welcher damals unter der Garde stand und vom Könige viel gebraucht wurde. Er befahl ihm sechs Mann von der Leibwache sichere und verschwiegene Menschen zu nehmen, Surnon zu verhaften, und ihn durch den hintern Eingang in sein Zimmer zu bringen. Der Befehl wurde noch vor Tage vollzogen.

Als Surnon kam, ließ der König Brissac und seinen ersten Valet abtreten, und indem er eine Miene und einen Ton annahm, der jenen in Furcht und Schrecken setzte, da er ihn zugleich vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen maß, sagte er: „Mein Freund,

„ich

„ich habe Ihm etwas zu sagen; wenn Er mir alles „gesteht, und mir auf alle meine Fragen die Wahr„heit sagt, so will ich Ihm, so schuldig Er auch seyn „mag, verzeihen und alles vergessen. Aber nehm' Er „sich in Acht, daß Er mir nicht das geringste verhehlt. „Denn wenn Ers thut, so kömmt Er nicht lebendig „wieder von dieser Stelle. Ist Madame nicht vergif„tet worden? Ja, Sire, antwortete er. Und wer „hat sie vergiftet? Und wie hat mans angefangen?" Er gestand, daß der Chevalier von Lorraine Gift an Beuvron und Effiat geschickt habe, und erzählte dem Könige alles, was ich so eben erzählt habe.

Hierauf fragte ihn der König, indem er seine Versprechungen und Drohungen verdoppelte; und wußte es mein Bruder? Nein, Sire; keiner von uns war so unvorsichtig es ihm anzuvertrauen; er ist nicht verschwiegen, wir wären sogleich verrathen worden. Bei dieser Antwort hohlte der König mit einem lauten Ach! tief Athem, als wenn ihm eine Last vom Herzen genommen wäre. „Dieß habe ich von ihm wissen wollen, sagte er; aber kann ich mich darauf verlassen?" Er rief hierauf Brissac und befahl ihm den Menschen wegzuführen, der dann sogleich auf freien Fuß gestellt wurde.

Dieser nämliche Mensch hat dies lange Jahre nachher dem Hrn. Joli von Fleury, Generalprocurator des Parlamentes, selbst erzählt, von welchem ich diese Anekdote habe.

Der Hr. von Fleury, mit dem ich später wieder davon sprach, erzählte mir noch etwas, was er das erstemal nicht erzählt hatte. Wenige Tage nach Monsieurs zweiter Vermählung, erzählte der König der neuen Gemahlin desselben diese Geschichte und fügte

hinzu, daß er für seinen Bruder sicher reden könnte; er selbst wäre viel zu ehrliebend, als daß er sie an seinen Bruder vermählt haben sollte, wenn er eines solchen Verbrechens fähig wäre.

Madame mußte sich darnach zu richten. Sürnon war ihr erster Haushofmeister geblieben. Nach und nach that sie, als wenn sie sich um den Haushalt bekümmern wollte, welches Monsieur billigte und machte Sürnon so viel zu schaffen, daß er sich genöthigt sah, seine Stelle an Moret von Vaulonne gegen das Ende des J. 1674 zu verkaufen.

II.

Characteristik der zweyten Gemahlin Monsieurs.

Die zweyte Gemahlin Monsieurs war eine Prinzessin ganz von alten Sitten. Ehre, Tugend, Rang und Größe ging ihr über alles, unerbittlich streng in Rücksicht des Wohlstandes.

Es fehlte ihr nicht an Geist und was sie sah, sahe sie ganz durch. Freundschaftlich, treu, zuverlässig wahr und gerad, war sie leicht einzunehmen und zu beleidigen, schwer zu besänftigen, derb und zu gefährlichen Ausbrüchen geneigt, ganz deutsch in ihren Sitten und offenherzig, ohne alle Schonung und Delicatesse gegen sich selbst und andere, nüchtern, eigensinnig und sonderbar.

Sie liebte leidenschaftlich Hunde und Pferde, die Jagd und die Schauspiele, war immer in Gallakleidern, trug beständig eine Männerperücke und Reitkleider und war über sechzig Jahr alt geworden, ohne

je

je, krank oder gesund (und sie war selten krank,) ein Negligee getragen zu haben.

Sie liebte leidenschaftlich ihren Sohn, und man kann sagen mit Affenliebe den Herzog von Lothringen und seine Kinder, weil dabey ihre sonderbare Anhänglichkeit an ihr Deutsches Vaterland und an alle ihre Verwandten, die sie nie gesehen hatte, ins Spiel kam. Diesen Verwandten schrieb sie beständig Briefe, was beinahe ihre einzige Beschäftigung war. Zuletzt hatte sie sich zwar nicht mit der Geburt, aber doch der Person ihrer Schwiegertochter ausgesöhnt, und sie behandelte sie bis zur Entlassung von Frau von Argenton sehr gut. Sie liebte sie beynahe und beklagte sie wegen der Ausschweifungen ihres Sohnes des Herzogs von Orleans, die sie sehr mißbilligte. Sie verabscheute die Ausschweifungen der Herzogin von Berry und äusserte bisweilen ihren Abscheu im Vertrauen gegen Frau von St. Simon, die sie seit ihrem ersten Aufenthalt am Hofe mit ihrer dauerhaften Achtung und Freundschaft beehrte. Sie hatte also mit der Herzogin von Berry nichts gemein, als den bittersten Haß gegen den Herzog du Maine und gegen alle Bastarde des Königs und ihre angemaßte Größe, und sie nahm es übel auf, daß ihr Sohn, in ihren lebhaften Haß nicht einstimmte.

Neben diesen Eigenheiten hatte sie Schwächen und Kleinheiten und war immer in Sorge, daß man ihr nicht genug Aufmerksamkeit erweisen möchte.

III.

Characteristik von Monsieur; sein Tod.

Monsieur starb zu Saint Cloud an einem Schlagfluß. Der König befand sich zu Marly, und niemand zwei-

zweifelte, daß die übrigen drey Tage des Aufenthalts daselbst sehr traurig vorübergehen würden; aber den Tag nach Monsieurs Tode hörten Hofdamen, die gegen Mittag ins Apartement der Frau von Maintenon traten, wo sich der König mit der Herzogin von Burgund befand, in dem daranstoßenden Zimmer der Frau von Maintenon Opernarien singen.

Nachher als die Herzogin sehr traurig in einem Winkel des Zimmers saß, fragte der König die Frau von Maintenon mit Befremden, warum sie so melancholisch sey, suchte sie aufzumuntern und fing an mit ihr und einigen Hofdamen, die er zur Unterhaltung hereinkommen ließ, zu spielen.

Das war noch nicht alles; beym Weggehen vom Diner, sechs und zwanzig Stunden nach Monsieurs Tode, fragte der Herzog von Burgund den Herzog von Montfort, ob er mit ihm Brelan spielen wollte? „Brelan? rief Montfort mit den äussersten Erstaunen; Sie vergessen sich, Monsieur ist fast noch „warm. — Um Vergebung, antwortete der Prinz, „ich habe es nicht vergessen; aber der König will nicht, „daß wir in Marly Langeweile haben sollen, er hat „mir befohlen, jedermann zum Spiel zu ermuntern; „und um ihnen Muth zu machen, soll ich das erste „Beyspiel geben.“ Und sie spielten wirklich Brelan.

Der Frau von Maintenon, die Monsieur gar nicht geneigt gewesen war, war sein Tod sehr erwünscht und sie hatte Mühe sich betrübt zu stellen. Selbst was der Wohlstand dabey betraf, verletzte sie gänzlich, zu jedermanns Aergerniß. Der Dauphin, der für Monsieurs Freund galt, that sich nicht weniger Zwang an und ging schon den Tag darauf auf die Wolfsjagd.

Der

Der Herzog von Burgund und der Herzog von Berry, die Monsieur nur an Hoftagen sahen, konnten seinen Verlust nicht sehr fühlen.

Madame, die nie große Achtung und nicht viel Neigung für ihn gehabt hatte, fühlte gleichwohl ganz die Wichtigkeit seines Verlustes. Die Herzogin von Burgund bedauerte ihn sehr. Der Schmerz des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich, war ausserordentlich. Vater und Sohn liebten sich zärtlich; die Herzogin von Chartres sah mit Entzücken durch Monsieurs Tod eine Scheidewand zwischen sich und dem Königewegfallen, sie sah sich von den lästigen Pflichten gegen Monsieur und Madame befreit, die sie nicht hatte umgehen können und hoffte daß der Herzog von Chartres und Madame in Zukunft genöthigt seyn würden ein Betragen gegen sie zu beobachten, wie sie es noch nicht von ihnen hatte erhalten können. Von nun an nannte sich der Herzog von Chartres Herzog von Orleans.

Im Ganzen verlor der Hof durch Monsieurs Tod. Er belebte den Hof durch Vergnügungen und Unterhaltung und wenn er nicht da war, so schien alles todt und unthätig zu seyn. Er legte viel auf Rangordnung und Ehre, er liebte die Gesellschaft, und seine Leutseligkeit und Honnetete und seine natürliche Leichtigkeit, mit der er immer mit Würde jedem sein Recht zu geben wußte, und gab, machte ihn in der Gesellschaft angenehm; seine Herablassung verband ihm die Menschen ohne jedoch den Unverschämten Gelegenheit zu geben, sie zu mißbrauchen; er behauptete dabey seine angeborne Größe ohne zurückzustoßen. Er verstattete an seinem Hofe die größte Freiheit, ohne daß dadurch der Respect und wahre Hofton verletzt wurde. Er hatte von der Königin seiner Mutter die Kunst Hof

zu

zu halten, sehr gut gelernt und behalten, und im Palaisroyal, zu Saint Cloud war immer ein zahlreicher Hof um ihn versammelt, bey dem viele altadeliche Damen, die in der That anderswo nicht gern würden aufgenommen worden seyn und viele Spieler Zutritt fanden.

Die Vergnügungen dieses Hofes waren mannichfaltig: das Spiel, die Schönheiten der Gegend, Musik, Ueppigkeit der Tafel, Pracht und Größe machten den Aufenthalt äusserst angenehm. Madame nahm aber keinen Antheil daran, sie vertrieb sich in ihrem Cabinette die Zeit mit Betrachtung der Gemählde von deutschen Prinzen, womit sie es hatte tapeziren lassen, und schrieb ihnen ganze Stöße Briefe.

Uebrigens war Monsieur ein tapfrer Soldat, er hatte die Schlacht bey Cassel gewonnen und immer bey verschiedenen Gelegenheiten viel körperliche Tapferkeit gezeigt. Ausserdem hatte er aber alle schlimme Eigenschaften der Weiber, mehr Welt als Kopf, und war auch nicht des geringsten fähig. Niemand war weicher an Geist und Körper, schwächer, furchtsamer als er. Er ließ sich ganz von seinen Günstlingen beherrschen, die ihn verachteten und oft gefährlich mißbrauchten. Er war unruhig, unfähig ein Geheimniß zu haben, mißtrauisch und voll Verdacht, stiftete Zank an seinem Hofe theils aus Neugierde theils bloß zum Spaß. Bey allen diesen Fehlern, von allen Tugenden verlassen, traf er die schlechteste Wahl in Rücksicht seiner Günstlinge, die er mit Geschenken, Reichthum und Ehre überhäufte und so seine Schande selbst bekannt machte. Diese konnten alles von ihm erhalten, behandelten ihn oft mit der größten Insolenz und machten ihm noch eine verdrüßliche Arbeit, indem

sie

sie beständig die fürchterlichste Eifersucht entzweite und er sie immer zu versöhnen suchte. Sie hatten alle ihre Anhänger und machten diesen kleinen Hof sehr unruhig, die Zänkereien der leidenschaftlichen boshaften Frauen ungerechnet, die in Menge an Monsieurs Hofe waren und mit denen er sich divertirte.

IV.

Characteristik des Herzogs.
(Monf. le Duc.)

Der Herzog war von der kleinsten Statur, die es geben kann; ein unförmlich dicker Körper, ein entsetzlich großer Kopf und das häßlichste Gesicht machten ihn fürchterlich. Man behauptete, er verdanke diese Gestalt einem Zwerge der ersten Prinzessin von Geblüt.

Er war von blänlichgelber Gesichtsfarbe, seine Mienen waren fast immer grimmig, aber dabey stolz und kühn, und man hatte Mühe sich an seinen Anblick zu gewöhnen.

Er hatte Kopf, Lectüre, Reste einer vortrefflichen Erziehung, und wenn er wollte sogar Höflichkeit und einnehmendes Wesen, aber er wollte nur zu selten. Er hatte weder den Geiz noch die Ungerechtigkeit und Niedrigkeit seiner Väter geerbt, aber er hatte ganz ihre Tapferkeit und hatte Studium und Einsicht in der Kriegskunst gezeigt. Er hatte aber auch ganz ihre Bosheit und alle ihre List und Geschicklichkeit, sich durch seine Usurpationen zu vergrößern und mehr Kühnheit und Leidenschaft als sie. Seine bösen Sitten galten ihm für Tugenden und sei-

ne

ne eigne Art sich zu rächen (die er mehrmals ausübte und bey welcher sich ein Privatmann sehr schlecht befunden haben würde) für ein Erforderniß seiner Größe.

Er war entsetzlich hart und boshaft, in jeder Rücksicht; jedermann gefährlich und allgemein gefürchtet. Selbst seine Freunde waren nicht vor ihm sicher, bald kränkte er sie durch die äusserste Beschimpfung, bald durch grausame Scherze, die er ihnen ins Gesicht sagte, und durch satyrische Liederchen, die er aus dem Stegreife machte und die noch grausamer gerade aufs Fleck trafen. Freunde hatte er eigentlich nicht, sondern bloß vertraute Bekanntschaften, mehrentheils sonderbar gewählt und niedrig, wie er selbst, soweit es ein Mann von solchem Range seyn kann. Seine angeblichen Freunde flohen ihn, er verfolgte sie, um nicht allein zu seyn; wenn er bey ihnen einmal Gesellschaft witterte, so trat er plötzlich unter sie und machte ihnen Vorwürfe, daß sie ihn ausgeschlossen hätten. Ich habe mehrmals Hrn. von Metz, Hrn. von Castries und andere in dieser Verlegenheit gesehen.

Vermöge dieser bösartigen Natur mißhandelte er alles, was ihm vorkam, freute sich — was ihn unerträglich machte — herzlich darüber und — wenn man den Ausdruck von einem Prinzen von Geblüt brauchen darf, mit jener Art von Insolenz, die mehr gegen den Tyrannen als gegen seine Tyranney Abscheu erregt. Seine häuslichen Verdrüßlichkeiten, die ewigen Stacheln einer wüthenden Eifersucht, die er unaufhörlich ausbrechen ließ, aber ohne Erfolg, der ewige Contrast ehelicher Liebe und Wuth, die ohnmächtige Leidenschaft eines rasenden fassungslosen Gemüths, die verzweiflungsvolle Furcht vor dem Könige, der Aerger, den Prinzen von Conti in dem Herzen, durch das Urtheil und Betragen seines eigenen Vaters

vor

vor sich vorgezogen, ihn die allgemeine Liebe und den allgemeinen Beyfall genießen zu sehen, während er sich vom Publikum aufs äusserste gehaßt, von seinen nächsten Verwandten gefürchtet sah, der Aerger über die Größe des Herzogs von Orleans und der Bastarde, so viel er auch dabey zu gewinnen wußte — alle diese Furien quälten ihn unaufhörlich und machten ihn so gefährlich, wie jene Thiere, die von ewigem Blutdurst gequält einen ewigen Krieg mit dem menschlichen Geschlechte führen. Demnach waren Beleidigungen und Ausfälle seine Erholungen, sein Stolz schien ihm ein Recht dazu zu geben und seine Bosheit gefiel sich darin. Aber wenn er furchtbar war, so war er nicht weniger unglücklich. Als er nach dem Tode des ersten Prinzen von Geblüt die Versammlung der Staaten in Burgund hielt that er sein möglichstes, um bey dem Volke menschenfreundlich zu erscheinen. Er ertheilte mit dem Scheine der Güte seinen Unterthanen Gerechtigkeit, er nahm sich glücklich der Provinz an und gab gute Polizeyverordnungen; aber er mißhandelte das Parlament auf das äusserste und entriß ihm nach vielen angethanen Beschimpfungen Rechte und Freyheiten, auf die sein Vater niemals Anspruch gemacht hatte.

Wer diesen Prinzen gekannt hat, wird unsere Schilderung von nicht ihm übertrieben finden und bey seinem Tode war wohl niemand, der sich nicht im Namen aller darüber freute. Seine Gemahlin, deren Charakteristik wir nunmehr zu geben versuchen, war von ganz verschiedenem Charakter.

V.

Charakteristik der Herzogin.

(Mad. la Ducheſſe.)

Die Gemahlin des Herzogs war ein wenig verwachsen, was man aber kaum bemerkte, und ihr Ge-

ſicht belebte die Wolluſt der Liebe, die ſie zu genieſſen verſtand ohne ſich davon beherrſchen zu laſſen. Alles Vergnügen ſchien ihr anzugehören; mit jedermann gut Freund, beſaß ſie auch wiederum die Kunſt, jedermann zu ihrem Freunde zu machen; ihr ganzes Weſen hatte Eine Richtung, die zu gefallen, dabey war ſie voll Grazie in ihren kleinſten Handlungen, voll Leichtigkeit und Anmuth des Geiſtes, aber ohne alle feſte Liebe.

Man wurde unwiderſtehlich von ihr angezogen und man mußte ſich immer ſchmeicheln, daß man ihr gefallen habe, wenn man ihr noch ſo fremd war. Selbſt diejenigen, welche Urſache hatten ſie zu fürchten, zog ſie an und diejenigen, welche die gegründetſte Urſache hatten ſie zu haſſen, mußten ſich oft mit Mühe daran erinnern, um ihren Reizen zu widerſtehen. Sie war keiner Laune unterworfen, immer fröhlich, munter, ſcherzhaft und witzig, war ſie durch keine Ueberraſchung, durch kein Hinderniß in Verlegenheit zu bringen und in den unruhigſten zwangvollſten Augenblicken zeigte ſie die größte Leichtigkeit des Betragens. Ihre Jugend hatte ſie in Leichſinn und Vergnügungen verlebt; und war oft, wenn ſie konnte, bis zur Ausſchweifung gegangen.

Mit dieſen Eigenſchaften verband ſie viel Verſtand, viel Geſchick für Cabale und Geſchäfte, und viele Gewandtheit; dieſes war ihr ganz natürlich, aber wenig Klugheit hatte ſie für weit ausſehende Plane. Uebrigens war ſie voll Verachtung gegen die Menſchen, unzufrieden, beiſſend, der Freundſchaft unfähig und zum Haß geneigt und in dieſem Falle boshaft ſtolz, unverſöhnlich und reich an boshaften Kunſtgriffen und beißenden Liedern, die ſie im Scherz auf Perſonen machte, die ſie doch zu lieben ſchien und die beſtändig um ſie waren. Sie war eine Sirene, ganz ſo verführe-

riſch

risch und gefährlich. Mit den Jahren war auch der Ehrgeiz gekommen, aber deswegen gab sie die Vergnügungen nicht auf und ihr anscheinender Leichtsinn half ihr lange Zeit ihre ernsthaften Absichten verbergen.

VI.

Anekdoten von der Prinzessin von Conti.

Die Prinzessin von Conti hatte ein Abentheuer, das viel Aufsehen erregte und von wichtigen Folgen war. Die Gräfin von Bürry war ihr bey ihrer Vermählung als Hofdame zugegeben worden. Dieß war eine Dame von viel Liebenswürdigkeit, Tugend und Feinheit, dabey von Geist und Gewandtheit; sie war damals noch Frau von Aiguebonne, kinderlose Wittwe seit 1666 von einem jüngern Sohn aus der Familie von Rostaing, einem Bruder der alten Levardin, der Mutter des Ordensritters und Ambassadeurs zu Rom.

Frau von Bürry hatte aus der Dauphiné ihre Nichte Mlle. Choin zu sich kommen lassen und sie bey der Prinzessin von Conti als Hoffräulein angebracht. Die Mlle. Choin war ein dickes, kurzes, häßliches, stumpfnasiges Mädchen, aber gutmüthig und gescheut, mit Talent und Geschick zur Intrigue. Sie war beständig mit dem Dauphin in Gesellschaft, der nicht von ihrer Gebieterin wegkam, wußte ihn zu unterhalten und sich unvermerkt in sein Vertrauen einzuschleichen. Fr. von Lillebonne und ihre beyden Töchter, die auch beständig bey der Prinzessin waren und das Vertrauen des Dauphins besaßen, bemerkten zuerst daß die Choin sein Vertrauen mit ihnen theilte und wurden ihre besten Freundinnen. Der

Herzog von Luxemburg, der eine gute Nase hatte, spürte es aus. Der König konnte ihn nicht sehr wohl leiden und brauchte ihn nur nothgedrungen. Dieß fühlte er und hatte sich daher ganz an den Dauphin zu halten gesucht; und der Prinz von Conti hatte ihn und seinen Sohn, den Herzog von Montmorency, vortheilhaft bey diesem eingeführt. Der Prinz war des Marschalls Freund und suchte ihn sich treu zu erhalten, um von seinen Kenntnissen zu profitiren, und von ihm gerühmt zu werden, wodurch er das Commando einer Armee zu erhalten hoffte: übrigens hatten auch ihre Ausschweifungen sie vollends enge verbunden.

Der Herr von Vendome war aus Eifersucht gegen den Prinzen von Conti, an dem er aber sich nicht unmittelbar zu reiben wagte, mit Luxemburg entzweit und hatte deswegen die Armee Catinats gewählt, wo niemand über ihm stand. Der Herzog du Maine war aus Eifersucht, ihn vorgezogen zu sehn, mit dem General in keinem bessern Vernehmen. Alles dieß schloß ihn enger an den Prinzen von Conti an und forderte ihn noch mehr auf, den Dauphin für sich zu gewinnen. Und darum zog der Dauphin die Armee in Flandern der in Deutschland vor, wohin ihn der König eigentlich schicken wollte, der von den Intriguen des Herzogs von Luxemburg bey dem Dauphin etwas zu merken anfing. Der Prinz hatte an einem gewissen Clermont, der aus dem Hause Chattes und Fähndrich der Gensdarmes der Garde war, Geschmack gewonnen. Er war ein großer vollkommen wohlgewachsner Mann, dessen ganzer Reichthum Ehre und Tapferkeit seyn mußte, und der übrigens ziemlich der Intrigue fähig war. Er hatte sich unter dem Vorwand der Verwandschaft an den Herzog von Luxemburg attachirt, der sich eine Ehre daraus machte, ihm empor-

zuhelfen

zuhelfen und bald fand, daß er ihn zu seinen Absichten sehr gut brauchen könne. Er hatte auch bey der Prinzessin von Conti Zutritt gefunden und den Liebhaber bey ihr gemacht; diese war bald selbst in ihn verliebt worden. Unter diesen Umständen wurde er bald des Dauphins Günstling und da er das Vertrauen des Herzogs von Luxemburg besaß, wurde er in alle seine Plane, die er mit dem Prinzen von Conti gemeinschaftlich hatte, eingeweiht, nämlich daß sie sich des Vertrauens des Dauphins bemächtigen, und, wenn er zur Regierung käme, ihn und den Staat beherrschen wollten. Zu dem Ende riethen sie Clermont, sich an die Choin zu attachiren, den Liebhaber bey ihr zu spielen und sich zu stellen als ob er sie heurathen wolle. Sie eröffneten ihm, was sie in Rücksicht ihrer an dem Dauphin bemerkt hätten und gaben ihm die Hoffnung, daß er auf diesem Wege unstreitig sein Glück machen würde. Clermont, der arm war, glaubte ihnen leicht; er spielte also seine Rolle und fand die Choin nicht grausam. Die Liebe, die er heuchelte und die er ihr eingeflößt hatte, brachte Vertrauen. Sie verhehlte ihm nicht länger, daß sie das Vertrauen des Dauphins besitze, dieser entdeckte ihm auch bald seine Liebe zur Choin und die Prinzessin von Conti war dabey die Hintergangne. So standen die Sachen, als alle diese Herren zur Armee abgingen, wo der Herzog von Luxemburg den Clermont soviel als er konnte, auszeichnete. Der König, der schon manches von dieser Intrigue ahnete, ließ sie alle reisen und vergaß nicht die Erbrechung der Briefe zu benutzen. Die Kourriere brachten ihn oft um Briefe, aber durch ihre Unvorsichtigkeit, daß sie nicht alle Briefe durch Kourriere besorgten, verriethen sie endlich die Intrigue. Der König las ihre Briefe; er sah das Heirathsverständniß Clermonts und der Choin, ihre Liebe

und ihren Plan, daß sie den Dauphin vor und nach seinem Tode zu beherrschen suchten; er sah, daß der Herzog von Luxemburg die Seele des Complots war und was er für Herrlichkeiten dadurch zu erlangen hoffte, er sah die äusserste Verachtung Clermonts und der Choin gegen die Prinzessin von Conti, deren Briefe Clermont seiner Geliebten preis gegeben hatte. Diese Briefe hatte Clermont seinem Briefe an die Choin beygelegt. Das ganze Packet aber hatte der König nach vielen andern auf der Post auffangen, und die Briefe copiren lassen, worauf er es an Ort und Stelle gehen ließ. In Clermonts Briefe war die Prinzessin ohne alle Schonung behandelt und der Dauphin nur unter dem Namen: unser dicker Freund, aufgeführt, wobey sie ihr ganzes Herz ausschütteten.

Jetzt glaubte der König genug zu wissen. An einem Nachmittag, wo er wegen des schlechten Wetters nicht ausgehen konnte, ließ er die Prinzessin auf ein paar Worte zu sich fodern. Er hatte Briefe von ihr an Clermont und von Clermont an sie, in denen ihre Liebe sehr deutlich ausgesprochen war, und worüber die Choin und er mit einander ihren Spott trieben. Die Prinzessin, die so, wie ihre Schwestern, nie zum Könige kam, als zwischen dem Souper und Schlafengehn, war über die Botschaft sehr betroffen. Sie ging zum Könige, voll ängstlicher Erwartung, was er ihr zu sagen haben möchte: denn den König fürchteten seine nächsten Verwandten fast noch mehr, wenn es möglich ist, als seine Unterthanen. Ihre Hofdame blieb in einem vordern Cabinet und der König führte sie weiter hinter. Hier sagte er ihr mit dem strengen Tone des Vaters, er wisse alles, er kenne ihre Schwachheit für Clermont, und es sey jetzt nicht mehr Zeit, ihm etwas zu verhehlen; er habe, setzte er

hinzu

hinzu, ihre Briefe und zog sie aus der Tasche, indem er sie fragte: Kennen Sie diese Hand? Es war die ihrige und Clermonts Hand. Dieser Empfang frappirte die arme Prinzessin von Conti so sehr, daß sie beynahe in Ohnmacht fiel. Der König hatte Mitleid mit ihr und suchte sie, so viel wie möglich, zur Fassung zu bringen. Er gab ihr die Briefe, nebst einem ziemlich sanften Verweis; aber dies sey noch nicht alles, fuhr er fort. Er habe ihr noch andere zu zeigen, aus denen sie sehen würde, welchen unwürdigen Gegenstand ihrer Neigung sie sich gewählt habe, und welcher niedrigen Nebenbuhlerin sie aufgeopfert werde. Dieser zweite Blitzstrahl schmetterte die Prinzessin von neuem nieder. Der König brachte sie wieder zur Fassung, aber nur um ihr eine grausame Büßung aufzulegen: sie sollte ihm ihre der Nebenbuhlerin preisgegebenen und Clermonts und der Choin Briefe vorlesen. Hier verlohr sie alle Fassung. Sie warf sich dem Könige zu Füßen, und zerfloß in Thränen. Sie konnte kaum stammeln vor Schmerz und Verzweiflung und schluchzend bat sie bald um Verzeihung, bald um Gerechtigkeit und Rache.

Diese war bald genommen. Die Choin wurde gleich den andern Tag fortgeschickt; der Herzog von Luxemburg erhielt Befehl, Clermont in den nächstgelegenen Platz zu schicken, was Tournay war; er selbst solle seine Stelle niederlegen, hierauf in die Dauphine gehen und die Provinz nicht verlassen. Und zu gleicher Zeit meldete der König dem Dauphin, was zwischen ihm und seiner Tochter vorgefallen sey, und machte es ihm dadurch unmöglich, die beyden Unglücklichen in Schutz zu nehmen.

Man urtheile, wie der Prinz von Conti, besonders aber der Herzog von Luxemburg und sein Sohn

sich bey der Entdeckung ihrer Intrigue benahmen, welch ein Schrecken die beyden letztern ergriff. Da die aufgefangenen Briefe die Freundschaft des Dauphins für die Choin entdeckten, so wagte es die Prinzessin von Conti nicht allzu harte Rache zu nehmen. Sie schickte die Choin in einem ihrer Wagen in die Abtey Portroyal nach Paris, und gab ihr eine Pension, auch Wagen zur Wegschaffung ihrer Möbeln. Die Gräfin von Bürry, die sich gar nichts dergleichen zu ihrer Nichte versehen hatte, war untröstlich und wollte bald nachher von der Prinzessin weg. Frau von Lillebonne und ihre Töchter wollten sich als treue Freundinnen der Choin zeigen und besuchten sie, aber ganz in geheim. Dieß war das sicherste Mittel, wodurch sie sich unmittelbar an den Dauphin anschlossen; aber sie wollten auch von Seiten des Königs und der Prinzessin von Conti nichts riskiren, gegen die sie sich mit aller möglichen Vorsicht zu betragen hatten. Sie waren Prinzessinnen, aber oft ohne Kleider und Brod im eigentlichsten Verstande, weil sie durch die Ausschweifungen des Hrn. von Lillebonne verarmt waren. Hr. von Louvois hatte sie mehrmals unterstützt und die Prinzessin von Conti hatte sie an den Hof gezogen, unterhielt sie, machte ihnen beständig Geschenke und verschaffte ihnen alle möglichen Vergnügungen. Ihr verdankten sie auch die Bekanntschaft des Dauphins und seine so vertraute, anerkannte Freundschaft. Die ins Publikum gekommenen Lieder auf dieses sonderbare Abentheuer der Prinzessin machten es allgemein bekannt.

VII.

Characteristik des Herzogs und der Herzogin dû Maine und des Grafen von Toulouse, legitimirter Kinder Ludwigs XIV.

Von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV. nennen wir zuerst den Herzog dû Maine. Er hatte viel Verstand, glich aber ganz einem Teufel an Bosheit, Schwärze und Verderbtheit der Seele, an Unbehülflichkeit und Schadenfreude, an Hinterlist, Stolz, Falschheit, Kunstgriffen und Verstellungen ohne Ende, womit er gleichwohl liebenswürdigkeit und die Kunst, zu amüsiren und zu gefallen verband, wenn er nämlich wollte.

Er war der größte Poltron in jeder Rücksicht; aber weil er es ganz war, um so gefährlicher, da er, sobald es nur mit Hinterlist geschehen konnte, sich zu den fürchterlichsten Mitteln entschloß, um etwas was er fürchtete abzuwenden, auch zu jeder Art von Ränken, und zu den kriechendsten Niederträchtigkeiten seine Zuflucht nahm, die ihm immer durchhalfen. Uebrigens war er von einer Frau ähnlichen Schlages beherrscht, deren Geist (sie hatte von der Natur die vortrefflichsten Anlagen) durch die Lectüre der Romane und Schauspiele gänzlich verderbt war, die sie so leidenschaftlich geliebt hatte, daß sie mehrere Jahre damit zugebracht hatte, sie auswendig zu lernen, um sie dann öffentlich selbst zu spielen. Sie war ein Weib von außerordentlich viel Muth, Unternehmungsgeist, Kühnheit und Leidenschaft. Aber sie hörte nichts als ihre gegenwärtige Leidenschaft und opferte ihr alles auf, sie verachtete die Klugheit und Vorsicht ihres Mannes, die sie Armse-

ligkeit, Schwäche nannte, sie warf ihm vor, er müsse sichs zur Ehre anrechnen, daß sie ihn geheyrathet habe, sie hielt ihn in Demuth und Unterwürfigkeit, behandelte ihn wie einen Neger, und richtete ihn gänzlich zu Grunde; er traute sich kein Wort zu sagen und litt alles geduldig, denn er fürchtete sich entsetzlich vor ihr, und befürchtete, daß sie ganz von Sinnen kommen möchte. Die Herrschaft, welche sie über ihn hatte, war unglaublich, wiewohl er sich noch in manchen Stücken vor ihr zu retten wußte. Sie spielte die Herrin mit dem Stocke in der Hand. Ein ganz anderer Mann war der Graf von Toulouse.

Der Graf von Toulouse war die Ehre, die Tugend, die Wahrheit, die Billigkeit selbst; sein Aeußeres war so angenehm als es seine natürliche Kälte erlaubte; er hatte Tapferkeit und Unternehmungsgeist, doch nicht zum Bösen, und sein gerader, richtiger Sinn ersetzte ihm den Mangel ausgezeichneter Talente; übrigens hatte er das Seewesen für den Krieg und Handel sehr fleißig studirt und verstand es sehr gut. Ein Mann von diesem Character war nicht dazu gemacht, mit seinem Bruder und seiner Schwägerin Freund zu seyn. Der Herzog du Maine sah ihn geliebt und geachtet, weil er es verdiente, und beneidete ihn; der Graf, gesetzt, still und ohne Leidenschaft, fühlte dies, ließ sichs aber nicht merken. Er mußte die Thorheiten seiner Schwägerin verachten; sie hingegen sah mit Verdruß seine Vortrefflichkeit, haßte ihn deßwegen und suchte die beyden Brüder von einander zu entfernen.

Der Graf stand sehr gut mit dem Dauphin und mit dem Herzog und der Herzogin von Burgund, die er immer mit Achtung und Vorsicht behandelt hatte. Aber vor dem Könige fürchtete er sich, denn

er

er hatte den Herzog dû Maine, diesen Liebling der Frau von Maintenon, seiner sonstigen Gouvernante, der er seine Mutter aufgeopfert hatte, was beyden unvergeßlich war, viel lieber als ihn. Dieser hatte den König glauben zu machen gewußt, daß er bey allem seinem Kopf, den man ihm nicht absprechen konnte, ohne alle Absichten, ohne allen Ehrgeiz sey, ein unthätiger Stubensitzer, in Büchern belesen, aber ohne alle Weltklugheit, ein Mensch, den jedermann zum Besten habe. Auch lebte dû Maine beständig in seinem Cabinet eingeschloßen, aß allein, floh die Gesellschaft und ging allein auf die Jagd; welche sonderbare Lebensart er sich beym Könige zum Verdienst anzurechnen wußte, bey dem er täglich in den Stunden seiner Muße war. Uebrigens spielte er vollkommen den Scheinheiligen in der Messe, in der Vesper, beym Abendgebet, und an Festen und Sonntagen mit allem möglichen Prunk. Er war die Seele, das Orakel der Frau von Maintenon, mit der er machen konnte was er wollte, und die nur darauf dachte, ihm auf jedermanns Kosten Vergnügungen und Vortheil zu schaffen.

VIII.

Geschichte des Herzogs dû Maine; seine Vermählung.

Der Herzog dû Maine wollte heyrathen und der König suchte ihn davon abzubringen, indem er frey heraus sagte, die Art Menschen wie er, dürften nicht heyrathen und sich fortpflanzen. Aber die Maintenon, die ihn erzogen, und die Schwachheit einer Amme für ihn hatte, ermunterte ihn dazu. Er wollte sich wenigstens mit einem Hause von dem Range der Condé's ver-

verbinden, und entschloß sich eine Tochter des ersten Prinzen zu heyrathen, der es auch mit Freuden annahm, da er den Rang und Credit der Bastarde mit jedem Tage wachsen sah, und die Verbindung mit ihnen immer wichtiger wurde.

Er war zwar schon durch die Heyrath seines Sohnes mit ihnen verschwägert; aber die neue Heyrath verband ihn von einer doppelten Seite mit dem Könige und folgte gleich nach der Heyrath des Herzogs von Chartres. Madame sah es noch viel lieber. Sie hatte gefürchtet, der König, der ihr schon ihren Sohn entrissen hatte, möchte auch seine Absichten auf ihre Tochter richten, und die Vermählung mit der Tochter des ersten Prinzen nahm ihr eine Last von ihrem Herzen. Der Herzog du Maine hatte unter dreyen zu wählen. Ein Zollbreit mehr Höhe gab der zweyten den Vorzug: alle drey waren von sehr kleinem Wuchse. Die unglaubliche Härte, mit der die Laune des Prinzen jedermann behandelte, der an sein Joch geschmiedet war, richtete die älteste zu Grunde. Sie ertrug seine Behandlung mit Standhaftigkeit, Geduld und edlem Stolze, aber sie mußte hart für diese Anstrengung büßen, ihre Gesundheit unterlag; sie kränkelte so lange sie lebte.

Die Heyrath des Herzogs verursachte einen Bruch zwischen der Gemahlin des ersten Prinzen und der Herzogin von Hanover, ihrer Schwester, die den Herzog für eine ihrer Töchter zum Gemahl gewünscht hatte, und jetzt glaubte, daß ihr der Prinz diese Parthie weggefischt habe. Sie lebte seit langer Zeit mit ihren beyden schon erwachsenen Töchtern in Frankreich. Sie hatten keinen Rang, gingen nicht an Hof, in keine Gesellschaft und sahen die Gemahlin des ersten Prinzen nur im Privatzirkel; sie hatten sich aber nach

und

und nach herausgenommen, mit zwey Wagen zu fahren, mit vielen Bedienten und einem Prunk, der ihnen in Paris nicht zukam.

In diesem Aufzuge begegnete einst die Herzogin von Hannover der Frau von Bouillon, und die Deutschen zwangen sie mit dem beleidigendsten Stolze vor ihnen auszuweichen. Es war einige Zeit nach der Vermählung der Herzogin du Maine. Frau von Bouillon fand sich beleidigt und wollte nichts von der Herzogin von Hannover wissen. Ihre Familie war sehr zahlreich und damals sehr angesehen, sie selbst machte ein sehr prächtiges Haus.

Die Bouillons äußerst erbittert, suchten sich für die Beleidigung zu rächen, und es gelang ihnen vortrefflich. Eines Tages als sie wußten, daß die Herzogin ins Schauspiel kommen würde, fuhren sie auch alle mit der Frau von Bouillon und einer zahlreichen Dienerschaft hin. Diese hatte Befehl, mit den Bedienten der Herzogin Zank anzufangen. Der Anschlag wurde glücklich vollführt. Die Leute der letztern wurden tüchtig ausgeprügelt, den Pferden wurde das Geschirr abgeschnitten und der Wagen entsetzlich gemißhandelt. Die Deutsche beklagte sich laut und brachte die Sache vor den König; aber dieser begünstigte die drey Gebrüder Bouillon mehr als sie. Sie war auch der zuerst beleidigende Theil, und hatte sich diese Ungelegenheit selbst zugezogen. Der König wollte sich nicht in die Sache mischen, so daß sie mit ihren Klagen abtreten und sich klüger betragen lernen mußte. Sie war aber so aufgebracht darüber, daß sie sich sogleich entschloß nach Deutschland zurückzugehen, und einige Monate darauf wirklich abreiste. Ihre Töchter machten dadurch ihr Glück. Die älteste wurde die Gemahlin des Herzogs von Modena, und der Prinz von

Salm,

Salm, der die Schwester der Herzogin zur Gemahlin gehabt hatte, vermählte ihre zweyte Tochter Amalie mit dem ältesten Sohne des Kaisers Leopold, König von Böhmen, nachher Römischen König, dessen Gouverneur und nachher Oberhofmeister er war.

Wir halten es für schicklich, eine Anecdote vom Herzog du Maine hier aufzuzeichnen, welche zeigt, wie das Ausland von diesem Sohne Ludwigs XIV. dachte.

IX.

Anecdote vom Herzog du Maine.

Während des Feldzugs des Marschalls Villeroy gegen Vaudemont, ließ sich der König alle Holländischen Zeitungen vorlesen. In der ersten welche erschien, wurde eine wichtige Action gemeldet, und auf der andern Seite wurde des Herzogs du Maine mit sehr viel Lob gedacht, dessen Verwundung allein den Fortgang der Waffen gehemmt und Hrn. von Vaudemont von der gänzlichen Niederlage gerettet haben sollte. Es wurde hinzugesetzt, daß er auf einer Tragbahre fortgeschafft worden sey.

Den Spott dieser Erdichtung nahm der König sehr übel auf, zumal da das folgende Blatt die vorige Relation widerrief und hinzusetzte, der Herzog du Maine sey nicht einmal verwundet worden. Dieß zusammengenommen mit dem allgemeinen Stillschweigen des Publikums seit jenem Treffen, und mit dem so kurzen Bericht, den ihm der Marschall Villeroy ohne Entschuldigung, zu suchen davon gegeben hatte, erregte in dem Könige einen Argwohn, der ihn sehr beunruhigte.

La-

Lavienne, ein sehr gesuchter Bader zu Paris, war in der Periode der Liebesabentheuer des Königs sein Bader geworden. Er hatte sich durch Kräuterbrühen, die ihn in Stand gesetzt hatten, mehr zu genießen, bey ihm in Gunst gesetzt, und war dadurch einer seiner vier Valets. Er blieb ein sehr ehrlicher Mann, aber bäurisch, grob und offenherzig; dieser Offenherzigkeit wegen, da er sonst als wahrhaft bekannt war, wandte sich der König gewöhnlich an ihn, wenn er etwas erfahren wollte, was er sonst von niemanden zu hören hoffte, vorausgesetzt, daß es nicht über seine Sphäre hinausging.

Einige Zeit nachher reiste der König nach Marly und hier befragte er la Vienne über jene Geschichte. Dieser kam darüber in Verlegenheit, und hatte nicht genug Gegenwart des Geistes, um sie zu verbergen. Die Neugierde des Königs verdoppelte sich; er befahl ihm nun förmlich, daß er sprechen sollte. Jetzt wagte Lavienne nicht länger zu widerstehen, und entdeckte dem Könige, was er vielleicht nie hätte wissen mögen, und brachte ihn in Verzweiflung. Er hatte dem Marschall Vendôme nur darum so angelegentlich und so bereitwillig das Commando einer Armee gegeben, um den Herzog du Maine dabey anzustellen; sein ganzes Bestreben war, sich die Prinzen vom Geblüte, die mit einander beständig concurrirten, dadurch vom Halse zu schaffen, daß er ihnen den Zugang zur Armee erschwerte. Der Graf von Toulouse war Admiral und hatte seinen Platz; der Herzog du Maine bedurfte also allein seiner Vorsorge; und in einem Augenblicke mußte er jetzt seinen ganzen Plan scheitern sehn. Sein Schmerz war außerordentlich. Er fühlte für den geliebten Sohn die ganze Größe der Schmach, vor den Augen seiner Armee,

vor

Salm, der die Schwester der Herzogin zur Gemahlin gehabt hatte, vermählte ihre zweyte Tochter Amalie mit dem ältesten Sohne des Kaisers Leopold, König von Böhmen, nachher Römischen König, dessen Gouverneur und nachher Oberhofmeister er war.

Wir halten es für schicklich, eine Anecdote vom Herzog du Maine hier aufzuzeichnen, welche zeigt, wie das Ausland von diesem Sohne Ludwigs XIV. dachte.

IX.

Anecdote vom Herzog du Maine.

Während des Feldzugs des Marschalls Villeroy gegen Vaudemont, ließ sich der König alle Holländischen Zeitungen vorlesen. In der ersten welche erschien, wurde eine wichtige Action gemeldet, und auf der andern Seite wurde des Herzogs du Maine mit sehr viel Lob gedacht, dessen Verwundung allein den Fortgang der Waffen gehemmt und Hrn. von Vaudemont von der gänzlichen Niederlage gerettet haben sollte. Es wurde hinzugesetzt, daß er auf einer Tragbahre fortgeschafft worden sey.

Den Spott dieser Erdichtung nahm der König sehr übel auf, zumal da das folgende Blatt die vorige Relation widerrief und hinzusetzte, der Herzog du Maine sey nicht einmal verwundet worden. Dieß zusammengenommen mit dem allgemeinen Stillschweigen des Publikums seit jenem Treffen, und mit dem so kurzen Bericht, den ihm der Marschall Villeroy ohne Entschuldigung, zu suchen davon gegeben hatte, erregte in dem Könige einen Argwohn, der ihn sehr beunruhigte.

La-

Lavienne, ein sehr gesuchter Bader zu Paris, war in der Periode der Liebesabentheuer des Königs sein Bader geworden. Er hatte sich durch Kräuterbrühen, die ihn in Stand gesetzt hatten, mehr zu geniessen, bey ihm in Gunst gesetzt, und war dadurch einer seiner vier Valets. Er blieb ein sehr ehrlicher Mann, aber bäurisch, grob und offenherzig; dieser Offenherzigkeit wegen, da er sonst als wahrhaft bekannt war, wandte sich der König gewöhnlich an ihn, wenn er etwas erfahren wollte, was er sonst von niemanden zu hören hoffte, vorausgesetzt, daß es nicht über seine Sphäre hinausging.

Einige Zeit nachher reiste der König nach Marly und hier befragte er la Vienne über jene Geschichte. Dieser kam darüber in Verlegenheit, und hatte nicht genug Gegenwart des Geistes, um sie zu verbergen. Die Neugierde des Königs verdoppelte sich; er befahl ihm nun förmlich, daß er sprechen sollte. Jetzt wagte Lavienne nicht länger zu widerstehen, und entdeckte dem Könige, was er vielleicht nie hätte wissen mögen, und brachte ihn in Verzweiflung. Er hatte dem Marschall Vendome nur darum so angelegentlich und so bereitwillig das Commando einer Armee gegeben, um den Herzog du Maine dabey anzustellen; sein ganzes Bestreben war, sich die Prinzen vom Geblüte, die mit einander beständig concurrirten, dadurch vom Halse zu schaffen, daß er ihnen den Zugang zur Armee erschwerte. Der Graf von Toulouse war Admiral und hatte seinen Platz; der Herzog du Maine bedurfte also allein seiner Vorsorge; und in einem Augenblicke mußte er jetzt seinen ganzen Plan scheitern sehn. Sein Schmerz war außerordentlich. Er fühlte für den geliebten Sohn die ganze Größe der Schmach, vor den Augen seiner Armee,

vor

vor dem ganzen Auslande so beschimpft zu seyn, wie er aus den Zeitungen sah, und er war tief gekränkt. Sonst so abgemeßen in seinem Aeussern, so ganz Herr seines Betragens, so daß er selbst in den angreifendsten Fällen sich beherrschen konnte, unterlag er diesem Angriffe. Als er zu Marly in Begleitung aller Damen und Hofleute von der Tafel wegging, wurde er gewahr, daß ein Bedienter, welcher den Nachtisch abhob, ein Stück Zwieback in die Tasche steckte. Ganz seiner königlichen Würde vergessend ging er mit dem Stocke in der Hand, den man ihm nebst seinem Hute so eben gebracht hatte, auf den Bedienten los, der so wie die Umstehenden, nichts weniger als so etwas erwartete, schalt ihn aus und schlug ihn, so arg daß der Stock zersprang. Freylich war der Stock von Rohr und hielt nicht viel ab.

Mit dem zerbrochenen Stocke in der Hand und ganz vor Wuth ausser sich, indem er noch immer auf den Bedienten schalt, der sich schon lange fortgemacht hatte, ging er durch das kleine Cabinet und ein Vorzimmer zur Frau von Maintenon, und blieb fast eine Stunde bey ihr, wie er oft zu Marly nach dem Diner zu thun pflegte.

Als er hierauf in sein Apartement zurückgehen wollte, traf er den Pater de la Chaise, nebst andern Hofleuten. Sobald er ihn erblickte, sagte er: mein Vater, ich habe einen Schurken recht ausgeprügelt, und meinen Stock auf ihm zerschlagen; ich glaube aber nicht eine Sünde gethan zu haben, und erzählte ihm das angebliche Verbrechen.

Die Hofleute, die dabey standen und die so eben vorgefallene Scene zu ihrem Schrecken mit angesehen, oder von andern gehört hatten, erschracken jetzt

von

von neuem. Die mit ihm näher Bekannten schalten auf den Bedienten und der arme Pater mußte, um den König nicht noch mehr zu reizen, sich stellen als wenn er es billigte.

Man urtheile, ob dieser Vorfall Aufsehen erregte und wie sehr man darüber in Furcht war, da niemand die Ursache errathen konnte: denn jedermann sah ein, daß die gelegentliche Ursache nicht die wahre war. Nach und nach kam alles an Tag, und man sagte sich einander im Vertrauen ins Ohr, daß la Vienne, vom Könige gezwungen, Ursache eines so sonderbaren unanständigen Auftritts gewesen sey. Hierbey müssen wir eine Anecdote vom Hrn. von Elbeuf anführen.

So sehr dieser auch Hofmann war, so konnte er doch das Emporsteigen der Bastarde nicht ohne Aerger ansehen. Als der Feldzug zu Ende ging und die Prinzen im Begriff waren zurückzugehen, fragte er den Herzog du Maine in Gegenwart vieler Gesellschaft, wo er im folgenden Feldzuge zu dienen gedächte, denn wo es auch seyn möchte, so wolle er mit ihm zugleich dienen. Als in ihn gedrungen wurde, warum er das wolle, sagte er, weil man bey ihm seines Lebens sicher wäre. Der Herzog schlug die Augen nieder und erwiederte kein Wort. Er schien die Antwort auf eine gelegnere Zeit zu versparen. Aber Elbeuf der nebst den Seinigen bey dem Könige sehr gut stand, war in der Lage, daß er sich nicht viel darum zu kümmern hatte. Jene für den König so verdrüßliche Geschichte, wodurch seine Plane verrückt und seine Vaterliebe auf das empfindlichste gekränkt wurde, verband ihn dem Marschall von Villeroy nur noch mehr, und die Freundschaft der Frau von Maintenon für diesen nahm sehr zu. Sein Credit wurde immer bedeutender, er wurde sogar von denen beneidet,

welche des Königs Gunst genossen und von allen, sogar von den Ministern gefürchtet.

X.

Rangerhebung der Familie des Herzogs dû Maine.

Der Herzog dû Maine war seit 1673 legitimirt und wünschte, daß seine Familie diese Ehre mit ihm theilte. Nachdem sein Wunsch vom Könige, und von der Frau von Maintenon genehmigt worden war, sollte es deklarirt werden; und diese Deklaration veranlaßte die seltsamste, sonderbarste Scene, die je unter der Regierung des Königs vorgefallen ist, und worüber jeder staunte, der den König, wie er von seiner Allmacht trunken war kannte.

Als er Sonnabends den 15. März zu Versailles Abends nach dem Souper, nach Ertheilung der gewöhnlichen Befehle, in sein Cabinet zurückgekommen war, ging er langsam und feyerlich in das zweyte Cabinet vor, trat bey seinen Lehnstuhl, setzte sich aber nicht nieder, durchlief mit den Augen langsam die ganze anwesende Gesellschaft und sagte, ohne an jemanden besonders die Rede zu wenden: daß er den Kindern des Herzogs dû Maine den Rang und die Ehre ihres Vaters ertheilen wolle, und ging sodann an das äusserste Ende des Cabinets und rief den Dauphin und den Herzog von Burgund herbey.

Hier demüthigte sich der stolze Monarch, der strenge herrische Vater, das erste mal in seinem Leben vor seinem Sohne. Er sagte zu ihnen, da sie beyde nacheinander seine Nachfolger in der Regierung werden würden, so bitte er sie, daß sie die Rangerhebung

der

der Kinder des Herzogs du Maine genehmigen möchten; sie würden dieß aus Zärtlichkeit für ihn, mit der er sich schmeichelte, und in Rücksicht seiner Liebe zu diesen Kindern und ihren Vater gerne thun; da er so alt und dem Tode nahe sey, wolle er sie ihnen auf das angelegentlichste empfehlen, und hoffe, sie würden nach seinem Tode sein Andenken dadurch ehren, daß sie ihnen ihre Freundschaft und Schutz schenkten.

Er sprach noch lange in diesem rührenden Tone fort, während die beyden Prinzen, etwas gerührt, die Augen zur Erde geheftet, unbeweglich vor Erstaunen über die Rede des Königs da standen und kein Wort vorbrachten.

Der König, der mehr von ihnen erwartete und sie dazu nöthigen wollte, rief dem Herzog du Maine, der von der andern Seite des Cabinets herbey kam, in welchem die größte Stille herrschte; er faßte ihn bey der Schulter, und stemmte sich darauf, damit er sich ein wenig mehr vor den beyden Prinzen beugen sollte, stellte ihn denselben vor und wiederholte in seiner Gegenwart, daß er von ihnen erwarte, sie würden ihm nach seinem Tode ihre Freundschaft gönnen wozu er sie jetzt feyerlich auffordere, wie er es von ihrer guten Natur und von ihrer Freundschaft für ihn von ihnen hoffe; zuletzt verlangte er von ihnen, daß sie ihm ihr Wort drauf geben sollten.

In diesem Augenblicke sahen die beyden Prinzen einander an und schienen sich zu fragen, ob das was sie hörten und sahen, ein Traum oder Wirklichkeit sey; sie antworteten noch immer kein Wort, bis endlich der König noch mehr in sie drang. Sie stammelten ein paar Worte, die aber nicht viel bestimmtes sagten.

Der Herzog du Maine, der über ihre Verlegenheit mehr als sie selbst verlegen, und dem es gar nicht lieb war, daß sie keine bestimmte Antwort geben wollten, setzte sich in Positur, ihre Kniee zu umfassen.

Als dieß der König sah, bat er sie mit Thränen in den Augen, daß sie ihren Bruder in seiner Gegenwart umarmen und ihn durch dieß äussere Zeichen ihrer Freundschaft versichern möchten. Er fuhr fort in sie zu dringen, daß sie ihm ihr Wort geben möchten, die so eben deklarirte Rangerhebung nicht aufheben zu wollen. Die beyden Prinzen die sich noch immer nicht von dem Erstaunen über diese ausserordentliche Scene erholen konnten, stammelten noch etwas her, aber ohne etwas zu versprechen.

Ich bin jetzt nicht willens, über diesen so großen Fehler noch über die wenige Gültigkeit des Ehrenwortes, das sie auf diese Weise hätten geben können, meine Anmerkungen zu machen; ich begnüge mich Wort für Wort hier aufzuzeichnen, was ich von dem Herzog von Beauvilliers erfahren habe, dem der Herzog von Burgund den Tag drauf alles erzählte, was vorgefallen war, und der es mir noch den nämlichen Tag wieder erzählte.

Der Dauphin hatte es auch seinen vertrauten Freunden erzählt, und verbarg ihnen nicht, wie ungern er die Rangerhebung der Kinder des Herzogs du Maine sehe. Er hatte den Herzog nie geliebt; die ausgezeichnete Liebe des Königs, und seine Vertraulichkeit gegen ihn hatte ihn immer gekränkt; in der Jugendzeit hatte der Herzog, ohne zwar den wahren Respect bey Seite zu setzen, den Dauphin doch durch sein Betragen beleidigt; da hingegen der Graf von Toulouse sich seine Freundschaft erworben hatte.

Was

Was der arme Herzog von Burgund von dieser neuen Anmaßung dachte, erfuhr man auch sehr bald und genau; beyde nahmen es nicht übel, wenn man ihre Gesinnungen darüber ausspähte.

Ein zweyter sehr auffallender Fehler! Nachdem die beyden Prinzen die letzte nichtsbedeutende Antwort gegeben hatten, ging der König, der die Hoffnung aufgab, mehr von ihnen zu erhalten, aber dabey nicht die geringste Unzufriedenheit zeigte, zu seinem Lehnstuhl zurück und setzte sich nieder, so wie er gewöhnlich zu sitzen pflegte. Er sagte noch ein paar Worte über die Rangerhebung, und da er die Hofleute so unthätig da stehn sah, setzte er hinzu, es würde ihn freuen, wenn sie ihm und dem Herzoge ihren Beyfall und Zufriedenheit bezeigten. Sogleich umgaben alle den Herzog dû Maine und wünschten ihm mit der ernsthaftesten Miene Glück. Auch der Graf von Toulouse, welchem diese Ehre ebenfalls anging, dem aber alles eben so unerwartet kam, als den andern, gratulirte ihm.

Die Verschiedenheit des Alters und der Talente, welche dem Herzog dû Maine eine große Ueberlegenheit über den Grafen von Toulouse gab, hatte es nicht zu einem freundschaftlichen Verhältnisse zwischen ihnen kommen lassen. Sie besuchten einander selten, der Wohlstand wurde beobachtet, aber es herrschte eine ausserordentliche Kälte zwischen ihnen und kein Vertrauen. Der Herzog dû Maine hatte immer seine Größe gesucht und natürlich ohne ihnzu Rathe zu ziehn und ohne ihm ein Wort davon zu sagen. Der Graf konnte vermöge seiner Ehrliebe, seiner Gradheit und Biederkeit die Aufführung der Herzogin nicht billigen, sie bemerkte dieß wohl und war ihm überhaupt nicht geneigt; es war also gar nicht ihr Interesse die beyden Brüder einander zu nähern. Sie fürchtete die Freund-

schaft des Grafen mit dem Herzog, dessen grenzenlose Nachgiebigkeit gegen sie, wodurch er sich gleichwohl nicht vor ihrer Tyranney schützte, er gänzlich mißbilligte. — Die Unterhaltung im Cabinet war gestört und bald geendigt.

Die Geschichte kam den Tag drauf ins Publikum und es wurde bekannt, daß über die Rangerhebung kein schriftliches Dokument ausgefertigt, sondern bloß folgende Anmerkung in das Register des Cerimonienmeisters, da der Obercerimonienmeister abwesend war, und diesen Winter über an der Grenze diente, eingetragen worden sey.

„Der König hat verordnet, daß in Zukunft die „Kinder des Herzogs du Maine, als Enkel seiner „Majestät, den Rang und die Ehre haben sollen, die „bis jetzt der Herzog du Maine genossen hat; und „Se Majestät hat mir Befehl ertheilt, dieß in mei„nem Register anzumerken."

Dieß sagte alles und auch nichts, es wies auf den Rang des Herzogs du Maine zurück, aber ohne zu sagen, welchen Rang und mit welchem Rechte er ihn besäße; es sagte aber auch wieder viel durch den Ausdruck als Enkel seiner Majestät, der so uneingeschränkt gebraucht war.

Das Publikum nahm die Sache mit dem größten Unwillen auf. Niemand wagte bey Hofe laut davon zu sprechen, aber man raunte sich manches ins Ohr und zeigte allgemein seinen Abscheu. Man hatte sich noch nicht an den Rang des Herzogs du Maine gewöhnt und nun sollte er auch auf seine Kinder übergehen. Vorstellungen dagegen zu thun würde nicht allein unnütz, sondern auch ein Verbrechen gewesen seyn; und sobald man erfuhr, was bey der Deklaration

im

im Cabinet vorgefallen war, und daß der König aufgefordert hatte, dem Herzog du Maine zu gratuliren, wagte niemand es zu unterlassen. Man hatte gegen die Rangerhebung des Herzogs gemurrt, aber jetzt wagte niemand ein Wort zu sagen; man lief in Haufen zu ihm und gratulirte ihm, wiewohl mit mürrischem Wesen und sparsamen Complimenten, denen man das Erzwungene ansah.

Ich hatte mich erst kurz vorher wieder mit dem Könige ausgesöhnt, und in der Audienz, welche ich bey ihm hatte, hatte er mich sehr ermahnt, daß ich mich bey dieser Gelegenheit, wo mein Rang grausam verletzt war, mäßig verhalten möchte. Ich hatte den Bastarden nie bey irgend einer Gelegenheit, wenn sie der König mit Rang und Ehre überhäufte, gratulirt; jetzt sah ich Herzoge, fremde Prinzen, alle Welt zum Herzog gehen, und ich sah ein, daß mein Wegbleiben, wodurch ich mich allein auszeichnete, weder ihren Rang noch ihre Freude vermindern, mich aber von neuem und ärger als zuvor in Ungnade bringen würde. Ich entschloß mich also zu diesem sauren Gang und ging mit den andern hin, machte, wie viele andere, nur ein einziges Compliment — mehr war mir nicht möglich — und trat schnell wieder ab. Es waren so viele Menschen dort, daß sie nicht wußten, wen sie hören, wem sie antworten sollten. Während sie die ersten becomplimentirten und begleiteten, schlichen sich die andern fort, unter andern auch ich. Niedrigkeit und Furcht trieben die Menschen auch zum Grafen von Toulouse, und dieselben Rücksichten, die mich zum Herzog du Maine geführt hatten, führten mich auch zu ihm. Ich traf ihn nicht zu Hause; und als ich auf dem Rückwege über den kleinen Marmorhof ging, begegnete ich d'O und bat ihn, dem Gra-

sen zu sagen, daß ich bey ihm gewesen sey, um ihm meine Gratulation abzustatten. Wofür Gratulation, antwortete d'O mit seiner gewöhnlichen Kälte und wichtigen Miene. Ich versetzte, daß die Rangerhebung der Kinder des Herzogs du Maine ihn nahe genug angehe, um daran Theil zu nehmen. Wie? antwortete d'O mit gerunzelter Stirne, daß er künftig den Kindern des Herzogs nachstehn muß, darüber soll er sich freuen? In meinem Erstaunen antwortete ich, ich glaubte, er gewinne dabey genug für die Seinigen, um gern seinen Neffen nachzustehn. Hier trat d'O näher zu mir und sagte, indem er mir offenherzig ins Auge blickte, als müßte er mir etwas entdecken: Glauben Sie, mein Herr, der Graf nimmt keinen Theil an der erhaltenen Ehre des Herzogs; der Graf hat keine Kinder und wenn er welche bekommen sollte, so verlangt er nichts für sie, er ist mit seinem Range zufrieden und verlangt keinen höhern. Ich verließ d'O mit außerordentlichem Erstaunen. Ich hatte mit ihm nicht den geringsten Umgang und sprach ihn nirgends, auch mit seiner Frau hatte ich keinen Umgang und Frau von Saint Simon eben so wenig. Er war ein stolzer höhnischer Mann, höchst einsilbig; und jetzt schien er mir so angelegentlich die Gelegenheit zu ergreifen, um mir etwas zu sagen, um das ich ihn gar nicht gefragt hatte, und worüber ich so sehr erstaunen mußte. Ich sprach gleich darauf mit dem Herzog und der Herzogin von Villeroy davon, welche beyde Freunde von d'O und seiner Frau waren. Was mein Erstaunen vermehrte war, daß d'O, so sehr er auch durch Anhänglichkeit und Verhältnisse an den Grafen von Toulouse attachirt war, noch mehr Anhänger der Frau von Maintenon und des Herzogs du Maine war. Der Herzog und die Herzogin von Villeroy erklärten mir das Räthsel; wiewohl nicht ganz befriedigend.

Sie

Sie erzählten mir, der Herzog habe seinem Bruder seine Absicht mitgetheilt, habe ihn aber nicht dafür gewinnen können. Der Graf habe sogar alles gethan, um ihn davon abzubringen, entweder weil er mit seiner Vermählung unzufrieden war, und weil sein Rang dadurch gegen den seiner Enkel erniedrigt wurde, oder aus Furcht daß die zu auffallende Usurpation sie selbst um ihren Rang bringen möchte; und gewiß ist es, daß diese Sache eine sichtbare Kälte zwischen ihnen verursachte. Nachher erfuhr ich, was ich aber damals noch nicht wußte, daß die Sache wirklich zwischen den beyden Brüdern, so wie es erzählt worden, zur Sprache gekommen war. Dachte ich die so unnöthige angelegentliche Erklärung eines Mannes dazu, dessen Sache es gar nicht war, offenherzig zu seyn — gegen mich, den er kaum den Namen nach und von Gesicht kannte, ohne daß ich ihn gefragt, und durch das Gespräch dazu gelockt hatte; so machte mir alles zusammengenommen wahrscheinlich, daß es ein Kunstgriff gewesen sey, und daß der Graf von Toulouse seinen Bruder allein in der Falle lassen und sich herausziehn wolle. Ich erzähle weiter. Es währte nicht lange, so wußte jedermann wie der Dauphin und der Herzog dabey gesinnt waren. Sie selbst machten die Sache dadurch noch schlimmer, daß sie die allgemeine Meinung bestätigten: denn es ging so weit, daß die Herzogin von Burgund laut äußerte, die Rangerhebung würde unter dem Dauphin nichts gelten, und noch weniger, wenn der Fall einträte, unter ihres Mannes Regierung. Der Hof entledigte sich nun der so lange aufgelegten Last des Stillschweigens über diese Sache und brach, auf das Beyspiel der beyden Prinzen gestützt, in lautes Murren aus, das man sich öffentlich und ungescheut erlaubte.

Alle theilten die Schuld mit den beyden Kronerben und da sich niemand; wegen der Menge der Mitschuldigen, vor Strafe fürchtete, so ging die Unverschämtheit immer weiter. Der König, der sich immer so viele Mühe gab, alle Kleinigkeiten zu erfahren, war nur zu gut von diesen Gesprächen und von dem Mißvergnügen des Dauphins und des Herzogs von Burgund unterrichtet, die er trotz allen seinen Bemühungen nicht hatte gewinnen können. Verdruß und Reue bemächtigten sich seiner und er war auf dem Punkte, die ganze Sache zu widerrufen. Frau von Maintenon und der Herzog du Maine zitterten davor und arbeiteten muthig entgegen; sie rühmten dem Könige den Gehorsam der Gemüther, den er sich erworben habe, und der sich so deutlich in dem Eifer, mit welchem der Hof haufenweise gekommen sey, dem Herzog zu gratuliren und in der allgemeinen Freude und dem öffentlichen Beifall zeige, mit welcher die ertheilte Gnade aufgenommen werde. Auf diese Art nutzte der Herzog du Maine die erzwungene Huldigung eines sclavischen Hofes, indem er den König bey seiner schwachen Seite angriff und seine Leichtgläubigkeit benutzte.

XI.

Wie man im Auslande von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV. dachte. Hierher gehörige Anekdote von dem Prinzen von Oranien.

In Europa hatte man indessen diese hohen Begriffe von den legitimirten Kindern Ludwigs XIV nicht; und auch der König hatte anfangs die stolzen Wünsche

für

für ihre Vergrößerung nicht gehabt, die er nachher hatte. Die Prinzessin von Conti, deren Geburt die noch am wenigsten schimpfliche war, war die erste, auf die er seine Absichten richtete. Er glaubte sie auf das ehrenvollste an den Prinzen von Oranien verheirathen zu können und ließ sie ihm antragen. Da ihn damals sein Kriegsglück viel Ansehen in Europa verschafft hatte, so glaubte er, sein Antrag würde als der ehrenvolleste und vortheilhafteste mit Freuden angenommen werden. Aber er betrog sich. Der Prinz von Oranien war der Sohn einer Tochter des Königs von England, Karls I und seine Großmutter war die Tochter des Kurfürsten von Brandenburg. Darauf sah er mit Stolz zurück, und gab die spöttische Antwort: die Prinzen von Oranien wären gewohnt sich mit ehelichen Töchtern der größten Könige zu vermählen und nicht mit ihren Bastardtöchtern.

Diese Antwort kränkte den König tief, er konnte sie nie vergessen und suchte immer, oft wider sein offenbares Interesse, dem Prinzen zu zeigen, daß er die erhaltene Kränkung noch im innersten seiner Seele bewahre.

Der Prinz von Oranien unterließ dagegen nichts um den König zu versöhnen: aber sein Respect, seine Unterwürfigkeit, alle seine Bemühungen sich bey ihm beliebt zu machen, seine Geduld bey persönlichen Beleidigungen und Feindseligkeiten, alles war umsonst. Die Minister des Königs in Holland hatten beständig den ausdrücklichen Befehl, dem Prinzen sowohl in Staatsangelegenheiten als in seinem Privat- und persönlichen Interesse immer entgegen zu arbeiten, das Volk soviel sie könnten, gegen ihn aufzuwiegeln, durch Bestechung solche Personen zu Magistraten wählen zu lassen, die gegen ihn übel gesinnt wären, seine Feinde

in

in Schutz zu nehmen, ihm nie die Aufwartung zu machen: mit einem Worte, ihm allen möglichen Tort und alle mögliche Kränkung anzuthun. Der Prinz versuchte gleichwohl immer, bis zu dem letzten Kriege, öffentlich und durch geheime Wege, den Zorn des Königs zu besänftigen; aber der König war unerbittlich. Endlich verzweifelte jener daran, je wieder die Freundschaft des Königs zu gewinnen und im Vertrauen auf seine bald auszuführende Unternehmung auf England und den furchtbaren Bund, den er gegen Frankreich zusammengebracht hatte, äusserte er laut, er habe nun so lange vergebens die Freundschaft des Königs zu erhalten gesucht, er hoffe wenigstens, daß er mit mehr Glück seine Achtung verdienen werde.

Welch ein Triumph muß es also für ihn gewesen seyn, als er den König gezwungen hatte, ihn als König von England anzuerkennen: zumal da ihn diese Anerkennung so viel kostete.

Der Herzog du Maine wußte die Schwachheit des Königs für seine Bastarde sehr gut zu benutzen, um sich und seine Familie zu bereichern. Er kaufte von den Erben des Hrn von Seignelay das schöne und angenehme Lustschluß Sceaux, an welches Colbert und besonders Seignelay ungeheure Summen verschwendet hatten. Der Kaufpreis betrug 900000 Liv. und die übrigen Kosten dazu gerechnet gegen eine Million.

Die Erben behielten sich demungeachtet eine Menge Möbeln und für mehr als 100000 Liv. Statüen vor, die in den Gärten standen. Bey der entsetzlichen Verschwendung der Herzogin wäre der Herzog du Maine ohne die Freygebigkeit des Königs, nicht im Stande gewesen, diese Acquisition zu machen.

XII.

Anecdoten vom Herzog von Burgund.

Die Zeitordnung führt mich hier auf einige Anecdoten von den Prinzen von Geblüt. Der Herzog von Burgund hätte in dem Kriege in Flandern Gamaches zum Begleiter. Dieser war nicht fähig sein Rathgeber zu seyn, aber er konnte sich nicht enthalten, ihm öffentlich und privatim die jugendlichen Fehler zu verweisen, die sich der Prinz und nach seinem Beyspiel der Herzog von Berry bisweilen erlaubten. Er sagte ihnen oft, sie würden in der Art bald einen Meister über sich haben, nämlich den Herzog von Bretagne.

Einst kam er im Gefolge des Herzogs von Burgund aus der Messe, er hätte ihn lieber auf dem Pferde gesehen und in seiner Lebhaftigkeit sagte er ganz laut zu ihm: Sie werden das Himmelreich besitzen, aber die Herrschaft der Erde werden Prinz Eugen und Marlborough eher als Sie erlangen. Aber noch mehr Erstaunen verdient die Freimüthigkeit, mit der er den beyden Prinzen öffentlich ihr Betragen gegen den König von England verwies. Der arme Fürst betrug sich in seinem Incognito gegen diese Prinzen mit einem Respect, als wenn er ein simpler Privatmann gewesen wäre; die Prinzen mißbrauchten sein Betragen mit der äussersten Unbescheidenheit und vergaßen gänzlich, was sie ungeachtet des Incognitos, seinem Range schuldig waren. Sie ließen ihn fast immer unter den Haufen der Höflinge in ihren Vorzimmern stehen und sprachen fast gar nicht mit ihm. Diese Unbescheidenheit, deren sie sich den ganzen Feldzug über schuldig machten, gab um so mehr Aergerniß, da der Ritter von St. Georg sich durch sein Betragen die Achtung und Liebe der ganzen Armee erworben hatte.

Ge-

Gegen das Ende des Feldzugs wandte sich einmal Gamaches, der über das Betragen der Prinzen äusserst aufgebracht war, in Gegenwart einer großen Gesellschaft mit den Worten an die beyden Prinzen: Sie haben wohl zeigen wollen, wie weit Sie es treiben könnten? Wohl! Sie haben Sich brav gehalten. Aber nun wenigstens gönnen Sie dem Ritter von St. Georg ein Wort und behandeln ihn etwas ehrenvoller.

Dergleichen Ausfälle wären unter vier Augen am Platze und von Nutzen gewesen, aber öffentlich gesagt, konnte die Wahrheit nie die Unbescheidenheit beschönigen. Man war daran gewöhnt und nahm sie nicht übel, aber sie halfen auch zu nichts.

XIII.

Anecdoten von der Herzogin von Burgund.

Es fällt mir noch eine Anecdote bey, die man eigentlich verschweigen sollte, die ich aber, da ich ein so naher Augenzeuge gewesen bin, niederzuschreiben mich nicht enthalten kann; und dieß thue ich um so eher, da die Geschichte im allgemeinen kein Geheimniß geblieben ist und die Höfe aller Zeiten und aller Nationen von dergleichen Vorfällen voll sind. Die Herzogin von Burgund war eine Prinzessin von ausnehmender Liebenswürdigkeit, Grazie und Feinheit des Betragens, durch welche Eigenschaften, verbunden mit ihrer klugen Sorgfalt, sie sich das Herz des Königs, der Frau von Maintenon und ihres Gemahls ganz zu eigen gemacht hatte.

Sogar der gerechte und heftige Unwille gegen ihren Vater, den Herzog von Savoyen, der sich neuerlich

lich wieder an die Feinde angeschlossen hatte, konnte ihre Zärtlichkeit gegen die Herzogin nicht im geringsten mindern. Sie war die Seele des Hofes und und wurde von ihm angebetet; alle, Hohe und Niedrige, suchten ihren Beyfall; wenn sie fehlte, so fehlte alles und ihre Gegenwart brachte alles mit zurück; da sie in solcher Gunst stand, so setzte man auf sie viel Vertrauen und ihr Betragen fesselte aller Herzen.

Von allen angebetet, war ihr Herz auch nicht unempfindlich. Nangis, den wir jetzt als einen steifen Marschall von Frankreich kennen, war damals ein galanter Mann. Ein angenehmes Gesicht, ein schöner Wuchs ohne ausgezeichnet zu seyn, von seiner Großmutter der Marschallin von Rochefort und von seiner Mutter, der Frau von Blanzac, ehemaligen Meisterinnen der Kunst, zur Intrigue und Galanterie erzogen, und ganz jung in der großen Welt eingeführt, in welcher jene eine große Rolle spielten, hatte er kein anderes Bestreben, keinen andern Gedanken, als den Damen zu gefallen, ihnen zu schmeicheln und den Hof zu machen und die liebenswürdigsten zu fesseln, und er befließ sich einer Galanterie, die sein Zeitalter und das ganze Jahrhundert nicht mehr kannte. Niemand war so allgemein beliebt wie er. Als Kind hatte er schon ein Regiment, und im Kriege hatte er viel Thätigkeit und Eifer und eine glänzende Tapferkeit gezeigt, welche die Damen besonders sehr rühmten, und die für sein Zeitalter hinreichte. Er war an dem Hofe des Herzogs von Burgund sehr gelitten und genoß viel Auszeichnung.

Der Herzog, der seine Gattin leidenschaftlich liebte, war nicht der schöne Mann, wie Nangis; aber die Herzogin erwiederte seine Zärtlichkeit so gut, daß er nie in seinem Leben den Verdacht fassen konnte,

daß

daß sie für einen andern als für ihn gefühlt habe. Indessen war ihr Herz für Nangis nicht unempfindlich gewesen und ihre Neigung wurde lebhafter. Nangis war nicht undankbar, aber er fürchtete sich vor einem Ausbruch und sein Herz war schon versagt. Frau de la Vrilliere, die ohne Schönheit liebenswürdig wie die Liebe und voller Grazie war, hätte an ihm eine Eroberung gemacht. Die Eifersucht schärfte bald ihren Blick. Aber weit entfernt der Herzogin nachzugeben, war sie entschlossen ihre Eroberung zu behaupten, ihr den Sieg streitig zu machen und zu entreißen.

Dieser Wettkampf setzte Nangis in die äusserste Verlegenheit. Er fürchtete die gereizte Eifersucht seiner Geliebten, deren Ausbruch er für möglicher hielt, als er war; und ausserdem daß er sie liebte, fürchtete er von einem solchen Bruche alles und sah seine politische Lage schon zu Grunde gerichtet. Auf der andern Seite war ihm seine Zurückhaltung gegen die Herzogin nicht weniger verderblich, er beleidigte eine Prinzessin, die so viel vermochte, die einst Monarchin werden konnte, und die keiner Nebenbuhlerin weichen, die keine dulden würde. Diese Verwicklung gab, wer um die Sache wußte, die mannichfaltigsten Auftritte. Bald entdeckte die Aufmerksamkeit und Scharfsicht des Hofes die ganze so sorgfältig geheimgehaltene Intrigue, man wußte alles, aber aus Furcht oder Liebe gegen die Herzogin, die man anbetete, schwieg man, sprach nur heimlich davon und bewahrte freywillig das Geheimniß.

Die Intrigue, wobey es von Seiten der Frau de la Vrilliere nicht ohne Erbitterung gegen die Herzogin und bey dieser nicht ohne Eifersucht und einen still geäusserten Widerwillen gegen sie blieb, gab eine

lange

lange Zeit eines der sonderbarsten Schauspiele. Vielleicht brauchte Nangis, seiner Geliebten zu getreu, den Reiz der Eifersucht oder war es zufällig; genug er bekam einen Nebenbuhler. Maulevrier, Sohn eines Bruders von Colbert, der vor Gram gestorben war, daß er bey dem Avancement, wo Villeroy Marschall von Frankreich wurde, nicht Marschall geworden, hatte zur Gemahlin eine Tochter des Marschalls von Tessé. Er hatte keine angenehme Gestalt, sein Gesicht war vielmehr ganz gemein; auch war er nicht sehr zur Galanterie gemacht, aber er hatte Kopf und viel Erfindung und Gabe zur Intrigue; dabey einen zügellosen Ehrgeiz, der durch nichts zu dämpfen war und an Leidenschaft grenzte. Seine Gattin war hübsch, aber ohne Geist, unruhig und zänkisch und bey einem schuldlosen Aeussern höchst boshaft. Er verschaffte sich durch seinen Schwiegervater nähern Zutritt bey der Herzogin von Burgund, benutzte ihn fleißig und wagte es endlich, durch das Beyspiel ermuntert, den Seufzenden zu spielen. Da er nicht gehört wurde, wagte er schriftlich einen Versuch. Wie man sagt, ließ sich Madame Cantin, die vertraute Freundin Tessés, von dem Schwiegersohne betriegen und bestellte seine Billets, die sie für Billets seines Schwiegervaters und von unbedeutendem Inhalt hielt; Maulevrier erhielt unter seines Schwiegervaters Namen durch die nämliche Ueberbringerin, Antwort auf seine Billets. Ich will nicht hinzusetzen, was man noch alles glaubte; genug man entdeckte [illegible]se Intrigue, so wie die erste, und beobachtete dabey das nämlich Stillschweigen. Unter dem Vorwand freundschaftlicher Theilnahme half die Herzogin der Frau von Maulevrier die nahe Abreise ihres Gemahls und die ersten Tage seiner Abwesenheit beweinen, wobey Frau von Maintenon einigemal gegenwärtig war. Der Hof

lächelte darüber. Ob diese Thränen Maulevrier oder Nangis galten, ist nicht ausgemacht.

Indessen war Nangis durch diesen Nebenbuhler mehr gereizt worden und gab der Frau von Vrilliere so viel Ursache zur Eifersucht, daß sie ihre Leidenschaft nicht mehr mäßigen konnte. Maulevrier bemerkte bald dieß schlimme Zeichen; was entdeckt nicht ein Mensch, der von der Leidenschaft der Liebe oder des Ehrgeizes beherrscht wird? Er sann auf eine List. Er dichtete sich eine Brustkrankheit an, hielt sich im Bette, stellte sich als ob er seine Stimme verloren hätte und wußte seine Rolle so gut zu spielen, daß er ein ganzes Jahr durch nicht einen einzigen hörbaren Laut hören ließ. Der Vortheil war, daß er nun, da er niemanden ein Wort ausser ins Ohr sagen konnte, die Freiheit hatte, auf diese Art auch mit der Herzogin zu sprechen, ohne doch anstößig zu werden und den Verdacht eines Geheimnisses zu geben. Mittelst dieses Kunstgriffs konnte er ihr alles sagen, was er wollte und er wußte es so einzurichten, daß niemand anders ihr Gespräch verstehen konnte; indem er ihr unter alltäglichen Dingen, worauf ganz laut geantwortet werden konnte, andere geheimere sagte, worauf kurze zweideutige Antworten gegeben wurden, die niemand als er verstand. Er hatte die Leute so sehr an diese Manier gewöhnt, daß man gar nicht mehr darauf Acht gab und ihn nur wegen dieses fatalen Zustandes bedauerte. Aber er dennoch kein glücklicher Liebhaber; die Eifersucht der Frau von Vrilliere beunruhigte ihn, er glaubte Nangis glücklich und dies wollte er doch nicht.

Endlich brachte ihn die Eifersucht und Raserei der Liebe zu einem tollen Entschlusse. Als die Herzogin von Burgund in der Messe war, ging er auf die Emporkirche und bot ihr beym Herausgehen den Arm. Er hatte gerade einen Tag gewählt, wo er wußte, daß der Hofcavalier

Dan-

Dangeau abwesend war; die Ecuyers, als Subalternen seines Schwiegersvaters des ersten Ecuyers, waren schon daran gewöhnt ihm diese Ehre zu lassen, damit er wegen seiner schwachen Stimme unterwegs eher sprechen könnte und blieben zurück, um seine Unterhaltung nicht zu stören. Die Damen folgten gewöhnlich in einiger Entfernung. Er hatte also auf offnem Wege im Angesicht des ganzen Hofes von der Kapelle an bis zum Apartement der Herzogin ein vollkommnes Tete a tete mit ihr, wie er es sich schon mehrmals verschafft hatte. Nun setzte er die Herzogin in die peinlichste Lage. Er schalt entsetzlich auf Nangis und belegte ihn mit allen möglichen Namen, drohte ihr, er wolle alles dem Könige, der Frau von Maintenon und ihrem Gemahl entdecken, drückte ihr in seiner Furie die Hand, daß sie hätte schreien mögen und begleitete sie so bis zu ihrer Wohnung, wo sie ganz ausser sich, der Ohnmacht nahe, ankam. Sie ging sogleich in ihre Garderobe und rief Frau von Nogaret, die sie gern zu ihrer Rathgeberin machte, wenn sie sich nicht zu helfen wußte. Sie erzählte ihr, was ihr so eben begegnet war; und diese rieth ihr mit einem so gefährlichen Narren behutsam zu verfahren. So brachte die Herzogin über sechs Wochen in der tödtlichsten Verlegenheit zu.

Ich habe nicht erfahren können, wer Tessé davon unterrichtete; aber er erfuhr es und machte einen geschickten klugen Streich. Er suchte seinen Schwiegersohn zu überreden, daß er mit ihm nach Spanien ging, wohin er an Barwicks Stelle gehen sollte, und zeigte ihm eine goldene Aussicht. Er sprach deswegen mit Fayon, der von seinem Zimmer und dem Cabinet des Königes aus doch alles sah und wußte. Er war ein Mann von unendlich viel Verstande und dabey gut und rechtschaffen. Leicht verstand er

die List und war der Meinung, daß nichts als das Clima warmer Länder, Maulevriers Brustkrankheit heilen könne, nachdem alle Mittel der Kunst umsonst gewesen wären. Dieß wurde dem ganzen Hofe und auch dem Könige gesagt, welchem Fayon alles was er wollte, durch medicinische Gründe beweisen konnte, und von dem er keinen Widerspruch zu fürchten hatte; auch der Frau von Maintenon wurde es gesagt, die so wie der König, seine Worte für baare Münze nahm und nichts arges darunter vermuthete. Sobald dem Schwiegersohne sein Wort abgelockt war, eilte Tessé so sehr er konnte, ihn vom Hofe und aus dem Königreiche zu entfernen, und machte so auf einmal seiner gefährlichen Narrheit, aller Verlegenheit und übeln Folgen, die daraus entstehen konnte, ein Ende. Er beurlaubte sich gleich zu Anfang des Octobers und reiste mit seinem Schwiegersohne von Fontainebleau nach Spanien ab, wo er gleich bey seiner Ankunft den Tag nach seiner Vorstellung am Hofe, Grand von Spanien von der ersten Klasse wurde.

XIV.

Uneinigkeit zwischen den Prinzessinnen am Hofe.

Einst als wir mit dem Könige zu Marly waren, ereignete sich folgender sonderbare Vorfall.

Der König und der Dauphin hielten zu Marly zu Einer Stunde und in Einer Piece Tafel. Die Damen theilten sich früh und Abends ohne Affectation in die zwey Gesellschaften. Nur die Prinzessin von Conti saß beständig an der Tafel des Dauphins und ihre beyden Schwestern an der des Königs.

In

In einer Ecke dieser Piece stand noch eine Tafel zu fünf oder sechs Couverts, an welche sich ohne Affectation bald die Einen bald die andern setzten, welche aber nur eine Nebentafel war. Die Tafel des Königs stand näher gegen den Salon, die andere näher an den Fenstern und an der Thüre, durch welche nach Aufhebung des Diners der König zu Frau von Maintenon ging, die damals oft Mittags an der Tafel des Königs, aber an keiner andern und dem Könige dann gegenüber saß. Abends aber auf ihrem Zimmer speiste, (Gewöhnlich wurde table ronde gehalten.)

Um den Vorfall zu verstehen, muß man sich dieß alles vorstellen. Die Prinzessimen waren noch nicht recht von Herzen mit einander versöhnt und die Prinzessin von Conti nährte einen geheimen Groll gegen den Dauphin wegen seiner Neigung für die Choin, die sie wohl bemerkte, ohne doch ihren Unwillen äussern zu können. Bey einem Diner, wo der Dauphin auf der Jagd war und die Prinzessin von Conti statt seiner, Tafel hielt, fing der König an ganz gegen seine so streng behauptete Gravität mit der Herzogin zu scherzen und mit ihr mit den Oliven zu spielen.

Dabey trank die Herzogin einige Gläser, der König that auch als wenn er einige Gläser mehr tränke und dieser Scherz dauerte bis zum Nachtisch. Nach Aufhebung der Tafel ging der König zu Frau von Maintenon; als er bey der Prinzessin von Conti vorbey ging, deren ernsthafte Miene ihm vielleicht auffiel, sagte er zu ihr in einem ziemlich trocknen Tone: ihr Ernst schicke sich nicht zu seiner und der Herzogin Lustigkeit. Dieß mochte die Prinzessin verdrießen und als der König fort war, wandte sie sich zu Frau von Chatillon und sagte — eben in dem Augenblick der Verwirrung, wo jeder noch einen guten Trunk that, — sie wolle liebe ernsthaft als eine Trinkschwester seyn;

womit sie auf ihre Schwestern zielte, die seit kurzem einigemal länger bey Tafel sitzen geblieben waren. Dieß hörte die Herzogin von Chartres und antwortete ganz laut mit ihrer langsamen zitternden Stimme, sie wolle lieber eine Trinkschwester seyn als sich mit Lumpenpack abgeben, womit sie auf Clermont und die Officiere der Leibgarde deutete, die ihretwegen theils cassirt, theils entfernt worden waren.

Dieser Ausfall war so hart, daß die Prinzessin nichts darauf erwiederte; die Anecdote durchlief im Nu ganz Marly, von wo sie bald in Paris und überall bekannt wurde. Die Herzogin, die mit viel Anmuth und Witz satyrische Liederchen zu machen verstand, dichtete in diesem Tone einige sehr witzige auf diesen Vorfall. Der König, welcher der Zänkereien müde war, suchte sie bey diesem neuen Ausbruch ihrer Animosität, den er von beyden Seiten zu heftig fand, zu versöhnen. Auch der Dauphin versuchte es, er gab ihnen zu Meudon ein Diner. Die Prinzessin von Conti kam ganz allein und zuerst hin, die beyden andern Schwestern in Gesellschaft Monsieurs, man sprach wenig, die Unterhaltung war steif und sie kamen zurück, wie sie hingegangen waren. Gegen das Ende dieses Jahres gab es zu Marly manche Unruhen. Die Herzogin von Chartres und die Herzogin, welche die Uneinigkeit mit der Prinzessin von Conti zu Freunden gemacht hatte, aßen eines Abends zu Marly, nachdem der König zu Bette gegangen war, zusammen auf dem Zimmer der Herzogin von Chartres im Schlosse. Der Dauphin spielte noch spät im Salon; als er zu Hause gehen wollte, kehrte er bey den Prinzessinnen ein und fand sie bey einem sonderbaren Zeitvertreib. Sie rauchten Tabak, wozu sie sich die Pfeifen von der Schweizergarde hatte holen lassen. Der Dauphin stellte ihnen die unange-

neh-

nehmen Folgen vor, wenn man den Rauch röche und sie mußten diese Uebung aufgeben; aber der Tabaksrauch hatte sie verrathen. Der König gab ihnen den Tag darauf deßwegen einen harten Verweis, worüber die Prinzessin von Conti triumphirte. Unterdessen vermehrten sich die Zwistigkeiten und der König, welcher gehofft hatte, daß sie sich von selbst legen würden, war derselben ganz überdrüssig. Eines Abends nach Tische nahm er zu Versailles die Prinzessinnen in sein Cabinet und sprach deswegen ernstlich mit ihnen, indem er mit der Drohung schloß: wenn er noch einmal etwas von ihrer Uneinigkeit hörte, so wollte er jede eine Zeit lang auf ein Lustschloß schicken, wo sie sehr gut aufgehoben seyn würden. Dieß drang durch, ihre Uneinigkeit legte sich und der Wohlstand vertrat die Stelle der Freundschaft.

XV.

Betrachtungen über die legitimirten Prinzen.

Wir haben gesehen, wie die legitimirten Prinzen, aus der Verworfenheit eines zwiefachen Ehebruchs entsprungen, zur Höhe des Ranges der Prinzen vom Geblüt, ja selbst zum höchsten Gipfel, zur Fähigkeit der Thronfolge emporstiegen, theils durch bloße Gewohnheit, theils durch hinterlistige oder gewaltthätige Usurpation, theils gesetzlich durch Brevets, Deklarationen und Edicte. Die Erzählung aller dieser Vorgänge würde allein ein Buch füllen und die Sammlung der schriftlichen Documente ebenfalls. Sonderbar ist, daß der König seinen Bastarden jedesmal solche Ehrenbezeigungen zuerst verweigert hatte, wiewohl er sie ihnen nachher doch verwilligte, und daß er seine Söhne nicht

verheirathen wollte, vielleicht in der innern Ueberzeugung ihrer angebornen Niedrigkeit und Ehrlosigkeit, die nur durch seine grenzenlose Gewalt etwas emporgehoben worden war, aber nach seinem Tode wieder in ihr Nichts zurückfallen mußte. Dieß sagte er ihnen mehreremal, wenn einer oder der andere ihn um Erlaubniß bat, sich vermählen zu dürfen. Er wiederholte es ihnen noch in der Periode ihrer Größe und sechs Wochen vor seinem Tode, als er mit Reue darauf zurücksah daß er aus Schwachheit gegen sie, zu ihrem Vortheil, alles, selbst seinen eignen Willen, verletzt hatte.

Dieß sagte er ihnen selbst, und in der Folge werden wir sehen, wie er sich darüber gegen die Parlamentsglieder und gegen die Königin von England äusserte. Hierbey erinnere ich mich des gemessenen Befehls, den er dem Marschall von Tessé, von welchem ich es weiß, und noch andern in Rücksicht Vendome's gab, daß sie nämlich gar nicht vermeiden sollten, Vendome in Italien, wohin er zum Commando einer Armee geschickt wurde, seine Subordination fühlen zu lassen, wobey er etwas bitter hinzusetzte, man müßte diese Herren nicht so verwöhnen; und dieser Vendome war bald so hoch gestiegen, daß er, sogar ohne Patent, Marschalls von Frankreich commandirte, die schon lange Armeen commandirt hatten.

Kein größeres Unglück war für den König und für Frankreich als die Größe seiner Bastarde, die gegen sein Ende zu einer unerhörten Höhe gestiegen waren, und worin er sie in der letzten Zeit angelegentlich zu befestigen suchte, indem er ihnen die furchtbarste Macht ertheilte.

Die Admiralität, die Artillerie, die Carabiniers, die Infanterie, die einzelnen Regimenter, die Schweizer und Graubünder, Guienne, Languedoc und Bre-

tag-

tagne waren in ihren Händen und machten sie schon wichtig genug. Die Charge des Oberjägermeisters gab ihnen noch Gelegenheit, den jungen König zu divertiren und sich seines Beifalls zu versichern.

Die Erhebung ihres Ranges zu dem der Prinzen vom Geblüt kostete den Umsturz aller Regeln und Rechte, den Umsturz der ältesten heiligsten Grundgesetze des Königreichs. Auch bekam der König deßwegen mit ausländischen Mächten Verdrießlichkeiten, besonders mit Rom, mit dem er lange in Streit lag und dem er in vielen Dingen nachgeben mußte, damit nur die Gesandten und Nuntien den Bastarden gleiche Ehre mit den Prinzen vom Geblüt erwiesen, und sie überhaupt auf diesen Fuß behandelten.

Sein Interesse für die Bastarde war auch die Ursache, daß die Lorrains bey der Ritterpromotion vom J. 1688 den Herzögen vorgezogen wurden, ob es der König gleich nicht gern sah und, wie er gegen den Herzog von Chevreuse gestand, es ganz ungerecht fand.

Daher auch, wie wir es zu seiner Zeit gesehn haben, das sonderbare und ungewöhnliche Incognito des Herzogs von Lothringen bey seiner Huldigung, das er auch so auffallend zu mißbrauchen suchte; welches Beyspiel zur Schande der Krone, den Kurfürsten von Köln und Baiern denselben Vortheil verschaffte. Durch die unschicklichen Heyrathen des Herzogs von Chartres, nachmaligen Herzogs von Orleans und Regenten, des Herzogs (M. le duc) und durch die Vermählung der Töchter aus diesen Ehen mit dem Herzog von Berry und mit dem Prinzen von Conti, kam es dahin — und der König hat es mit Wohlgefallen gesehen, — daß, seinen einzigen Nachfolger und die Spanische Linie ausgenommen, (die aber durch einen Renunciationstractat von der Thronfolge ausgeschlossen war,) und noch die einzige

Madem. de la Roche - für - Yon, Tochter des Prinzen von Conti von der älteſten Tochter des erſten Prinzen vom Geblüt ausgenommen, kein einziger Sprößling des königlichen Hauſes weder männlichen noch weiblichen Geſchlechts da war, der nicht in gerader Linie von den Kindern der Liebe des Königs und der Frau von Monteſpan abſtammte, und von dem ſie nicht Mutter oder Großmutter war. Zwar ſtammte die Herzogin du Maine nicht von ihr ab, aber ſie hatte doch den Sohn der Frau von Monteſpan zum Gemahl.

Die einzige Tochter des Königs von Frau de la Valliere vermählte ſich mit dem älteſten der beyden Prinzen Conti, hatte aber keine Kinder mit ihm. Es war dem Könige unerträglich, daß die Familie dieſes Prinzen vom Geblüt allein nicht mit Baſtardblut verunreinigt war, und er brachte es gegen das Ende noch dahin, daß die zweyte Generation damit inficirt wurde.

Dieß war die Prinzeſſin, welche der Prinz von Oranien ſo ſchimpflich verſchmähte, weßwegen er den König ſich zum Feinde machte, und ihn durch alle ſeine Bemühungen, durch Reſpect, Demuth, Entgegenkommen nicht verſöhnen konnte. So wurde dieſer berühmte Prinz, faſt gezwungen, der gefährlichſte Feind des Königs und des Reichs, und dieſe Feindſchaft wurde die unglückſeligſte Quelle aller der Allianzen und Kriege, unter denen der König faſt ganz erlag; und alles dieſes Unheil verurſachte das Baſtardengeſchlecht, das man nur allzu ſchicklich eine Unglücksbrut nennen kann.

Das reinſte Blut unſerer Könige, ja ich kann kühnlich ſagen, der ganzen Welt mit der Afterbrut eines doppelten Ehebruchs zu vermiſchen, ſchien ordentlich das ſtäte Augenmerk des Königs zu ſeyn. Er

hatte die abscheuliche Absicht wirklich erreicht und die so unerhörte Vermischung ganz zu Stand gebracht, nachdem er zum Abscheu der ganzen Welt, der cultivirten und ineulti-irten, sich selbst mit doppeltem Ehebruch befleckt hatte, woran er aber die Welt bald zu gewöhnen wußte.

Den Weg zu Ehre und Glück konnte man sich nur durch die Gunst und Protection der Bastarde öffnen, und die Protection der Prinzen vom Geblüt, von Monsieur an, war immer ein unüberwindliches Hinderniß für jeden, der sie besaß.

Dieß war die Frucht jenes grenzenlosen Stolzes, vermöge dessen der König die Bastarde und die Prinzen seines Geschlechts mit so verschiedenen Augen ansah.

Denn die durch ächte Erzeugung vom königlichen Geschlecht abstammenden, dem Throne angehörigen Prinzen, sah er als Kinder des Staates und der Krone an, durch sich selbst ohne seine Unterstützung groß; die Kinder seiner Liebe hingegen liebte er als Sprößlinge seines eignen Blutes, die, vermöge der Gesetze aller angestammten Größe beraubt, nur durch seine Macht gehoben werden konnten und mußten. Stolz und Zärtlichkeit vereinigten sich zu ihrem Vortheil und das stolze Gefühl der Macht sie aus dem Nichts emporheben zu können, und eine gewisse Eifersucht gegen die andern Prinzen, die ihre angestammte Größe ohne seine Beyhülfe behaupteten, gaben dieser Leidenschaft immer mehr Nahrung.

Es beleidigte seinen Stolz, daß er die Natur nicht ersetzen konnte, und er suchte seine Bastarden anfangs durch Rang und Reichthum den Prinzen vom Geblüt wenigstens zu nähern. Später suchte er sie durch vielfache ganz unerhörte und unschickliche Ehen mit einander zu vermischen, und zu einer einzigen Familie zu ver-

verbinden. Der einzige Sohn seines einzigen Bruders, der Herzog von Orleans wurde dieser Absicht mit sichtbarer Gewalt geopfert. Durch wiederholte gelungene Versuche kühner gemacht, stellte er zwischen den Bastarden und den Prinzen vom Geblüt eine vollkommene Gleichheit her, und endlich als er seinen Tod nahe sah, ging er so weit, daß er ihnen förmlich ihren Rang und das Recht der Thronfolge ertheilte, gleichsam als wenn er darüber zu disponiren und ein Recht zu ertheilen die Macht hätte, welches die Geburt versagte.

XVI.

Vermählung des Herzogs von Chartres, nachherigen Regenten von Frankreich.

Die Anmaßung des Königs, über die Thronfolge zu disponiren, ist so ganz gegen alles Recht, daß ich mich in meiner Schrift über das Staatsrecht von Frankreich etwas weiter darüber verbreiten werde. Man wird daselbst eine Abhandlung über die legitimirten Prinzen finden; hier kömmt es nur darauf an, historisch zu zeigen, wie sie am Hofe zu jener Größe emporgestiegen sind. Schon hatte der König zwey seiner Töchter mit Prinzen vom Geblüt vermählt, seine einzige Tochter von der Frau von Valliere mit dem Prinzen von Conti, die aber keine Kinder hatte, und die älteste Tochter der Frau von Montespan mit dem Herzog. Schon lange hatte Frau von Maintenon noch eifriger als der König dahin gestrebt, sie groß zu machen, und lange hatten beyde die Absicht gehabt, Madem. von Blois, die zweyte Tochter des Königs mit Frau von Montespan, mit dem Herzog von Chartres zu vermählen. Der Herzog war der einzige Neveu des Königs und durch seinen Rang als petit fils de France und durch

den

den glänzenden Hofstaat Monsieurs seines Vaters weit über die übrigen Prinzen von Geblüt erhaben.

Die Vermählung der beyden Prinzen mit natürlichen Töchtern des Königs, hatte alle Welt scandalisirt; der König wußte es und konnte darnach abnehmen, was für Aufsehn diese weit auffallendere Heyrath im Publikum machen würde. Schon seit vier Jahren hatte er diese Absicht gefaßt, und die ersten Anstalten dazu gemacht. Das Vorhaben war um so schwieriger, da Monsieur an allem was seine Größe betraf, mit Leidenschaft hing, und seine Gemahlin vermöge ihrer Nationaldenkungsart unächte Geburt und Mißheyrathen verabscheute und sie von einem so hartnäckigen Character war, daß man nicht hoffen konnte, sie je für diese Heyrath zu gewinnen.

Um diese Hindernisse zu überwinden, wandte sich der König an le Grand, der bey ihm in Vertrauen stand, daß er seinen Bruder den Chevalier von Lorraine dafür gewinnen möchte, welcher Monsieur ganz beherrschte. Dieser Mann war von sehr schöner Gestalt; Monsieur hatte wenig Neigung für das weibliche Geschlecht und hatte dessen keinen Hehl; und dieser Geschmack hatte ihm den Chevalier von Lorraine zum Favoriten gegeben, der ihn beständig beherrschte. Die beyden Brüder sahen nichts lieber, als wenn sie sich beym Könige in einer ihm so nahe liegenden Angelegenheit beliebt machen und ihren Vortheil dabey finden konnten.

Die Ritterpromotion sollte im Sommer 1688 vor sich gehen; es waren kaum noch ein Duzzend Ordensritter vorhanden, und jedermann sah ein, daß die Promotion keinen Aufschub mehr leiden konnte. Die beyden Brüder verlangten, bey der Promotion den Herzogen vorgezogen zu werden.

Der König, der um diesen Preis die Lorraines nicht hatte brauchen wollen, entschloß sich ungern dazu;

zu; aber die beyden Brüder bestanden darauf und es gelang ihnen. Der Chevalier von Lorraine versprach nun nach erhaltener Vorausbezahlung, Monsieurs Einwilligung zur Heyrath zu erlangen, und auch Mittel zu finden, wie man Madame und den Herzog von Chartres dazu bringen könne.

Der junge Prinz war aus den Händen der Weiber unter die Aufsicht St. Laurent's gekommen. St. Laurent war ein Mann von geringer Geburt — er war Sous-introducteur der Gesandten bey Monsieur — und von unbedeutendem Aeußern, aber, um alles zusammen zu fassen, ein Mann ganz dazu gemacht, einen Prinzen zu erziehen und einen großen König zu bilden.

Wegen seines niedrigen Standes hatte er als Erzieher keinen Titel, aber wegen seines Verdienstes überließ man ihn die ganze Erziehung, und als der Wohlstand foderte, dem Prinzen einen Gouverneur zu geben, hatte dieser nichts als den Namen. St. Laurent behielt sein voriges Vertrauen und Ansehn. Er war Freund des Pfarrers von St. Eustache, der ebenfalls ein sehr braver Mann war. Dieser Pfarrer hatte einen Bedienten mit Namen Dübois, der ehemals bey einem Doctor der Universität zu Rheims gewesen war, und weil dieser Kopf in ihm verspürte, mit seiner Unterstützung studiert hatte. Dübois besaß viel belleletristische Kenntnisse, war ganz arm, und mußte nach seines ersten Herrn Tode bey dem Pfarrer von St. Eustache in Dienst gehn.

XVII.

Emporkommen des Abbé Dübois.

Der Pfarrer, welcher mit seinem Bedienten sehr zufrieden war und nichts für ihn thun konnte, trat ihn an St. Laurent ab, in der Hoffnung, daß dieser

bes-

besser für ihn sorgen könnte. St Laurent war es zufrieden, und brauchte ihn nach und nach dazu, dem Herzog von Chartres bey seinen Studien mit der Feder an die Hand zu gehen. Hierauf, um ihm eine bessere Figur zu geben, und ihm besser brauchen zu können, ließ er ihn den Ueberschlag anlegen, und führte ihn auf diese Art bey dem Prinzen als Gehülfen in seinen Studien ein, um ihm bey der Präparation zu helfen, die Wörter im Lexicon für ihn aufzuschlagen, ihm hier und da nachzuhelfen und seine Aufgaben zu schreiben.

In dieser seiner Situation habe ich ihn unzähligemal gesehen, da ich mit dem Herzog von Chartres öfters spielte. In der Folge wurde St. Laurent schwächlich und Dubois setzte den Unterricht fort und zwar sehr gut und mit dem Beyfall des jungen Prinzen. Endlich starb St. Laurent ganz plötzlich und Dubois setzte einstweilen den Unterricht fort.

Seit er auf diese Art fast Abbé geworden war, hatte er Mittel gefunden, dem Chevalier von Lorraine und dem Marquis von Effiat, welcher erster Stallmeister Monsieurs und des Chevaliers vertrauter Freund war, den Hof zu machen. Letzterer hatte ebenfalls viel bey seinem Herrn zu sagen; man konnte es zwar wegen tausend Kleinigkeiten, welche die Etikette befahl, nicht durchsetzen, daß Dubois Präceptor wurde; doch wußten es seine Beschützer wenigstens dahin zu bringen, daß die Wahl eines neuen Präceptors aufgeschoben und da die Fortschritte des Prinzen für Dubois auf das vortheilhafteste sprachen, der Prinz einstweilen unter Dubois's Händen blieb. Endlich gelang es ihnen noch, ihn zum wirklichen Präceptor zu machen.

Dieser Dubois war ein so froher Mann, wie ich noch keinen gesehen habe; und dazu hatte er allen möglichen Grund. Die ausserordentliche Verbindlichkeit, die er gegen

gen seine Beschützer hatte und noch mehr, das Bedürfniß einer Unterstützung, schloß ihn immer mehr an sie an; und das war der Mann, durch welchen der Chevalier Lorraine die Einwilligung des Herzogs von Chartres zu der bewußten Vermählung erhalten wollte.

XVIII.

Er überredet den Herzog von Chartres eine legitimirte Tochter Ludwigs XIV zu heirathen.

Nachdem sich Dubois das Vertrauen des jungen Prinzen erworben, war es ihm leicht, dem unerfahrenen unkundigen Jüngling eines Theils vor seinem Vater und dem Könige Furcht einzuflößen, andern Theils seine Einbildungskraft mit den reizendsten Aussichten zu erfüllen. Alles, was er bewirken konnte, ging indessen nur darauf hin, eine abschlägige Antwort zu verhindern; aber das war schon hinreichend, um das Unternehmen glücklich auszuführen. Der Abbé Dubois sprach mit dem jungen Herzoge nicht eher davon als zuletzt, wo die Sache vor sich gehen sollte. Monsieur war schon dafür gewonnen und sobald der König von Dubois Antwort hatte, eilte er die Sache zu beschleunigen. Einen oder zwey Tage vorher bekam Madame Verdacht; sie sprach deswegen mit ihrem Sohne und schilderte ihm die Schimpflichkeit dieser Heirath mit der ganzen Stärke ihrer Leidenschaft; er gab ihr sein Ehrenwort, daß er nicht darein willigen wolle. Aber indem er zwischen der Liebe zu seinem Lehrer und der Liebe zu seiner Mutter, zwischen Abneigung auf der einen und Furcht auf der andern Seite hin und her schwankte, wurde die Vermählung zu Stande gebracht.

Denkwürdigkeiten

des Herzogs Louis de St. Simon.

Sechstes Buch.

Zur Geschichte der Spanischen Succession.

I.

Theilungsplan des Königs von England.

Der Theilungstractat vom J. 1700 hat viel Aufsehen in Europa gemacht. Der König Wilhelm, der seit seiner glücklich ausgeführten Usurpation des Engl. Throns durch die mit ihm gegen Frankreich verbundenen Mächte, deren Haupt und Anführer er war, viel Credit in Europa besaß, unternahm es die Spanische Erbfolge zum voraus zu bestimmen, damit, wenn der Fall einträte, kein Krieg dadurch entstünde. Er haßte Frankreich und fürchtete seine Vergrößerung; er hatte in dem zehnjährigen Kriege des ganzen, gegen Frankreich verbundenen, Europa erfahren, wie groß seine Macht sey. Er sah voraus daß, ungeachtet der Renunciation der Königin, Frankreich seinen Theil an der Spanischen Erbfolge verlangen würde: denn die Eroberungen der Franche Comté und des einen Theils von Flandern hatten ihn gelehrt, wie wenig Renunciationstractate galten. Er dachte demnach auf eine Theilung, welche, wie er hoffte, Frankreich von einer friedlichen, von den vornehmsten Mächten garantirten, Acquisition gelockt, gern annehmen würde, die aber so beschaffen seyn sollte, daß sie seine Macht nicht sonderlich vergrößerte, ihm auf der einen Seite bey seinen wohlbefestigten Gren-

zen einen unbedeutenden Zuwachs gäbe und es durch die übrigen entferntern Acquisitionen, die es mit Mühe behaupten müßte, in einen ewigen Zustand der Abhängigkeit setzte. Zugleich wollte er dadurch, wie man behauptet, seine geliebten Holländer von der Seeseite gegen Frankreich sichern, dem er von der Erbschaft nur den Auswurf bestimmte.

Sein Theilungsplan war: der Erzherzog, der zweite Sohn des Kaisers, sollte Spanien, Westindien, die Niederlande und den königlichen Titel von Spanien erhalten; Frankreich sollte Guiposcoa, eine entsetzlich dürre Landschaft, die mitten in allen Span. Kriegen in Ruhe geblieben ist, Neapel und Sicilien erhalten, das wegen seiner Entfernung und der Weichlichkeit der Einwohner Frankreichs Macht mehr schwächen als vergrößern und gewissermaßen nur ein Ehrentheil seyn sollte, und dessen Behauptung Frankreich von den Seemächten abhängig machen sollte. Ueberdieß sollte Lothringen noch Frankreich anheim fallen, das ihm nichts half als daß es ihm zur Zeit des Krieges eine leicht zu machende Eroberung ersparte; und zur Entschädigung sollte der Herzog von Lothringen Mailand erhalten, wodurch er drey Viertel mehr Einkünfte und Land gewann und sich der Sklaverey des ihn umgebenden Frankreichs entzog.

Der König von England legte dem Könige diesen Theilungsplan vor, und der König, des Krieges müde, nahm ihn, so wie auch der Herzog von Lothringen, gern an. Aber die Englische Politik scheiterte durch den Widerstand des Kaisers, welcher die ganze Spanische Erbfolge prätendirte und sich fest an die Renunciation der Königin von Frankreich hielt. Es war ihm unerträglich, daß das Haus Oestreich aus Italien verdrängt werden sollte und dieß beabsichtigte der Theilungsplan, welcher Frankreich die Seeplätze

von

von Toscana zusprach, die im Spanischen Besitz waren und unter dem Namen gli presidii bekannt sind.

Als Villars, der Gesandte des Königs, England, Holland, die schon alle unterzeichnet hatten, in ihn drangen, antwortete er, es sey ganz unerhört und unschicklich, eine Erbfolge zu theilen, bevor sie eröffnet sey und er würde sich, so lange der König von Spanien, das Haupt seines Hauses noch lebe, auf nichts einlassen.

Durch die Weigerung des Wiener Hofes wurden diese geheimen Unterhandlungen verrathen und der Kaiser benachrichtigte selbst den König von Spanien davon, und suchte ihn zu überreden, daß er ein Testament zu Gunsten des Erzherzogs machen möchte. Der König von Spanien beklagte sich laut über England und sein Gesandter zu London war so impertinent gegen den König von England, daß er ihn nur schlechtweg König Wilhelm nannte, weswegen er in vier Tagen London verlassen mußte.

II.

Intriguen der Spanischen Granden zu Gunsten eines Französischen Prinzen.

Die Neuigkeiten aus Spanien wurden täglich interessanter. Der Staatsrath versammelte sich häufig um über eine so wichtige Angelegenheit zu rathschlagen, und ließ vorher an den König die Bitte ergehen, daß er, um seine Gesundheit zu schonen und bey der Berathschlagung Dinge nicht mit anzuhören, die ihm angreifend seyn könnten, geruhen möchte, daß die Versammlungen in seiner Abwesenheit geschähen, wovon ihm sodann Bericht erstattet werden sollte.

Villafranca war einer von den ersten, dem in dieser wichtigen Angelegenheit die Augen aufgingen und welcher einsah, daß sie die projektirte Zerstückelung der Monarchie verhindern müßten. Er hatte die Absicht, die ganze Erbfolge an den zweyten Sohn des einzigen Sohnes der Königin von Frankreich, der Schwester des Königs von Spanien, zu bringen, und eröffnete behutsam seinen Plan Medina Sidonia, wiewohl dieser nicht im Staatsrath saß. Medina Sidonia, der eben so östreichisch gesinnt war als er, aber vermöge seines Interesses die Zerstückelung der Monarchie fürchtete, trat seiner Meinung bey und bestärkte ihn noch darin durch folgende Gründe:

„Frankreich, sagte er, ist mächtig und dafür anerkannt, es grenzt zu Land und zu Wasser an Spanien, es ist in der besten Lage Spanien anzugreifen oder zu decken, es grenzt an die Niederlande und ist im Stand, Mailand, Neapel, Sicilien gegen Oestreich zu vertheidigen, das an keinen von allen den Staaten grenzt und von allen getrennt ist. Unser Interesse fordert es also, daß wir uns lediglich an Frankreich anschließen." Sie theilten hierauf Villagarcias und Villena ihre Meinung mit, welche sie genehmigten, und fanden sodann für gut, St. Estevan, den besten Kopf im Staatsrath, dafür zu gewinnen.

Es gelang ihnen. Es waren also nunmehr fünf der wichtigsten Männer entschlossen, die Krone einem französischen Prinzen zu geben. Sie berathschlagten sich unter einander und waren der Meinung, daß sie nichts ohne den Kardinal Portocarrero vermögten, der im Staatsrath für zwey galt und durch seinen Stand der erste Gewissensrath des Königs war.

Man versicherte sich auch dieses Mannes und die ganze Verhandlung ging vor sich, ohne daß der König

nig oder irgend jemand in Frankreich eine Ahndung davon hatte. Denn alle diese Männer hatten keine Konnexion in Frankreich und waren ganz östreichisch gesinnt, nur daß sie die Integrität der Monarchie, ihre Größe und ihr Privatinteresse dem Hause Oestreich vorzogen, das nicht im Stande war, die Monarchie und sie selbst im alten Zustande zu behaupten.

Sie sahen indeß die größten Schwierigkeiten vor sich; die feyerliche und wiederholte Renunciation unserer Königin im Pyrenaischen Frieden, und in ihrem Heirathscontracte, die angeborne Vorliebe des Königs von Spanien für sein Haus, das er von Jugend auf gleichsam angebetet hatte, und das er nun einem Hause nachsetzen sollte, das der ewige Feind und Nebenbuhler des seinigen war, — dieß waren ungeheure Hindernisse. Das letztere hofften sie durch Portocarreros Hülfe als königlichen Gewissensrathes zu heben; und was die Renunciationstractate betraf, so hatte Villafranca einen Ausweg, der alle Schwierigkeiten hob. Er meynte die Renunciation Marien Theresiens wäre nur so weit gültig als der dabey beabsichtigte Zweck ginge; dieser Zweck sey gewesen, für die Erhaltung des Gleichgewichts von Europa, zu verhindern, daß die beyden Kronen Frankreich und Spanien nicht vereinigt würden, wie es ohne diese weise Vorsicht erfolgen würde, wenn Spanien an den Dauphin fiel; da aber jetzt dieser Prinz drey Söhne habe, von welchen der zweyte König von Spanien werden könnte, so wäre die Entsagung der Königin, seiner Großmutter, auf den Spanischen Thron null und nichtig, da der Zweck derselben wegfiele, und sie eine andere für das Gleichgewicht von Europe unnütze und an sich ungerechte Folge habe, nämlich daß sie einen Prinzen ohne Staaten, der gleichwohl rechtmäßiger Erbe sey,

von der Erbfolge ausschlösse und sie andern, die weder Erben wären, noch in Vergleich mit dem französischen Prinzen irgend einen Anspruch hätten, überließe; wovon noch dazu die gänzliche Zerstückelung der Monarchie die unausbleibliche Folge sey, für deren Erhaltung jene Entsagung nöthig gewesen und gegeben worden sey.

Diese berühmte Erklärung wurde von allen gebilligt und Villafranca nahm es über sich, sie im versammleten Conseil vorzutragen. Bis jetzt waren nur noch Portocarrero, Villafranca, Villena, St. Estevan, Medina Sidonia und Villagarcias Theilnehmer an diesem Geheimnisse und sie fanden auch für gut, das Geheimniß unverletzt zu behaupten, bis der Cardinal sich des Königs versichert habe.

Diesem standen die allergrößten Schwierigkeiten entgegen. Nicht genug daß der König überhaupt eine grenzenlose angeborne Vorliebe für das Haus Oestreich hatte; er hatte auch zu Gunsten des Erzherzogs ein Testament gemacht, und ihm alles, was er auf der Welt besaß, darin vermacht. Man mußte ihn dahin bringen, daß er sein eigenes Werk, aus dem Innersten seines Herzens hervorgegangen, wieder vernichtete und Frankreich vorzog, den ewigen Feind und Nebenbuhler des Hauses Oestreich; man mußte gegen den so mächtigen Credit der Königin kämpfen; die seit kurzem gegen Frankreich äußerst erbittert war, so daß sie Harcourt durch den Admiral kein Wort von sich hören lassen wollte; endlich mußte das Unternehmen unter den Augen des Grafen von Harrach, des Kaiserlichen Gesandten, durchgeführt werden, der schon lange in Thätigkeit und auf alles aufmerksam war.

Aber ungeachtet dieser Hindernisse begannen sie, durch die Wichtigkeit der Sache ermuntert, muthig

ihr

ihr Unternehmen. Sie fingen damit an, mittelst der Autorität des Staatsrathes der Königin einen Streich zu versetzen, indem sie, unterstützt von dem allgemeinen Haß, die räuberische Berlepsch, ihre Favoritin, von ihrer Seite verdrängten, welche bey dem gefährlichen Gesundheitszustande des Königs sich dem Angriff nicht zu widersetzen wagte und sich glücklich schätzte, daß sie ihre geraubten Schätze mit sich nach Deutschland nehmen konnte. Sie wagte es nicht sich in einem Lande, wo sie so gehaßt war, der Gefahr einer Revolution auszusetzen und reiste eilig mit ihrer Tochter ab, welcher der sinkende Credit der Königin noch eine schriftliche Versprechung vom Könige verschaffte, daß ihr künftiger Gemahl den Orden des goldnen Vließes haben sollte. Sie ging durch Frankreich in ihr Vaterland zurück und man hat nachher nichts wieder von ihr gehört.

Das war ein glücklicher Schlag. Die Königin, schwach und ohne Fähigkeit, konnte nicht selbstthätig handeln, sie mußte immer jemanden haben, der sie beherrschte. Die Berlepsch hatte, um ihre Herrschaft zu behaupten, sie sorgfältig von allem Umgang mit Menschen entfernt gehalten; als sie nun von dieser Favoritin getrennt war, war sie von allem Rath und Beistand verlassen, dessen sie bey ihrer Schwäche nicht entbehren konnte, und wie es schien, war die Zeit zu kurz und keine Gelegenheit dazu da, daß sich jemand ihres Vertrauens bemächtigen und sie bey Lebzeiten des Königs wieder in Wichtigkeit setzen konnte. Ein zweyter glücklicher Schlag war es, wodurch vollkommen freyer Spielraum gewonnen wurde, daß der Staatsrath die Verabschiedung des Prinzen von Hessendarmstadt, der Madrid und die umliegenden Gegenden in seiner Gewalt hatte, und die Abdankung

seines Regimentes zur größten Zufriedenheit des Volkes, das unter dem Drucke der Deutschen seufzte, bewerkstelligte. Das waren Donnerschläge für die Königin, die nun, so lange der König noch lebte, ausser allem Einfluß gesetzt war.

Portocarrero, Villafranca und St. Estevan, die drey einzigen Glieder des Staatsrathes, welche in das Geheimniß eingeweiht waren, hatten die übrigen geschickt dazu zu bringen gewußt, daß sie für die Entfernung der Berlepsch und des Prinzen von Hessendarmstadt gestimmt hatten. Ihr Haß gegen die Königin und ihre beyden Günstlinge war ihnen dabey vortrefflich zu Hülfe gekommen und die wenigen, welche ihr zugethan waren, als der Admiral und Veragua, wurden mit den übrigen fortgezogen und die Aenderung der Dinge machte sie bald klug, so daß sie sich ganz im Stillen von der Königin abzogen.

Da man nunmehr so weit war, so trieb St. Estevan den Cardinal, dem er nicht von der Seite ging, so lange dieß große Unternehmen im Werke war, zu einem neuen Schritte, von welchem, wie sie glaubten, der Erfolg ihres Unternehmens abhing. Er sollte nämlich den Beichtvater des Königs, der eine Creatur der Königin und ganz Oestreichisch gesinnt war, wegzuschaffen suchen. Der Cardinal machte seine Sache so gut, daß er nicht allein jenen Beichtvater vom Könige entfernte, sondern ihm auch selbst einen andern gab, auf den er sich ganz verlassen konnte.

Nunmehr griff man den König bey dem Gewissen an, auf das man jetzt sehr leicht wirken konnte, da er die zeitlichen Dinge mit dem brechenden Auge eines Sterbenden ansah. Portocarrero ließ den Beichtvater

vater erst festen Fuß fassen; und sobald er hoffen konnte, daß ihm der König Gehör geben würde, mußte er den ersten Schritt thun und den König daran gewöhnen, Frankreich und das Haus Oestreich in eine Parallele gesetzt zu sehn. Auch der Cardinal, von St. Estevan geleitet und angetrieben, griff seiner Seits den König an, mit aller der Autorität, welche ihm sein Character und seine Freundschaft mit dem Beichtvater gab.

III.

Unentschlossenheit und Zweifel des Königs von Spanien; er fragt den Papst um Rath.

Der König, von körperlichen Leiden geschwächt, und schwach von Geist, den seine ewige Kränklichkeit unterdrückt hatte, gerieth bey diesen sich durchkreuzenden Beweggründen des zeitlichen Interesses und des geistlichen Wohls in die zweifelvollste Unruhe.

Welche Lage für den schwachen König! Er sollte den Erben seiner ungeheuren Verlassenschaft wählen; für das eine Haus war er leidenschaftlich eingenommen, dem andern war er feind, und dennoch sollte er diesem seine Stimme geben, er sollte seine innerste, so lange genährte Neigung unterdrücken, sein erstes, Oestreich günstiges, Testament wieder vernichten, so foderte es die Sorge für die Ewigkeit, die Gerechtigkeit, das Interesse seiner Monarchie, der Wunsch seiner Minister und Granden, die er bis jetzt als treue Rathgeber gekannt hatte; kein Oestreichisch-Gesinnter stand ihm zur Seite, der Cardinal und der Beichtvater sprachen dringend für Frankreich, er fand keine Ursache einem dieser Männer zu mißtrauen, denn keiner hatte

Ver-

Verbindungen in Frankreich oder mit einem Franzosen, alle waren treue Diener, keiner hatte je Abneigung gegen das Haus Oestreich gezeigt, alle im Gegentheil viel Anhänglichkeit für dasselbe — dieß alles mußte ihn in die größte Ungewißheit und Unentschlüssigkeit setzen.

So schwankte er hin und her, von Zweifeln beunruhigt und geängstigt, sein Zustand war ihm unerträglich: und dennoch hatte er die Kraft nicht sich aus demselben herauszureißen. Endlich beschloß er den Papst um Rath zu fragen, von dem er untrügliche Antwort zu erhalten hoffte; in seinen väterlichen Busen wollte er alle seine Zweifel legen und was er rathen würde, wollte er thun. Er theilte seinen Entschluß dem Cardinal mit, und dieser billigte denselben in der Ueberzeugung, daß der Papst nach der Weisheit, Uneigennützigkeit und Frömmigkeit, die er gezeigt hatte, zum Vortheil der gerechtesten Parthey erkennen würde.

Dieser Entschluß gab dem Könige etwas Ruhe und stillte den innern Sturm seiner Seele, so daß seine Gesundheit, die dadurch verschlimmert worden war, wieder etwas aufzuleben anfing. Er schrieb demnach sehr weitläuftig an den Papst und übergab die Besorgung des Briefes dem Cardinal, der ihn direct an den Papst unter dem Siegel der Verschwiegenheit bestellen sollte.

Jetzt mußte man aber Uebilla in das Geheimniß einweihen, und dieser Minister stand nicht lange an zu der, Frankreich günstigen, Parthey überzugehen. Er fand die Sache schon so gut eingeleitet und durch die Entfernung der Königin aus der Sphäre der Staatsgeschäfte so gut vor allem Widerstande geschützt,

daß

daß er sich gern an die Theilnehmer des Geheimnisses anschloß; und diese gewannen dadurch einen guten Kopf und einen Minister für sich, dessen Einfluß sich auf die ganze Monarchie erstreckte und dessen sie unmöglich entbehren konnten.

Der Papst erhielt direct den Brief des Königs von Spanien und ließ ihn nicht lange auf seine Antwort und Entscheidung warten. Er schrieb ihm, da er, so wie Se K. M., jeden Augenblick des Rufes gewärtig wäre, vor dem Richterstuhle des obersten Hirten der Heerde zu erscheinen, so habe er, so wie Se Majestät, die dringendsten Beweggründe, einen Ausspruch zu geben, den er jenseits verantworten könnte; der König sähe wohl selbst ein, daß die Kinder des Dauphins die einzigen wahren legitimen Erben seiner Krone seyen, welche alle andere ausschlössen und bey deren und ihrer Nachkommen Existenz der Erzherzog und das ganze Haus Oestreich nicht den geringsten Anspruch hätten und als Fremde zu betrachten wären; je wichtiger und ungeheurer die Erbfolge sey, desto größer würde die Ungerechtigkeit in Gottes Augen erscheinen; es wäre also seine Pflicht, nichts zu vergessen, was ihm seine Weisheit eingeben könnte, um der Foderung der Gerechtigkeit Gnüge zu leisten und so weit es in seinen Kräften stände, das ungetheilte Ganze der Succession einem Französischen Prinzen zuzusichern. Die Consultation des Papstes und seine Entscheidung ist so geheim gehalten worden, daß sie erst nach der Thronbesteigung Philipps V. bekannt worden ist.

IV.

Er setzt in seinem Testamente den Herzog von Anjou zum Erben ein.

Unterdessen wurde der König vom Kardinal nicht aus den Augen gelassen, der ihn zur schnellen und treuen Befolgung des Päpstlichen Ausspruchs vorbereitete, damit sodann nur noch der letzte Rest des Widerstandes zu überwinden wäre, und schnell Hand ans Werk gelegt werden könnte.

Uebilla entwarf nun ein anderes Testament zu Gunsten des Herzogs von Anjou und unterstützte es mit allen nöthigen Gründen und Clauseln, so daß alle Unpartheyischen die Billigkeit, die Klugheit, die Stärke der Gründe und die Weisheit, mit der es abgefaßt war, bewundert haben. Die Sache ist bekannt und ich will daher nicht weitläuftig darüber seyn.

Nachdem es von den Räthen, die zum Geheimniß gehörten, untersucht und geprüft worden war, legte es Uebilla dem Könige nebst dem frühern vor, worin der Erzherzog zum Erben eingesetzt war. Das letztere wurde in Gegenwart des Königs, des Cardinals und des Beichtvaters verbrannt, und das andere vom Könige unterzeichnet.

Hierauf wurde es versiegelt, und noch zum Ueberfluß durch die Unterschriften des Cardinals, Uebillas u. s. w. authentisirt. Sobald das geschehen war, wurden die nöthigen Befehle für die zur Monarchie gehörigen Länder, ebenfalls unter dem Siegel des Geheimnisses, ausgefertigt.

Der König war einigemal nach Unterzeichnung des Testamentes dem Tode nahe. Der Cardinal hielt

mit

mit Hülfe der beyden Hauptglieder der Parthey, welche die beyden hohen Chargen bekleideten, und mit Hülfe des Grafen von Benevent, welcher die andere bekleidete, wodurch er im Besitz des Apartements und des Zimmers des Königs war, unter dem Vorwand verschiedener Ursachen, die Königin von ihrem Gemahl entfernt. Benevent gehörte nicht zum Geheimniß, aber er war der Freund der vorzüglichsten Theilnehmer desselben und war sehr folgsam, so daß sie mit ihm machen konnten, was sie wollten. Sie hatten auch so gut auf ihn gerechnet, daß sie ihn im Testamente zum Granden von Spanien und Mitgliede der Junta ernennen ließen, welcher, bis zur Thronbesteigung des Nachfolgers, die Regierung übergeben wurde; er wußte auch, daß ein Testament errichtet war, aber man hatte ihm nicht gesagt, was es enthielt.

Es war nunmehr Zeit, die Sache im Staatsrathe vorzutragen. Von den acht Mitgliedern desselben wußten nur vier um das Geheimniß: Portocarrero, Villafranca, St. Estevan und Ucbilla. Die vier andern waren: der Admiral, Veragua, Mancera und Arrias. Wegen der zwey letztern waren sie gar nicht in Sorge; aber die Anhänglichkeit des Admirals an die Königin, die Unzuverlässigkeit Veraguas und die Furcht, daß sie dieses wichtige Geheimniß verrathen möchten, hatte sie immer, bis zu den letzten Tagen des Königs, abgehalten, über die Angelegenheit der Succession im Staatsrath die Stimmen zu sammeln.

Endlich, als der König jeden Augenblick zu sterben drohte, und alle die nöthigen Vorkehrungen getroffen waren, und da man nicht mehr zu fürchten hatte, daß die beyden einzigen Glieder des Staatsrath, die

ohne

ohne alle Unterstützung und Verbindung waren, nachdem die Königin ihren Einfluß verloren hatte, ein Geheimniß verriethen, das der Eröffnung so nahe war und wodurch sie nichts gewannen: versammelte der Cardinal den Staatsrath und brachte die große Angelegenheit zur Sprache. Villafranca hielt Wort und trug die Meinung vor, wie wir sie oben angeführt haben; St. Estevan folgte ihm, und da der Admiral und Veragua sahen, daß die Sache schon so weit gediehen war, wagten sie nicht zu widersprechen. Beyde zogen ihr Privatintereſſe dem Intereſſe für Oestreich vor. Mancera war überrascht, als er in einer so wichtigen Angelegenheit auf der Stelle seine Stimme geben sollte, und verlangte vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit, nach deren Verlauf er für Frankreich stimmte. Arrias, dem man vorher etwas davon ins Ohr geraunt hatte gab augenblicklich seine Stimme, und nachdem auch der Cardinal seine Stimme und die endliche Entscheidung gehoben hatte, fertigte Uebilla den berühmten Schluß sogleich aus.

Sie unterzeichneten alle die Urkunde und schworen das strengste Geheimniß. Der Admiral war gegen die Königin und den Grafen von Harrach stumm und sie wußten bis zuletzt, immer nicht, ob der Staatsrath einen Schluß gefaßt hatte. Bald darauf am Allerheiligen Tage, Nachmittags um drey Uhr, starb der König von Spanien in seinem Pallast zu Madrid, in einem Alter von zwey und vierzig Jahren.

Auf die Nachricht von dem tödlichen Zustande des Monarchen hatte der König von Frankreich dem Marquis Harcourt Befehl gegeben, eine Armee zu Bayonne zu versammeln und damit den 23. October auszurücken, die dasigen Grenzörter wegzunehmen, als Fontarabie u. a. und weiter in Spanien einzudringen.

V.

Tod des Königs, die Granden erkennen den Herzog von Anjou als König; Anecdoten.

Als der König todt war, schritt man zur Eröffnung seines Testaments. Der Staatsrath versammelte sich und die Granden von Spanien wohnten der Feyerlichkeit bey. Die Seltenheit und Wichtigkeit der Sache zog ganz Madrid herbey und der Pallast war ganz von Menschen angefüllt. In den Zimmern, welche an das Versammlungszimmer der Granden und des Staatsrathes stießen, erdrückten fast die Menschen einander. Die fremden Minister belagerten die Thüren dieses Zimmers, jeder wollte zuerst die Wahl des Königs vernehmen, um sie seinem Hofe zu berichten. Blecourt wußte so wenig davon als ein anderer, und der Graf von Harrach, der die beste Hoffnung hatte, daß der Erzherzog als Erbe eingesetzt seyn würde, saß ganz nahe an der Thüre, mit einer triumphirenden Miene.

Man mußte sehr lange warten, und die Erwartung stieg bis zur Ungeduld. Endlich öffnete sich die Thüre und schloß sich wieder.

Der Herzog von Albrantes, ein Mann von scherzhafter Art, aber voll Geist und gefährlich, machte sich den Spaß die Wahl des Nachfolgers draußen anzukündigen, nachdem die Granden und der Staatsrath das Testament genehmigt, und ihre Maaßregeln darnach genommen hatten. Man umringte ihn, so bald er sich sehen ließ. Er blickte mit der Miene der größten Wichtigkeit um sich her, und blieb stumm. Blecourt trat zu ihm; er faßte ihn ins Auge, aber

auf einmal wandte er sich von ihm und sah sich um, als wenn er jemanden anders suchte, was Blecourt sehr auffiel, und für ein schlimmes Zeichen für Frankreich genommen wurde. Jetzt that er als wenn er den Grafen von Harrach zuerst erblickte, der doch fast vor ihm stand, nahm auf einmal eine heitere Miene an, fiel ihm um den Hals, und sagte zu ihm ganz laut auf Spanisch: Mit dem größten Vergnügen — indem er inne hielt, um ihn noch mehr zum Besten zu haben — ja Herr Graf, mit der größten Freude — indem er ihn wieder umarmte, um nochmals inne zu halten — mit der größten Zufriedenheit trenne ich mich von Ihnen und nehme Abschied von dem hocherhabenen Hause Oestreich. Hierauf drängte er sich durch den Haufen der Umstehenden durch, und jedermann eilte ihm nach, um zu erfahren wer Nachfolger sey.

Harrach war vor Ueberraschung und Aerger ganz ausser sich. Er blieb noch eine Zeit lang da, hierauf entfernte er sich, indem er einige von seinen Leuten da ließ, die ihm Nachricht von dem Ausgang der Versammlung bringen sollten, und eilte in der größten Verlegenheit, die man sich denken kann, und voll Aerger über den beißenden Scherz des Herzogs von Albrantes nach Hause.

Blecourt brauchte nichts mehr zu wissen, er eilte zu Hause und schickte sogleich einen Kurier ab. Uebilla schickte ihm einen Extract des Testamentes, den er nur beyzulegen brauchte. Harcourt hatte Befehl in Bayonne alle an den König gesandten Depeschen zu eröffnen, damit er ohne Zeitverlust und ohne Befehl vom Hofe zu erwarten, womit er schon auf alle vorhergesehenen Fälle ausgestattet war, handeln konnte.

VI.

Versammlungen des Conseils bey Frau von Maintenon wegen der Acceptation des Testamentes.

An einem Dienstag morgens, den 9. October, brachte Barbesieux dem Könige, der gerade im Conseil der Finanzen war, wichtige Nachricht aus Spanien. Der König der auf die Jagd hatte gehen wollen, ließ die Jagd aufsagen, hielt sein gewöhnliches kleines Mittagsmahl, ohne die geringste Veränderung in seinem Gesichte zu zeigen, declarirte den Tod des Königs von Spanien und kündigte die Hoftrauer an, daß den ganzen Winter über Assamblee, Schauspiel und alle andere Vergnügungen am Hofe wegfallen würden. Hierauf ließ er den Ministern sagen, daß sie sich um drey Uhr bey Frau von Maintenon einfinden sollten. Der Dauphin war eben von der Wolfsjagd zurückgekommen und fand sich ebenfalls bey Fr. von Maintenon ein.

Das Conseil dauerte bis sieben Uhr, und nachher arbeitete der König mit Barbesieux und Torcy noch bis zehn Uhr, wobey Frau von Maintenon immer gegenwärtig war.

Den Morgen drauf war, wie gewöhnlich, Staatsrath bey dem Könige, und nachdem er von der Jagd zurückgekommen war, hielt er noch einmal Sitzung bey der Frau von Maintenon, welche von sechs Uhr Abends bis nach zehn Uhr dauerte. So sehr man auch am Hofe an den ausserordentlichen Credit der Frau von Maintenon gewöhnt war, so war es doch neu, sie öffentlich an den Staatsgeschäften Theil neh-

men zu sehen, und es erregte das größte Erstaunen, als auf ihrem Zimmer zwey förmliche Sitzungen des Conseils, und zwar bey der allerwichtigsten Gelegenheit, gehalten wurden.

Der König, der Dauphin, der Kanzler, Beauvilliers, Torcy — diese drey waren damals die einzigen Minister, — und Frau von Maintenon, welche der König zu sprechen nöthigte, die aber aus Bescheidenheit schwieg, berathschlagten sich über die Spanische Succession. Die Stimmen waren getheilt, die einen stimmten für die Annahme der Theilung, die andern für das Testament. Die erstern unterstützten ihre Meinung durch folgende Gründe. Frankreich habe sich zur Theilung verbindlich gemacht, es wäre bey weitem vortheilhafter, daß Frankreich durch die ihm zugetheilten Staaten, die theils so nahe daran grenzten und unentbehrlich wären, als Lothringen, theils so wichtig als Guipuscoa, das der Schlüssel von Spanien wäre, theils so vortheilhaft für den Handel, als die Plätze in Toscana, Neapel und Sicilien, einen so wichtigen Zuwachs bekäme, als wenn ein Französischer Prinz für sich allein so mächtig würde, dessen nächste Nachkommen, wo nicht er selbst, in Spanien einheimisch geworden, so gut als Könige aus Oestreichischem Stamme die Nebenbuhler Frankreichs spielen würden; durch Acceptation des Testamentes verwickele man sich in einen langen blutigen Krieg, indem man den Theilungstractat breche, und die Politik des ganzen Europa auffodere, sich der wachsenden Größe Frankreichs entgegen zu setzen, welche, wenn man ihm die ganze ungeheure Erbfolge anheim fallen ließ, einst gefährlich werden könnte; Frankreich sey noch vom Kriege erschöpft, und habe sich seit dem Ryswiker Frieden nicht wieder erholen kön-

können, auch Spanien sey erschöpft; ein abermaliger Krieg würde die schlimmsten Folgen nach sich ziehn, die man nicht zu bestimmen wagte, die aber die Klugheit zu vermeiden rieth; wenn Frankreich dem Theilungstractate treu bliebe, so würde es sich durch dieses Beyspiel der Treue und Mäßigung ganz Europa zum Freunde machen, das bisher nur deßwegen die Waffen gegen Frankreich geführt habe, weil theils die Französische Politik, theils die ausgestreuten Verläumdungen den Glauben veranlaßt hätten, daß Frankreich sich immer mehr ausbreiten und zur Universalmonarchie erheben wolle, was man ehemals dem Hause Oestreich Schuld gegeben habe; da hingegen die Acceptation des Testamentes diesen Glauben bestätigen, und als ein wichtiger Schritt zu jenem großen Ziele erscheinen würde; durch die Befolgung des Theilungstractates aber würde sich Frankreich das Vertrauen der übrigen Mächte erwerben und sich zur Schiedsrichterin von Europa erheben, und durch den zugetheilten Zuwachs würde es so mächtig werden, daß es in Zukunft das Schrecken und die Stütze von ganz Europa seyn würde. Torey war es, der diese Meynung, um die Ueberlegung zu schärfen, vortrug und der Herzog von Beauvilliers unterstützte sie mit seinem ganzen Gewicht.

Der Kanzler gab sich alle Mühe, die Neigung des Königs auszuspähen, und glaubte sie entdeckt zu haben. Er trug folgende Meynung vor: Der König habe zu wählen, ob er das Haus Oestreich wieder fast eben so mächtig werden lassen wolle, wie es unter Philipp II. gewesen sey, wo man seine Macht erprobt habe; oder ob er diese Vergrößerung seinem Hause verschaffen wolle, zumal da für Frankreich der Vortheil weit größer sey, als er für das Haus Oestreich gewesen sey, indem die Staaten der beyden Linien

durch viele fremde Staaten von einander getrennt wären, und sie sich einander nur durch Diversionen unterstützen könnten; die eine hätte weder Schifffahrt noch Handlung, ihre Macht beruhe nur auf Usurpation, die sowohl in ihrem Innern öfters sogar durch Empörungen streitig gemacht worden sey, als auch im deutschen Reiche, wo die Reichstäge sich mit allen Kräften dagegen gesträubt hätten; und wegen der großen Entfernung könnte Oestreich Spanien nur mit Mühe Beystand leisten, die ewige Furcht vor den Türken ungerechnet, welche schon oft die Kaiserlichen Waffen für Spanien unbrauchbar gemacht hätten; die Erbstaaten des Kaisers könnten nicht mit den geringsten Provinzen Frankreichs in Vergleich gesetzt werden, indem das letztere, das mächtigste Reich in Europa, den Vortheil habe, daß es von niemanden als von seinem Könige abhänge, und auf das Wort desselben sich in Masse bewege, wodurch alle seine Bewegungen schnell, unerwartet und um so wirksamer wären; ferner habe es den Vortheil, daß es von einem Meere zum andern an Spanien angrenze, Handel und Schifffahrt habe, und dadurch die Spanische Marine unterstützen könne; es könne auch in Zukunft durch seine Verbindung mit Spanien an dem amerikanischen Handel Theil nehmen und dadurch weit größere Vortheile erhalten, als das Haus Oestreich, das sich nicht allein keine wechselseitige Unterstützung geben könne, sondern sogar Mühe habe, bloße Kuriere hin und her zu schicken; da hingegen Frankreich und Spanien wegen ihrer Nachbarschaft in dieser Rücksicht wie Eine Provinz zu betrachten wären, und ganz ingeheim mit einander correspondiren könnten; diese Vortheile könnten durch nichts als durch den Besitz von Lothringen aufgewogen werden, aber diese Acquisition könnte das Gewicht Frankreichs in der Wagschale Europas

um

um nichts vermehren; da ihm hingegen seine Verbindung mit Spanien ein bleibendes Uebergewicht über die mehresten andern alliirten Mächte geben würde, deren Verbindungen wegen ihres verschiedenen Interesses nicht so daurend seyn könnten, wie die Verbindung von Brüdern und Verwandten; übrigens wenn es nicht anders wäre, so könnte man sich leicht über die Entbehrung von Lothringen trösten, da der Besitz dieses eingeschlossenen, unbewaffneten, offenen Landes so wenig zu bedeuten habe, und es, sobald ein Krieg entstünde, leicht besetzt werden könnte, wie es von jeher geschehen sey, so daß es bey solchen Gelegenheiten wie eine Provinz des Reichs angesehen werden könne; was Neapel, Sicilien und die Plätze der Seeküste von Toscana beträfe, so brauchte man nur einen Blick in die Geschichte zu thun, um zu finden, wie oft unsere Könige diese Staaten nebst Genua und Mailand besessen, und mit welcher Schnelligkeit sie dieselben verloren hätten; der Theilungstractat sey nur acceptirt worden, weil man zu nichts mehr Hoffnung gehabt habe, und man müßte sich sehr täuschen, wenn man die listige betrügerische Anlage desselben verkennen wolle, indem man uns statt reeller Acquisitionen leere Namen oder vielmehr Acquisitionen zugetheilt habe, die wegen ihrer Entfernung und ihres schlechten innern Zustandes nicht zu behaupten wären, und zu weiter nichts dienten, als unser Geld wegzuziehen, unsere Macht zu zertheilen, und uns in ewiger Furcht zu erhalten. Was Guipuscoa beträfe, so wäre es eine leere Vorspiegelung, daß man es für den Schlüssel von Spanien ausgäbe, und der König wäre immer im Stande die Festungen und Häfen dieser Provinz einzunehmen, da er sich der Festungen in Flandern, an der Maas und am Rhein bemächtigt hätte; aber die Unfruchtbarkeit dieses weitläuftigen Landes, und die Schwierigkeiten

der Passage über die Pyrenäen hätten den Krieg immer von diesem Lande abgezogen, selbst mitten im Kriege hätte daselbst immer Communikation zwischen dem Ganzen statt gefunden, und das Land wäre nie vom Kriege beunruhigt worden; und die Toscanischen Küstenplätze würden immer eine leichte Beute für den Besitzer von Mailand seyn, der ganz bequem und im Stillen einen Angriff auf dieselben vorbereiten, unvermuthet über sie herfallen, und sich derselben bemächtigen könnte, ehe Succurs von Frankreich ankäme, der von den Häfen von Provence aus geschickt werden müßte. Was die Besorgniß beträfe, daß die Könige von Spanien aus Französischem Stamme eben so gut Frankreichs Feinde als die Oestreichischen Könige seyn würden, so könne dieß nie statt haben, da sie, wenn sie aus dem Französischen Hause wären, mit Frankreich höchstens nur in dem allernächsten Interesse Spaniens zusammentreffen könnten; ja im Gegentheil, die Freundschaft des Blutes würde auch politische Freundschaft zwischen Frankreich und Spanien hervorbringen, und, um nur von den äussern Verhältnissen zu sprechen, ihr gemeinschaftliches Interesse, das sie beyde auffodere, den Kaiser zu demüthigen und sich dem Handel und der Vergrößerung der Englischen und Holländischen Colonien in Ostindien zu widersetzen, würde alle übrigen politischen Rücksichten überwiegen, und ihre Freundschaft daurend machen. Was das innere beträfe, so brauche man nur das Haus Oestreich zum Beyspiel anzuführen, das, wiewohl immer von innern Uneinigkeiten beunruhigt, seit Karl V nicht habe getrennt werden können; die Absicht sich in Flandern auszubreiten, müsse, wenn man sich nur etwas auf seinen Vortheil verstehe, ohne Bedenken gegen die Coalition zweyer so mächtiger nachbarlicher Monarchien aufgegeben werden, wodurch Frankreich in

Stand

Stand gesetzt würde, sich durch den Amerikanischen Handel zu bereichern, und beyde ein solches Gewicht bekommen würden, daß sie im Europäischen Staatensystem die ersten Mächte, und mit der Zeit die Schiedsrichter seyn würden: dieses Interesse sey so wichtig, so in die Augen fallend, und die Anlässe zur Trennung zwischen den beyden Königreichen so unbedeutend und so wenig zu berücksichtigen, daß man keinen Bruch zwischen denselben mit Grund zu befürchten habe; man habe Hoffnung daß der König und nach ihm der Dauphin lange genug leben würden, um die Freundschaft zwischen seinen beyden Söhnen zu befestigen, und zwischen den beyden Brüdern, die so brüderlich gegen einander gesinnt, so einig in ihren Grundsätzen wären, würde die Eintracht gewiß fortdauern, und von ihnen auf ihre Söhne übergehen; dieß umfasse schon eine lange Reihe von Jahren; und wenn ja einmal ein Krieg zwischen Spanien und Frankreich unvermeidlich seyn sollte, so würde er sich doch immer mit einem Könige von demselben Blute glücklicher endigen, als mit einem fremden aus dem Hause Oestreich.

Nach dieser Auseinandersetzung zeigte der Kanzler den Betrug und die Hinterlist des Theilungstractates. Er behauptete, daß, da sich die Lage der Dinge seit der Zeit, wo er unterzeichnet worden, gänzlich umgeändert habe, der König völlig seines Wortes entbunden sey; er sey zu diesem Tractate nur in so weit verbunden, als er sich dazu verpflichtet habe; man würde aber darin kein Versprechen finden, daß er auf das, was ihm der König von Spanien freywillig, sogar ohne sein Wissen und Bemühen, und was ihm die Granden und das Volk zuerkennen würden, resignire; das erstere sey schon geschehn, und das zweyte würde allem Anscheine nach bald erfolgen; die Nichtannahme

des Testamentes würde ihm nicht sowohl das Vertrauen, als vielmehr die Verachtung der übrigen Mächte zuziehen, sie würden es für ein Zeichen der Ohnmacht Frankreichs nehmen, und dadurch aufgemuntert werden, Frankreich die ihm zuerkannten so entlegenen und schwer zu behauptenden Staaten wieder zu entreißen, die sie ihm auch nur in dieser Absicht gegeben hätten; statt daß eine so sonderbare Mäßigung, die auch nicht einmal den Vorwand der Billigkeit hätte, Frankreich zur Schiedsrichterin von Europa erheben würde, würde es im Gegentheil in den Ruf der Ohnmacht kommen, als die angebliche Folge der letzten erschöpfenden Kriege; Frankreich würde dadurch bey seinen falschen Freunden zum Gelächter werden, und zwar mit mehrerm Rechte, als Ludwig XII und Franz I wegen ihrer seltenen Treue in Haltung ihrer Versprechen — wovon jetzt gar nicht die Rede sey — Ferdinand dem Katholischen, Karl V, den Päpsten und den Venetianern zum Spott gewesen wären; er gäbe allerdings zu, daß eine so reiche Erbschaft nicht ohne Krieg erlangt werden könnte; aber man könne auch nicht läugnen, daß der Kaiser eben so wenig die Theilung als die Execution des Testamentes geschehen lassen würde; den genannten Tractat habe er nie genehmigen wollen, er habe sich angelegentlich dagegen gesetzt, und suche sich jetzt durch Allianzen zu stärken; und sollte einmal Krieg geführt seyn, so wäre es wohl besser, um den größern Preis zu kämpfen, und sich den Augen der Welt eines so großen, so ganz unerwarteten Geschenkes des Schicksals würdig zu zeigen.

Diese beyden Meynungen, die wir nur im allgemeinen haben anführen können, wurden von beyden Seiten lebhaft vertheidigt. Der Dauphin, der sich sonst nicht leicht aus seiner wohlbehäglichen Apathie heraus-

herausreißen ließ, war zum Erstaunen des Königs und aller Anwesenden, in diesen zwey Sitzungen ein ganz anderer Mensch. Als nach geendigten Debatten die Reihe an ihn kam, seine Stimme zu geben, erklärte er sich mit Lebhaftigkeit für die Annahme des Testamentes und nahm einige der besten Gründe des Kanzlers auf.

Hierauf wandte er sich mit einem respectvollen, aber entschlossenen Anstand gegen den König und sagte: nachdem er wie jeder andere, seine Meinung gesagt habe, nähme er sich die Freiheit, vermöge seines Rechts als Erbe, die Annahme des Testaments zu verlangen, das er anzunehmen im Stande sey; die Spanische Monarchie sey das Eigenthum der Königin seiner Mutter, folglich das seinige; um die Ruhe Europas nicht zu stören, träte er sie seinem zweyten Sohne mit Freuden ab; aber einem andern würde er auch nicht eine Handbreit Landes davon abtreten; sein Verlangen sey so gerecht und den Foderungen der Ehre und des Interesses für die Vergrößerung der Krone Frankreichs so gemäß, daß er mit allem Grunde die Erfüllung desselben vom Könige erwarten könne. Dieß sagte er mit dem lebhaftesten Ausdrucke, so daß sich alle über ihn wunderten.

VII.

Der König fragt die Favoritin um ihre Meinung.

Der König hörte ihn sehr aufmerksam an und sagte hierauf zur Frau von Maintenon: Madame, was sagen sie dazu? Sie wollte die Bescheidene spie-

len,

len; aber als der König in sie drang und ihr zu reden befahl, sagte sie mit einer anständigen Verlegenheit einiges zu des Dauphins Lobe, den sie fürchtete und dem sie, so wie er ihr, gar nicht gewogen war, und stimmte für die Acceptation des Testaments.

VIII.

Unentschlossenheit des Königs.

Der König endigte das Conseil, ohne seine Meinung zu sagen. Er sagte, er habe sehr wohl vernommen, was von beyden Seiten gesagt worden sey; für beyde Meinungen sprächen sehr wichtige Gründe, die Angelegenheit verdiene Bedenkzeit und er wolle es noch vier und zwanzig Stunden mit ansehen, bis Nachricht von Spanien käme, ob die Spanier den Willen des verstorbenen Königes genehmigten. Hiermit beschloß er die Sitzung und bestellte das Conseil auf den morgenden Tag wieder an denselben Ort.

IX.

Er acceptirt das Testament.

Dienstags den 10. November kamen mehrere Kuriere von Spanien an. Der König erfuhr durch sie alles was ihn zur Annahme des Testamentes bestimmen konnte, nämlich die Beystimmung der Granden und des Volkes, so viel man in der Kürze hatte melden können; und nachdem noch denselben Abend, nachdem der König von der Jagd gekommen war, bey Frau von Maintenon deswegen Conseil war gehalten wor-

worden, so entschloß sich der König wirklich zur Annahme des Testamentes.

Den Donnerstag darauf gab der König dem Ambassadeur von Spanien in Beyseyn des Dauphins und Torcys Audienz.

Der Ambassadeur überreichte dem Könige, im Namen der Königin von Spanien und der Junta eine authentische Abschrift von dem Testament des verstorbenen Königs; und man hat seitdem nie daran gezweifelt, daß der König in dieser Audienz dem Gesandten, ohne sich jedoch deutlich zu erklären, viel Hoffnung zur Annahme des Testamentes gemacht habe. Nach Endigung derselben ließ er den Herzog von Burgund hineinkommen und eröffnete ihm seinen gefaßten Entschluß.

Die Junta, welcher durch das Testament die Regierung übergeben war, bis der neue König vom Throne Besitz nähme, bestand aus wenig Mitgliedern, und diese waren: die Königin, der Cardinal Portocarrero, Don Manuel Arias, Gouverneur von Kastilien, der Großinquisitor, und von den Granden von Spanien der Graf Benevent und der Graf Aguilar. Die Anstifter des Testamentes wagten die Königin nicht auszuschließen und wollten sich auch nicht selbst zu Mitgliedern machen, damit sie keine Eifersucht erregten. Nachdem die Wahl des Nachfolgers bey Eröffnung des Testaments war genehmigt worden, war ihr Zweck vollkommen sicher erreicht und für das übrige war durch den Kardinal, den Grafen Benevent und Arias gesorgt, welche in der Junta Sitz und Stimme hatten und ihnen treu waren. Benevent hatte vermöge seiner Charge das größte Gewicht, und noch

größer

größer war die Autorität des Cardinals, der gleichsam der Regent und Vorsteher der Junta war. Der Einfluß der Königin war so sehr gesunken, daß sie sich genöthigt sah, dem Cardinal und seinen Freunden den Hof zu machen; und unter dem Vorwand ihrer Trauer wohnte sie der Junta gar nicht bey, ausser wenn wichtige Beschlüsse zu unterzeichnen waren, indem sie wohl fühlte, daß sie nur die Zahl vollmachen half.

Sonntags den 14. November passirte ein Spanischer Kurier, der vom Grafen von Harrach nach Wien abgeschickt war, durch Fontainebleau. Er machte dem Könige bey dem Souper seine Aufwartung und sagte öffentlich, daß man zu Madrid den Herzog von Anjou mit vieler Ungeduld erwarte, und daß vier Granden dazu ernannt wären, ihm entgegen zu reisen. Dieser Prinz zeigte, so oft man mit ihm von dem Testamente sprach, die lebhafteste Dankbarkeit gegen den verstorbenen König von Spanien und zeigte überhaupt eine so edle Gleichmuth bey diesem für ihn so wichtigen Falle, daß es schien als wüßte und ahnde er gar nichts davon bis zur völligen Deklaration.

Montags den 15. zwischen neun und zehn Uhr reiste der König von Fontainebleau ab, in Begleitung des Herzogs und der Herzogin von Burgund, der Prinzessin von Conti und der Herzogin von Lude, aß unterweges ohne auszusteigen und kam gegen vier Uhr in Versailles an. Der Dauphin reiste nach Meudon, um daselbst einige Tage zu bleiben, und Monsieur und Madame nach Paris. Unterdessen erhielt der Spanische Gesandte wieder einen Kurier und den wiederholten Befehl, daß er die Abreise des Herzogs von Anjou verlangen sollte.

X.

Der Gesandte begrüßt den Herzog von Anjou knieend als seinen König.

Den Tag darauf, Dienstags den 16. November, ließ der König nach dem Lever den Spanischen Gesandten in sein Kabinet kommen, wohin auch der Herzog von Anjou durch den hintern Eingang gekommen war, stellte ihm denselben vor und sagte, er könne ihn als seinen König begrüßen. Sogleich kniete der Gesandte nach Spanischer Sitte nieder, und hielt in seiner Muttersprache eine ziemlich lange Anrede an ihn. Der König entschuldigte seinen Enkel, der noch nicht spanisch verstand, und antwortete statt seiner. Hierauf ließ er ganz gegen die Gewohnheit, die beyden Flügelthüren seines Kabinets öffnen, und befahl dem zahlreich versammelten Hofe hereinzutreten; und indem er sich mit einem majestätischen Blicke an die ganze zahlreiche Gesellschaft wandte, und auf den Herzog von Anjou zeigte, sagte er: Meine Herren, Sie sehen hier den König von Spanien. Die Geburt und der letzte Wille des Königs von Spanien riefen ihn auf den Spanischen Thron; die ganze Nation wünscht ihn zum Könige, und hat ihn inständig von mir gefodert; es ist der Wille des Himmels; ich habe ihm mit Freuden gehorcht; und zu seinem Enkel sagte er: Seyn sie nun ganz Spanier, das ist Ihre erste Pflicht; aber vergessen Sie auch nicht, daß Sie ein geborner Franzos sind, damit Sie die Freundschaft zwischen den beyden Monarchien erhalten: dadurch werden Sie ihr Wohl und den Frieden von Europa befördern.

Nach der Deklaration des Herzogs von Anjou als Königs von Spanien, wurde er von dem Dauphin

phin und vom ganzen Hofe als Majestät behandelt, und der König ging mit ihm um, wie mit dem Könige von England.

XI.

Abreise des Königs von Spanien.

Noch denselben Tag erfuhr man, daß der neue König zu Anfang des Decembers nach Spanien abgehen würde, daß ihn seine beyden Brüder bis zur Grenze begleiten sollten, und zwar unter der Aufsicht des Herzogs von Beauvillier, dessen Stelle, im Fall er krank würde oder abwesend wäre, der Herzog von Noailles versehen könnte, und unter der Bedeckung von hundert und zwanzig Garden nebst Gefreiten unter dem Befehl des Lieutenants Vendeuil und des Fähndrichs Montesson, und daß die Prinzen von St. Jean-de-Luz aus, wo sie sich trennen sollten, Provence, Languedoc und einen Theil von Dauphiné durchreisen, über Lyon zurückgehen, und vier Monate auf der Reise seyn würden.

Der König gab den beyden Prinzen eine Summe von 21000 Louis zum Reisegeld, und noch eine große Summe für ihre außerordentlichen Ausgaben, für Geschenke und dergl.; und der Herzog von Beauvilliers, und der Marschall von Noailles erhielten jeder 50000 Liv.

Am 4. December ging der König von Spanien früh vor der Entree zum Könige, und blieb lange bey ihm allein; sodann ging er zu Monsieur, und blieb auch lange allein bey ihm. Hierauf wohnten sie alle zusammen der Messe bey, wobey ein ausserordentlicher Zusammenfluß von Menschen war.

Nach

Nach der Messe stiegen sie in den Wagen, die Herzogin saß hinten zwischen den beyden Königen, der Dauphin vorn zwischen seinen beyden andern Söhnen, Monsieur an dem einen Schlage, Madame an dem andern; so fuhren sie im Pomp nach Sceaux, mit einer ungewöhnlich großen Bedeckung von Garden, Gendarmes und Chevauxlegers.

Der Weg nach Sceaux war mit Menschen und Wagen bedeckt; Sceaux war von den zwey Compagnien der Mousquetaires besetzt. Als sie ausgestiegen waren, ging der König mit dem Könige von Spanien allein auf ein Zimmer. Der Abschied dauerte über anderthalb Stunden, und ging nicht ohne Rührung und Thränen ab. Der König sagte zum Könige von Spanien, indem er ihm die Prinzen seines Hauses vorstellte: „Sehn Sie hier diese Prinzen, sie sind mit Ihnen aus einem Stamme entsprungen; von nun an müssen die beyden Nationen nur Eine Nation seyn, und nur ein Interesse haben, und ich wünsche sehr daß diese Prinzen mit Ihnen immer durch die Bande der Freundschaft verbunden seyn mögen; von nun an darf es keine Pyrenäen mehr geben."

Endlich mußte man sich trennen. Der König blieb einige Zeit allein um sich zu fassen. Der Dauphin fuhr in einer Kalesche nach Meudon, und der König von Spanien reiste nach Chartres ab, wo er über Nacht blieb.

Wir verlassen sie, und nehmen dabey Gelegenheit die Vorsehung zu bewundern, welche die menschlichen Gedanken so wunderbar lenkt, und mit solcher Willkühr Krone und Scepter vertheilt. Was würden Ferdinand und Isabelle, Karl V und Philipp II, welche so oft Frankreich unterjochen wollten, was

würde Philipp IV, der bey der Vermählung des Königs und im Pyrenäischen Frieden jene Präcautionen machte, dazu gesagt haben, wenn sie hätten wissen sollen, daß ein Französischer Prinz durch das Testament des letzten ihres Stammes, mit dem Beyfall der ganzen Spanischen Nation, König von Spanien werden würde, und zwar ohne alles Bemühen, ohne alle Intrigue von Französischer Seite, ohne Wissen des Königs, ja zu seiner und seiner Minister größten Verwunderung, so daß er unentschlossen war, ob er das Testament annehmen sollte, und es nur nach langer Ueberlegung annahm?!

XII.

Er vermählt sich mit einer Prinzessin von Savoyen, und die Prinzessin des Ursins wird ihre camarera major. Geschichte dieser berühmten Favoritin.

Da sich der König von Spanien im folgenden Jahre mit einer Prinzessin von Savoyen vermählt hatte, suchte man für die Königin eine Camarera major; und die Wahl fiel auf die Prinzessin von Ursins, welche in der Folge eine so wichtige Rolle spielte. Wir halten es für schicklich, ehe wir eine Schilderung von ihr geben, die Geschichte ihrer ersten Abentheuer vorauszuschicken.

Der Herzog von Bracciano starb zu Rom im J. 1698 im Alter von 78 Jahren. Sein ganzes Verdienst war seine Geburt, er war Grand von Spanien, Prinz von Soglio und Haupt des Hauses Ursins. Seine Vatersschwester war die famöse Herzogin

gin von Montmorency, die nach dem tragischen Tode ihres Mannes im J. 1632 in das St. Marienkloster zu Moulins ging.

Bracciano, der seine erste Gemahlin, eine Ludovisio, mit der er keine Kinder bekam, durch den Tod verloren hatte, heyrathete im J. 1675 Annen de la Tremouille, Tochter von Noirmoustier, der während der unruhigen Minderjährigkeit Ludwigs XIV eine ziemlich bedeutende Rolle spielte und Herzog à brevet wurde. Sie war mit Blasius von Tallegrand verheyrathet gewesen, der sich Prinz von Chalais nennen ließ, und bey dem famösen Duell mit den Lafrette's gewesen war, wobey der älteste Sohn des Herzogs von Beauvilliers blieb, und weßwegen die andern das Königreich räumen mußten.

Frau von Chalais reiste ihrem Manne nach Spanien nach, worauf sie beyde nach Italien gingen. Zuletzt ging sie nach Rom, wohin ihr zu folgen ihr Mann durch den Tod verhindert wurde. Hier wandte sie sich an die Cardinäle Bouillon und Estrées, die sich ihrer in Rücksicht ihres Namens und ihrer Nation, und bald nachher aus noch angelegentlichern Gründen annahmen.

Da sie sie in Rom zu behalten wünschten, so suchten sie ihr eine gute Partie zu verschaffen. Sie hatte weder Vermögen noch Kinder. Sie schrieben nach Frankreich, es sey eine vortheilhafte Gelegenheit da, einen Mann von Bracciano's Gewicht für den König zu gewinnen, nämlich durch eine Heyrath mit Frau von Chalais. Der Vorschlag fand Beyfall, und Bracciano ließ sich überreden, daß er in sie verliebt sey. Die Heyrath kam zu Stande im J. 1675, und er wurde noch dasselbe Jahr Ritter des heil. Geistes.

Als aber der König mit Innocenz XI brach, schickte Bracciano das Ordensband zurück, ob er gleich eine Französin zur Frau hatte. Dieß war, seit der Stiftung des Ordens, das erste Beyspiel daß ein Ritter freywillig dem Könige das Ordensband zurückschickte.

Frau von Bracciano ließ nun in Rom alle Reize ihres Körpers und Geistes glänzen, der Pallast Ursins war gleichsam ihr Hof, an welchem aber ihr Mann eine sehr unbedeutende Rolle spielte. Auch lebten sie nicht sehr einig zusammen, wiewohl sie nie öffentlich mit einander brachen, und oft ergriffen beyde sehr gern Gelegenheit, sich von einander zu trennen. Dann reiste die Herzogin gewöhnlich nach Frankreich, wo sie das letztemal vier oder fünf Jahr blieb.

Der Cardinal von Bouillon hatte sie zu seiner Universalerbin eingesetzt, und Don Livio Odescalchi, der Neveu Innocenz XI, kaufte von ihr für zwey Millionen das Herzogthum Bracciano mit der Bedingung, daß sie den Namen Bracciano aufgab. Deßwegen nahm sie den Namen Ursins an, unter welchem sie auftreten wird.

XIII.

Ihr Character.

Man suchte eine Person für die wichtige Charge einer Camareramajor. Eine Dame vom Französischen Hofe dazu zu nehmen, schickte sich nicht, auf eine Spanierin konnte man sich nicht verlassen, und vielleicht hätte auch die Königin keine gemocht. Man suchte also ein Mittel zwischen beyden, und glaubte es in der Prinzessin des Ursins gefunden zu haben, welche geborne Französin war, sich in Spanien und

zu

zu Rom aufgehalten hatte, und Freunde am Franzöſiſchen Hofe, und Connexion in Turin und in Portugal mit der Königin hatte.

Der Cardinal Eſtrées hatte ihr dieſe Verbindungen verſchafft. Er war noch immer ihr Freund und in ſeiner Jugend war er ihr noch etwas mehr geweſen. Er war es, der ſie zur Camareramajor der Königin vorſchlug; und was ihn vielleicht noch mehr dazu beſtimmte, war, daß er erfuhr, daß Portocarrero zu Rom den Liebhaber von ihr gemacht, und bisher mit ihr noch immer in freundſchaftlichem Verhältniß geſtanden hatte. Dieſe glückliche Entdeckung machte ihm Hoffnung, daß er durch die Urſins mit dem Cardinal in das vortheilhafteſte Verhältniß treten, und dadurch auf die Regierung Spaniens den mächtigſten Einfluß erhalten würde; und die Urſins bekam wirklich die Stelle. Auch ſchickte ſie ſich vermöge ihres Alters, ihrer Geſundheit und ihrer körperlichen Figur vortrefflich dazu. Sie war eine Brunette von mittler Statur, von dem vortrefflichſten Wuchſe, ſchöne, blaue, ſprechende Augen, ein ſchöner Buſen, ein reizendes Geſicht ohne wirkliche Schönheit, eine edle Miene, etwas majeſtätiſches in ihrem ganzen Anſtande, und eine ſo natürliche durchdrungene Grazie des Geiſtes und Körpers in allen ihren Bewegungen und Handlungen, wie ich ſie noch bey keinem Weibe gefunden habe; ſie war ſchmeichleriſch, liebkoſend und doch zurückhaltend, ſuchte zu gefallen, um zu gefallen, und ihre Reize waren unwiderſtehlich, wenn ſie einnehmen und gefallen wollte; in ihrem Weſen lag eine gewiſſe Größe, die aber nicht abſchreckte, ſondern vielmehr anzog; ihre Unterhaltung war vortrefflich, unerſchöpflich und äußerſt mannichfaltig, weil ſie viel Menſchen- und Länderkenntniß beſaß, und ihre Stimme und Sprache war äußerſt

angenehm und lieblich. Sie hatte in ihrem Leben sehr viel Anbeter gefunden, und da sie nicht ohne Beobachtung war, so hatte sie immer die ausgesuchteste Gesellschaft um sich versammelt. Sie verstand vortrefflich die Kunst Gesellschaften, ja selbst Hof, zu halten. Sie hatte viel Artigkeit, aber sie wußte einen Unterschied zu machen, und immer Anstand und Würde zu behaupten. Uebrigens war sie ganz zur Intrigue gemacht, und besaß einen Ehrgeiz, der weit über ihr Geschlecht und den gewöhnlichen Ehrzeiz der Menschen hinausging, und nach Größe und Herrschaft strebte.

Dabey besaß sie die größte Feinheit und Gewandtheit, die sie jedoch geschickt zu verbergen wußte, sie war der feinsten Combinationen fähig, und verstand im höchsten Grade die Kunst, ihre Leute zu durchblicken, sie geschickt zu behandeln und nach ihren Absichten zu lenken. Ihr Hang zu Liebesabentheuern, und ihr Verliebtseyn in sich selbst, waren ihre herrschenden Schwächen, und ihre Koketterie, die von Jahren zu Jahren, bis in ihr Alter herab, statt sich zu verlieren, zunahm, machte sie oft zum Gelächter. Sie war hochtrabend und stolz, schonte nichts um zu ihren Zwecken zu gelangen, suchte aber so viel als möglich eine gute Aussenseite zu behaupten, und war von Natur gutmüthig, und im Ganzen dienstfertig und gefällig. Sie wollte nichts halb, ihre Freunde sollten ihr ganz angehören; sie selbst war ihnen von ganzem Herzen zugethan, und ihre Freundschaft konnte weder Zeit noch Entfernung mindern; aber dagegen war ihre Feindschaft unversöhnlich und leidenschaftlich, und ihr Haß grenzenlos. Dabey jene unvergleichliche Grazie, jene Kunst, jenes Treffende des Umgangs; eine natürliche kunstlose Beredsamkeit in allem was sie sagte, so daß sie durch unangenehme Dinge einnahm, statt abzustoßen,

und

und alles sagen konnte, was sie wollte und wie sie wollte; für sich war sie verschlossen, gegen ihre Freunde offen und zuverlässig; dabey übrigens eine angenehme Heiterkeit, eine Decenz, die ihr ganzes Wesen durchdrang, und eine Gleichstimmung des Gemüths, die ihr zu jeder Zeit und unter allen Umständen Gegenwart des Geistes und die Herrschaft über sich selbst ließ. Dieß war das berühmte Weib, welche so lange und so anerkannt in Spanien über den Hof und über die ganze Monarchie geherrscht hat. Sie hat durch ihre Herrschaft und durch ihren Fall so viel Aufsehn in Europa gemacht, daß ich es für nöthig hielt, sie etwas genauer zu schildern.

XIV.

Empörung in Neapel gegen den König von Spanien: er reist nach Neapel; Verschwörung gegen ihn.

Kurz nach seiner Vermählung reiste der König in seine Italienischen Staaten, welche von einer Empörung beunruhigt wurden; und während er in Neapel damit beschäftigt war, den Großen und dem Volke Gnade auszuspenden, ihre Privilegien zu bestätigen und Schulden zu erlassen, war eine Verschwörung gegen ihn im Werke, die in Wien und in Rom angesponnen und unterhalten, und in Neapel ausgeführt werden sollte; und ging mit nichts weniger um, als den König zu ermorden. Aber einer der Verschwornen wurde, als er ihn den Tag nach seiner Ankunft sahe, so von seinem Anblicke gerührt, daß er auf der Stelle den Entschluß faßte, die Verschwörung zu entdecken. Er wandte sich an einen von des Kö-

nigs Hofbedienten und verlangte den König zu sprechen, dem er etwas wichtiges und dringendes zu eröffnen habe. Es wurde ihm der Zutritt verstattet. Er fand den König in Gesellschaft Marchin's, der beyden Herrn von Despache und Louvilles, und in ihrer Gegenwart entdeckte er die Verschwörung, und nannte seine Mitverschwornen; er überreichte dem Könige Briefe, und bezeichnete die in Mönche verkleideten Verschwornen, und die wirklichen Mönche, welche durch verschiedene Thore einpassiren sollten. Sie kamen wirklich, und wurden sogleich in den Thoren arretirt; auch fand man Briefe bey ihnen, welche die Aussage ihres Mitverschwornen vollkommen bestätigten.

Man zog mehrere Große ein; die mehresten ergriffen die Flucht, und die Gefängnisse wurden mit Verbrechern angefüllt. Unterdessen hatte man heimlich nach Rom geschickt, und bemächtigte sich daselbst der Brieftasche des Baron Lisola, welchen der Kaiser in Rom unter einem gewissen Character unterhielt; und es fanden sich darinne so sprechende Beweise für die Verschwörung, daß der Wiener Hof sich nicht über diese Gewaltthätigkeit zu beschweren wagte. Die Schuldigsten unter den Verschwornen von allen Ständen, wurden in den Schlössern von Neapel hingerichtet, manche davon wurden nach Amerika geschickt, manche verbannt, und die mehresten wurden begnadigt.

Jedermann, wer nicht an der Verschwörung Theil hatte, bezeigte darüber seinen Unwillen. Der König glaubte also bey dieser allgemeinen Stimmung, das Mißvergnügen der übrigen durch Gnade und Wohlwollen vollends unterdrücken zu können. Er ging darin so weit, daß er eine Leibwache von Neapolitanischen Soldaten und Officiren errichtete, und ihnen die Beschützung seiner Person anvertraute. Er

nahm

nahm von ihnen einen Theil mit sich auf das Schiff, auf dem er nach Final fuhr. Ich weiß nicht wer den König zu einem so unklugen übermäßigen Vertrauen vermocht hat, das ihm bald den Tod gekostet hätte: Denn Vendome entdeckte mittelst aufgefangener Briefe eine schändliche Verrätherey mehrerer Officiere von dieser Leibwache, die mit dem Prinzen Eugene überein gekommen waren, daß sie den König todt oder lebendig in seine Hände liefern, und zur Armee bringen wollten, zu welchem Zweck ihnen zwey tausend Mann Reuter entgegen kommen, und ein noch größeres Korps bereit seyn sollte, um sich seiner Person zu bemächtigen.

Nach dieser gemachten Entdeckung wurden Anstalten getroffen, diese Officiere zu verhaften. Aber die Furcht entdeckt zu werden, die sie immer beunruhigte, hatte sie aufmerksam gemacht, und sie entwischten fast alle. Man konnte nur einiger wenigen habhaft werden, und diese gestanden sogleich alles ein was Vendome gemeldet hatte, und entdeckten das ganze Complot. Das Regiment wurde sogleich cassirt, und man wachte nun sorgfältiger für die Sicherheit Philipps V.

XV.

Frau von Maintenon sucht mit Hülfe der Prinzessin des Ursins Spanien zu beherrschen. Diese behauptet sich durch ihre Unterstützung.

Frau von Ursins, die sich bald des Vertrauens ihrer Königin bemächtigt hatte, unterließ nicht der

unſrigen den Hof zu machen, und erſtattete ihr alle Poſttage getreuen Bericht von allem, was die Königin von Spanien betraf, bis auf das kleinſte Detail herab, wobey ſie die Königin ſo viel als möglich geltend zu machen ſuchte. Die Nachrichten waren an Frau von Maintenon addreſſirt, aber der König bekam ſie auch durch ſie zu leſen. Zu gleicher Zeit war ſie darauf bedacht, dem Könige von Spanien, als er in Italien war, dergleichen Nachrichten zu geben und die Königin dazu zu gewöhnen, daß ſie an ihren Gemahl und an ihre Schweſter, die Herzogin von Burgund, ſchrieb. Das Lob der Königin, welches den Hauptinhalt ihrer Briefe ausmachte, führte natürlich auf die Geſchäfte, und da ſie Zeugin alles deſſen war, was vorfiel, ſo ließ ſie ſich nach und nach auf die Geſchäfte ſelbſt ein; und ſo gewöhnten ſich nach und nach die beyden Könige daran, ſie in ihrer Eigenſchaft als Geſellſchafterin der Königin an den Geſchäften Theil nehmen zu ſehen, ohne daß ſie jedoch dadurch in den Verdacht ehrgeiziger und herrſchſüchtiger Abſichten kam.

Nachdem ſie ſo nach und nach feſten Fuß gewonnen hatte, und Spaniſcher Seits ſicher war, ſobald ſie von Frankreich Unterſtützung hoffen konnte, legte ſie es darauf an, und es gelang ihr Frau von Maintenon mit der Vorſpiegelung zu ſchmeicheln, daß, wenn man ihr einigen Einfluß in die Geſchäfte verſtattete, ſie nur ihr Werkzeug ſeyn, und nichts thun als ihr glauben und gehorchen wolle; durch ſie könnte ſie von Verſailles aus über Spanien mit mehr Unumſchränktheit als über Frankreich herrſchen, ſie hätte dazu gar keinen Umweg nöthig, ſie brauche nur ein Wort zu ſagen; dieſe Macht könne ſie aber nur durch ſie erlangen, indem ſie ſich ganz allein an die Frau von Maintenon

lenon anschließen müßte; die Gesandten hingegen würden unter der Direction der Französischen Minister, und beyde unmittelbar zwischen dem Könige und zwischen dem Spanischen Ministerium mitten inne stehn, und ganz unabhängig von ihr handeln; sie würde sogar von den mehresten Dingen gar nichts erfahren, und ausser allen Conner und ausser Stand gesetzt seyn, auf etwas zu wirken, ausser durch mühsame unsichere Umwege, und in den Angelegenheiten, von denen ihr der König selbst etwas wissen ließ. Frau von Maintenon ließ sich von der Sirene bethören. Es war ihre Leidenschaft alles wissen, alles regieren und lenken zu wollen, und dieses Mittel, Spanien ohne die Minister beherrschen zu können, schien ihr ein glücklicher Fund, den sie begierig auffaßte, ohne zu bedenken daß sie nur dem Scheine nach, und die Ursins wirklich herrschen würde, da sie ihr nichts wissen zu lassen brauchte, als was sie wollte und wie sie wollte. So entstand jene enge Verbindung zwischen diesen beyden wichtigen Frauen, so erhielt die Ursins jene unumschränkte Gewalt, und so geschah es daß alle die, welche Philipp den V auf den Thron geholfen hatten, und deren Klugheit und Einsicht ihm allein den Thron sichern konnte, ihren Platz verloren, und unsre Minister ausser Stand gesetzt wurden, etwas für Spanien zu wirken, und sich nur durch eine sklavische Ergebenheit gegen die Ursins daselbst behaupten konnten.

So weit ging die Schlauheit dieses Weibes und die Schwäche des Königs, welcher seinen Enkel lieber durch einen Umweg, durch die Königin, als auf dem natürlichen Wege, durch seine Minister und durch Rath und Vorstellung lenken wollte.

XVI.

Den König von Spanien treibt seine Liebe zu seiner Gemahlin zurück nach Spanien.

Da nunmehr die geheime enge Verbindung zwischen den beyden Favoritinnen zu Stande war, so fehlte zu ihrer Absicht weiter nichts, als daß sie den König in ihr Netz lockten. Die Natur hatte schon dafür gesorgt, und die Kunst vollendete das übrige. Der König war ganz dazu gemacht, sich umstricken und beherrschen zu lassen; und ein sonderbarer Zufall kam den Kunstgriffen der Ursins trefflich zu Hülfe. Der König hatte ein ausserordentlich vollblütiges Temperament, und seine Frömmigkeit erlaubte ihm keine Befriedigung während seines Aufenthaltes in Italien. Er zog sich dadurch einen gefährlichen Zufall zu: er bekam eine heftige Entzündung, und da die Ursache der Entzündung durch die starken Gefäße, die dem Drange der Natur nicht nachgaben, keinen Ausweg fand, so schlug sie zurück ins Blut, und verursachte ihm Beklemmung. Er eilte deßwegen nach Spanien zurück, und fand nicht eher Linderung als bey seiner Gemahlin. Man kann daraus sehen, wie sehr er sie liebte, und wie sehr er an ihr hing; und sie wußte, in die Geschäfte schon eingeweiht, und von ihrer klugen Gouvernante geleitet, sich seiner Liebe trefflich zu bedienen. Sie hielt ihn fast beständig in ihrem Apartement, oft in dem daranstoßenden ihrer Camarera-major in Gewahrsam, und da wurde alles ingeheim, ohne Wissen der Minister der beyden Höfe, verhandelt.

XVII.

Orri und Aubigni in Gunst am Spanischen Hofe.

Orri hatte sich die vertrauteste Freundschaft der Ursins erworben, er hatte das Departement der Finanzen und des Handels und war der vierte im Cabinet. In der Folge kam noch ein fünfter hinzu, der aber an Orri gekettet war. Dieß war Aubigni, der Sohn eines Procurators im Chatelet zu Paris, ein schöner wohlgewachsener lustiger und lebhafter Mann, der schon lange bey der Prinzessin als Ecüyer war und mit ihr auf dem Fuße eines unerlaubten Umganges stand.

Die Prinzessin und Orri waren nun alles in allem, sie hatten sich eine Gewalt angemoßt, wie sie seit dem Herzog von Lerma und dem Grafen von Olivarez niemand in Spanien besessen hatte und bedienten sich Rivas's nur als eines Secretärs, bis sie auch ihn stürzen könnten, wie sie schon Portocarrero und die übrigen, welche das Testament Carls II zu Stand gebracht hatten, gestürzt hatten. Der Cardinal Estrées, der mit der Ursins immer in Streit lag und immer den kürzern zog, war endlich seines fruchtlosen und für ihn so schimpflichen Aufenthaltes in Spanien müde und verlangte seine Zurückberufung. Der Abbé Estrées blieb aber als Gesandter. Louville, der bis zur Rückkehr Philips V aus Italien der Führer des Königs und der Monarchie, sein einziger Busenfreund und der Ausspender der königlichen Gnade gewesen war, erhielt zugleich mit dem Cardinal Estrées Befehl nach Frankreich zurückzukommen. Die wenigen Franzosen, welche am Spanischen Hofe waren, wurden

den ebenfalls alle zurückberufen, ausgenommen vier oder fünf, die sich bey Zeiten an die Prinzessin attachirt und nie Gelegenheit gehabt hatten, sich in Einfluß zu setzen und ihr gefährlich zu werden. Rivas blieb allein. Die Wichtigkeit seiner Charge war der Prinzessin ein wahrer Dorn im Auge und sie war entschlossen, sich ihn vom Halse zu schaffen; aber nicht eher, bis seine Charge zerstümmelt wäre, damit sie ihm keinen Nachfolger mit voller Gewalt zu geben brauchte. Zuerst trennte sie von seiner Charge, welche alle Departements umfaßte, die Finanzen und den Handel ausgenommen, welche Orri ohne Titel und ohne Vorgesetzte verwaltete, das Departement des Krieges und der auswärtigen Angelegenheiten. Das war aber nur das Vorspiel: bald darauf wurde Rivas, der schon die wichtigsten Zweige seiner Macht verloren hatte, wirklich abgedankt.

Nunmehr herrschte die Ursins, von Versailles aus unterstützt, mit der unumschränktesten Gewalt und ihre einzige Sorge war, alles zu entfernen, was ihre Macht im geringsten stören oder mit ihr theilen wollte.

XVIII.

Die Ursins läßt den Herzog von Berwick und Puysegur zu Generalen ernennen.

Man mußte auf den Grenzen von Portugal dem Erzherzog eine Armee entgegenstellen und brauchte demnach einen Französischen General, welcher die Französischen Truppen und vielleicht auch die Spanischen commandirte. Die Prinzessin hatte die Königin von England, welche eine Italienische Prinzessin war, von

von jeher gekannt, sie hatte ihr während ihres langen Aufenthaltes in Frankreich sehr angelegentlich den Hof gemacht und stand jetzt mit ihr in freundschaftlichem Connex. Sie fiel also darauf, dem Herzog von Berwick das Commando der Französischen Truppen in Spanien zu verschaffen. Sie kannte ihn als einen weichen kunstlosen Höfling, der ohne Vermögen war, Familie hatte und von dem Könige und der Königin von England abhing; sie hoffte mit Hülfe dieses Mannes alles machen zu können was sie wollte, indem er ihr dafür Dank wissen würde, daß sie ihm vom Generallieutenant zum commandirenden General geholfen habe und sich an sie anschließen müßte, wenn er sich emporheben und bereichern wolle; da hingegen ein Franzos, mit dem sie an seiner Stelle zu thun hätte, unabhängig von ihr seyn und ihr trotzen würde. Sie leitete also am Hofe zu St. Germain die Sache ein und schlug ihn in Versailles vor.

Der König ergriff, aus Rücksicht für den König von England und in Rücksicht seiner Aehnlichkeit mit seinen Bastarden, mit Freuden die Gelegenheit, den Herzog von Berwick auszuzeichnen und gab ihm wirklich das Commando. Luxemburg und Villeroi hatte Berwick wie ihren Sohn behandelt, und gegen den König seine Talente zum Kriege gerühmt; und da er so leicht zu disponiren war, so konnte er den Bitten des Königs und der Königin von England, dem Verlangen der Prinzessin Ursins und dem vortheilhaften Zeugniß jener Generale von der Fähigkeit des Herzogs von Berwick nicht widerstehen.

Puysegur wurde zu seinem Gehülfen im Commando ernannt. Er ging voraus nach Spanien und fand von den Pyrenäen an bis in die Gegend von Madrid alles im besten Zustande für die Subsistenz

der

der Französischen Truppen und stattete davon einen sehr vortheilhaften Bericht an den König ab. Als er nach Madrid kam, hielt er mit Orri eine Conferenz und dieser zeigte ihm auf dem Papiere alle Magazine gefüllt, sowohl auf der Route bis zur Grenze von Portugal, als auch auf der Grenze selbst und alles nöthige Geld in Bereitschaft.

Da Puysegur bis dahin alles im besten Zustande angetroffen hatte, so dachte er gar nicht daran, daß Orri die Grenzen habe vernachlässigen können, zumal in einem für Spanien so entscheidenden Zeitpunkt, wo der Krieg, wenn man dem Erzherzog keine Zeit zur Verstärkung ließ, in kurzer Zeit geendigt seyn konnte; am allerwenigsten aber konnte er sich einbilden, daß ein Minister der am Staatsruder stand, die Unverschämtheit haben könnte, ihm eine detaillirte Uebersicht aller getroffenen Vorkehrungen vorzulegen, von denen keine wirklich getroffen war. Er war also äusserst zufrieden und sein Bericht an den König war voll vom Lobe Orri's, der Prinzessin Ursins und ihrer weisen vortrefflichen Verwaltung, und voll der schönsten Hoffnungen; und mit solchen Erwartungen reiste er fort an die Grenze von Portugal und fand gar nichts von Lebensmitteln.

XIX.

Orri's Betrügerey.

Man erwartet wohl von Betrügern daß sie betrügen, aber nicht daß sie es mit einer solchen Frechheit thun, wo der Betrug sobald und mit so leichter Mühe entdeckt werden kann. Indessen Orri hatte sich auf die Unterstützung der Prinzessin und auf ihren

Cre-

Credit in Versailles, wo man gegen sie wie verblendet war, verlassen; und diese Verblendung ging so weit, daß die Prinzessin in dem Augenblick, wo beyde den schlimmsten Ausgang für ihre Bubenstücke zu befürchten hatten, noch den entsetzlichsten Streich wagen konnte. Sie hatte den armen Abbé Estrées, der sich, ich weiß nicht was für Herrlichkeiten in Spanien versprach, und seine traurige Stelle mit beyden Händen festhielt, so sehr in ihr Netz gezogen, daß er der entsetzlichen Zumuthung dieser Herrschsüchtigen nachgegeben und versprochen hatte, er wolle nichts ohne ihr Wissen an den König berichten. Diese sclavische Abhängigkeit, die ihn als Gesandten ganz unbrauchbar machte und seiner Pflicht so ganz entgegen war, wurde aber dem Abbé zuletzt unerträglich.

XX.

Die Ursins dictirt dem Französischen Gesandten die Depeschen, und läßt Estrées's Briefe auffangen und eröffnen.

Er fing also an sie um manche Depeschen zu betrügen, aber er konnte es nicht listig genug machen, und die Prinzessin, die so wachsam, so gefürchtet und so gut bedient war, erhielt vom Büreau der Post einen Wink. Sie traf also die gehörigen Anstalten, um, so bald es wieder vorfiele, davon benachrichtigt zu werden. Dieß geschah, und sie bedachte sich nicht lang. Sie ließ sogleich die Depesche des Abbés wegnehmen, erbrach sie, und, wie sie sich vorgestellt hatte, fand seinen Bericht gar nicht nach ihrem Geschmack. Was sie aber am meisten verdroß, war, daß der Abbé ihr

ganzes Betragen geschildert und, indem er ihre Mitgenossen in der höchsten Gewalt, als Orri und Aubigny, nannte, von letzterm, dessen Gewalt er sehr groß vorstellte, die Anmerkung hinzugefügt hatte, daß er ihr Ecüyer sey und daß sie mit ihm, wie jedermann glaube, vermählt sey. Ganz vor Aerger und Wuth ausser sich, schrieb sie an den Rand: „vermählt? das ist eine Lüge;" zeigte hierauf den Brief mit diesem Zusatz dem Könige und der Königin von Spanien und noch mehreren vom Hofe und vollendete ihre Unbesonnenheit dadurch, daß sie den so glossirten Brief an den König von Frankreich schickte und sich zugleich in den lebhaftesten Ausdrücken über den Abbé beschwerte, daß er, gegen ihre Uebereinkunft, den Brief ohne ihr Wissen geschrieben und durch die gemeldete Lüge von ihrer Heirath mit Aubigny ihre Ehre so sehr beschimpft habe. Aber der Abbé beklagte sich eben so laut über die Verletzung des Briefrechtes und über die Beleidigung seines Charakters und des dem Könige schuldigen Respectes, den man so wenig geachtet, daß man einen Brief des königlichen Gesandten an Se. Majestät aufzufangen, zu erbrechen und publik zu machen gewagt habe.

Die Königin von Spanien war auf Anreizung der Ursins gegen den Abbé sehr aufgebracht. Der König nahm wenig Theil an der Sache, doch so viel er sich dafür interessirte, war er auf Seiten der Ursins. Vielleicht sah er vermöge seines richtigen gesunden Verstandes, an dem es ihm nicht fehlte, den er aber immer verbarg, die Abscheulichkeit der Sache ein und wollte nichts damit zu thun haben; oder er war, vermöge seiner natürlichen Gemüthsruhe, nicht fähig, sich für eine Partie zu entscheiden. Der auf diese Art glossirte Brief nebst Beschwerden gegen den Abbé,

gegen den die Ursins exemplarische Gerechtigkeit foderte, kam kurz nach einem Briefe von Puysegur an, den er von der Portugiesischen Grenze aus geschrieben hatte. Puysegurs Bericht hatte den König entsetzlich gegen Orri und die Prinzessin aufgebracht, welche letztere in einem Briefe die Betrügerey Orri's angelegentlich zu beschönigen gesucht hatte. Unsere Minister, welche den Einfluß auf Spanien nur ungern aufgegeben hatten, ließen diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt, um der Spanischen Regierung einen Stoß zu versetzen. Aber Harcourt sah ein, welche gefährlichen Folgen dieß für ihn haben könnte, und suchte die Frau von Maintenon zu unterstützen, welche Orri in dieser für ihn und für die Prinzessin so gefahrvollen Sache vertrat, damit es nicht zum Umsturze ihrer Gewalt käme und die Spanische Regierung nicht wieder an die Minister zurückfiele, welche sie, wie er einsah, nie wieder fahren lassen würden, was ihm selbst gar nicht gleichgültig war. So schwankte die Sache hin und her und man wußte nicht auf welche Seite der Ausschlag fallen würde, als jener fatale Brief des Abbé Estrées nebst seinen bittern Klagen an den König gelangte. Dieß gab den Ausschlag gegen Orri und die Ursins. Es wurde beschlossen, diese sollte nach Rom zurückgeschickt und jener zurückberufen werden. Der einzige Anstoß war, daß man einen förmlichen Ungehorsam befürchtete, indem der König von Spanien den Thränen seiner Gemahlin nicht widerstehen würde. Nach einem Vorfall, wie der letzte war, ließ sich das Aeusserste befürchten; man wollte sich also nicht übereilen, um den Streich dann desto sicherer zu führen. Der König gab der Prinzessin einen scharfen Verweis und man meldete es dem Abbé Estrées mit dem Zusatz, daß er

gegründete Urſache gehabt habe, ſich zu beſchweren; aber das war auch alles. Der Abbé, der geglaubt hatte, daß die Prinzeſſin auf jeden Fall verabſchiedet werden müßte, war auſſer ſich als er ſie ſo leicht wegkommen ſahe; und in dem erſten Verdruß verlangte er ſeinen Abſchied. Man nahm ihn beym Wort, und es war für die Prinzeſſin noch ein Triumph mehr, daß ſie ſeiner auf eine für ihn ſo ſchimpfliche Weiſe los wurde, noch dazu wegen einer Sache, worin das Recht auf ſeiner Seite war, und welche den König betraf.

Nach ſeiner Zurückkunft wurde der Abbé Eſtrées durch den Tod des Cardinals von Fürſtemberg Comthur des Ordens; und ſein Onkel, der Cardinal, erhielt die Abtey St. Germain. Man kann denken, daß ſich die Prinzeſſin von Urſins nicht darüber freute.

XXI.

Ihre Entfernung vom Hofe; die Königin von Spanien iſt darüber untröſtlich.

Unterdeſſen war der Feldzug in Portugal, trotz der Betrügerey Orri's, eröffnet worden; und der König von Spanien war willens, ihn ſelbſt fortzuſetzen. Aber die Urſins wollte ihn nicht aus den Augen verlieren und wandte alles an, was ſie und die Königin über ihn vermochte, um ihn davon abzubringen, oder um ihn wenigſtens dazu zu bringen, daß er in Geſellſchaft der Königin reiſte.

Der

Der König von Frankreich, der seinen Plan verfolgte, hatte an seinen Enkel geschrieben: Da er seine Feinde bis in die Lombardie verfolgt habe, und jetzt sein Nebenbuhler persönlich im Schooße von Spanien gegen ihn auftrete, so wäre es für ihn schimpflich, wenn er sich nicht an der Spitze seiner Armee ihm gegenüber stellen wolle. Er bestärkte ihn nachher angelegentlich in seinem Entschlusse und widerrieth es ihm geradezu, sich von der Königin begleiten zu lassen, die ihm im Wege seyn und einen schädlichen Aufwand verursachen würde. Er vereitelte also diesen Plan und suchte die Abreise des Königs so schnell als möglich zu betreiben, der nun wirklich in Begleitung des Abbé Estrées, der bis zur Ankunft seines Nachfolgers dablieb, zur Armee reiste. Dahin wollte es der König haben, und sobald er bey der Armee war, schrieb er ihm daß die Prinzessin von Ursins vom Hofe entfernt werden müßte, und zwar in einem Tone, der ihm keine Ausflüchte erlaubte. Zugleicher Zeit schrieb er in einem noch eindringendern Tone an die Königin und schickte der Prinzessin von Ursins eine förmliche Ordre zu, daß sie Madrid verlassen, überhaupt Spanien räumen und nach Italien gehen sollte.

Dieß war ein Donnerschlag für die Königin, und sie war untröstlich; aber die Ursins ertrug den Schlag mit männlich gesetztem Muth, ohne Stolz, um nicht noch mehr zu reizen, und doch ohne Niedrigkeit. Vierzehn Tage nach erhaltener Ordre ging sie nach Alcale, das durch seine, von Ximenes gestiftete, so vollständige, an Gelehrsamkeit reiche, Universität berühmt geworden ist, und sieben Meilen von Madrid liegt. In dieser kleinen Stadt hielt sie sich, trotz den wiederholt gegebenen Befehlen zur Abreise, fünf Wochen auf; aber nachdem sie mit einer Gegenwart des

Geistes, die in dieser kurzen Zeit und in einer solchen Lage, unter lauter Verdruß, Kränkung und Wuth, unter den Trümmern ihres Glückes, wirklich bewundernswürdig war, alles versucht hatte, was möglich war, reiste sie in den kleinsten Tagereisen, und indem sie, so oft sie konnte und wagte, unterweges Halt machte, nach Bayonne zu. Der König schickte ihr 1500 Pistolen, wiewohl er das Geld nöthiger als sie hatte, und ohne den Credit des Abbé Estrées, der ihm 1000 Piaster verschaffte, nicht aus Madrid hätte wegreisen können.

Auch Orri erhielt Befehl, zurückzukommen und Rechenschaft von seinen unverschämten Betrügereien und von seiner Verwaltung abzulegen, wodurch er den Erzherzog unterstützt und die Eroberung von Portugal verhindert hatte. Denn wie die Fortschritte der Französischen und Spanischen Armee zeigten, würde die Eroberung von Portugal wenig Mühe gemacht haben, sobald man nur die Hälfte der Lebensmittel angetroffen hätte, die nach der Versicherung des frechen Betrügers überall in den Magazinen an der Grenze aufgehäuft seyn sollten.

Die Ursins setzte indessen so langsam als möglich ihre Reise fort und suchte sich die Erblaubniß auszuwirken, daß sie an den Hof kommen und sich rechtfertigen dürfte. Dieß hoffte sie nun keinesweges zu erhalten; aber durch ihre Bitten und Klagen glaubte sie des Exils in Italien überhoben zu werden, und ein Exil in Frankreich zu erhalten, dem sie sich mit der Zeit vielleicht entziehen könnte; denn sie wußte daß an den Höfen alles vorübergeht, selbst die fürchterlichsten Stürme, sobald man Unterstützung hat und nicht allen Muth verliert.

Harcourt verlor mit ihrem Aufenthalt in Italien alle Hoffnung, den geheimen Conner wieder zu erhalten,

ten, mit Hülfe deſſen er ſich behauptete; und Frau von Maintenon ſah ſich auf immer von dem unmittelbaren Einfluß auf die Regierung Spaniens ausgeſchloſſen. Beyde ſchmerzte dieſer Verluſt tief. Nachdem die erſte Beſtürzung vorüber war, faßten ſie wieder Muth. Der König hatte das Vergnügen des Gehorſams und der Rache empfunden; das Ordensband, das der Abbé Eſtrées, die Abtei welche ſein Onkel erhalten hatte, hatte die Rache vollkommner gemacht und die Urſins, ſo grauſam verſtoßen, war tief gebeugt. Nach einer ſo exemplariſchen Beſtrafung konnte wohl das Mitleid wieder Platz gewinnen, und es mußte wohl auch auf die Königin von Spanien Rückſicht genommen werden, die man in dieſem Punkt, der die Regierung nicht betraf, nicht ganz aufs Aeuſſerſte treiben durfte.

Bey dieſer Seite griff es die Maintenon an, um für die Urſins die Erlaubniß in Frankreich bleiben zu dürfen, auszuwirken. Wenigſtens wurde dadurch, wie ſie hoffte, dem Italieniſchen Exil vorgebeugt und für den Augenblick geſorgt. Aber es war Behutſamkeit nöthig, weil der König auf Italien beſtand und es war jetzt mehr als je gefährlich, wenn er einen Verdacht bekam. Man begnügte ſich alſo Toulouſe zu ihrem Aufenthalte zu wählen, und dieß wurde endlich der Urſins als eine Gnade, wiewohl ſehr ungern, zugeſtanden.

XXII.

Intriguen um ihre Rückkehr zu bewirken.

Unterdeſſen hatte die Königin von Spanien in ihrem Unwillen über die Verſtoßung der Prinzeſſin

ſich klug genug zu rächen geſucht, indem ſie ihren Gemahl überredete, daß er es darauf anlegen ſollte, dem Rath und dem Willen ſeines Großvaters in allem zuwider zu handeln. Die Angelegenheiten Spaniens nahmen dadurch ſichtbar eine ſchlimme Wendung; und der König von Frankreich beklagte ſich bitter darüber; aber man wollte ihn ermüden und ihm zu verſtehen geben, daß nur die Prinzeſſin von Urſins, wieder begnadigt und in ihre Allmacht eingeſetzt, die Angelegenheiten wieder in den erſten Zuſtand zurückführen und ſeinen Willen wie zuvor in Spanien geltend machen könnte. Nachdem dieſe Vorbereitung getroffen war, ſuchten von einer Seite Harcourt, der vermöge ſeiner Freymüthigkeit immer mit dem Könige frey von den Spaniſchen Angelegenheiten zu ſprechen pflegte, und von der andern Seite Frau von Maintenon dem Könige vorzuſtellen, welche unumſchränkte Gewalt die Königin von Spanien über ihren Gemahl beſitze; wie ſehr ſie gegen den König aufgebracht ſey, indem ſie ſogar zum Nachtheil ihrer eigenen Angelegenheiten gegen alles was von ihm komme, den heftigſten Widerwillen zeige, und wie ſehr ſie zu dieſem Unwillen, über den ſie kaum mehr Herr ſey, durch die harte Behandlung einer Perſon berechtigt wäre, für die ſie alles gethan habe, was ihr möglich geweſen ſey, um den Schimpf ihres Schickſales zu mildern; der König ſollte ja jetzt zu ihrer Beſänftigung nichts weiter thun als ihr eine Gefälligkeit erzeigen, die für die Staatsangelegenheiten ganz gleichgültig und ohne allen Einfluß ſey: nämlich der Prinzeſſin von Urſins zu erlauben, daß ſie an den Hof kommen und ſich rechtfertigen dürfe, worauf ſie dann machen könne, was ſie wolle, nur daß ſie freilich nicht daſelbſt bleiben oder nach Spanien zurückkehren dürfe, wovon auch die Königin von Spanien

nicht

nicht mehr spreche, indem sie es ganz ihrer Freundin überlasse, sich zu rechtfertigen; eine Gefälligkeit wie diese würde man vielleicht auch den Schuldigsten nicht verweigern, am aller wenigsten aber einer Person von ihrem Stande und von ihrem Geschlechte; wie groß auch ihre Verbrechen seyn möchten, so wäre sie schon durch ihren tiefen schnellen Fall, durch ihr Exil, durch ihre Erniedrigung vor aller Welt Augen und durch die damit so sehr contrastirende Begünstigung der beyden Estrées hart genug gestraft; und nachdem ihn nun der König die ganze Härte seines Unwillens und der Königin von Spanien das Gewicht seiner väterlichen Autorität habe fühlen lassen, so wäre es wohl billig, daß der König dieser Fürstin, welche die gesammten Staatsgeschäfte Spaniens in Händen habe und so aufgebracht sey, diesen Gefallen erzeigte, wodurch sie sicherlich besänftigt werden, und worauf ihre gefährliche Widerspenstigkeit gegen den König in Angelegenheiten des Staates nachlassen würde, was sehr zu wünschen sey, da nach den unglücklichen Schlachten bey Hochstätten und Gibraltar, und nach der unglücklichen Empörung in Catalonien die Lage der Dinge die größte Sorgfalt und die größte Einigkeit erfodere.

Der König zu dem, eingeschlossen wie er war, nie die Stimme der Wahrheit dringen konnte, war in den beyden Monarchien der einzige, der keine Ahndung davon hatte, daß die Ankunft der Ursins am Hofe ihr zugleich die Rückkehr in Spanien und die Wiedereinsetzung in ihre alte Gewalt versicherte. Der Widersprüche müde, mit denen man ihn absichtlich ärgerte, und von denen er die gefährlichsten Folgen für die Staatsangelegenheiten fürchtete, deren verän-

derte Lage die vollkommenste Eintracht zwischen den beyden Kronen verlangte, und der ewigen Bitten und Vorstellungen müde, mit denen man in ihn drang, bewilligte er endlich die so sehr erflehte Gnade. Die Minister waren wie vom Donner gerührt.

So gut auch die Ursins von allem was für sie geschah, unterrichtet war, so sah sie doch ihre Erwartung übertroffen. Aber diese Aussicht auf ihre Rückkehr und Wiedererhöhung brachte sie eben so wenig ausser Fassung, als ihr Fall. Mit der ruhigsten Selbstbeherrschung blieb sie dabey kalt, suchte die erhaltene Erlaubniß zur Rechtfertigung so viel als möglich zu benutzen, und beobachtete noch immer die Demuth einer in Ungnade Gefallenen, auf welches Betragen sie auch sorgfältig ihre Freunde vorbereitet hatte. Besonders nahm sie sich in Acht dem Könige Verdacht zu geben, der sie mit scharfem Blick beobachtete. Sie übereilte sich nicht mit ihrer Abreise, und reiste dennoch bald genug, um alles frisch benutzen zu können, und zu zeigen, wie angelegentlich sie sich der so dringend erflehten und gnädig zugestandenen Erlaubniß bediene.

XXIII.

Ihr Triumph; die Rückkehr nach Spanien wird ihr zugestanden

Der Kurier, welcher ihr jene erfreuliche Nachricht brachte, war kaum abgereist, als das Gerücht von ihrer Rückkehr sich am ganzen Hofe verbreitete

und

und die lebhafteste Sensation erregte. Die Freunde der Ursins waren die einzigen, welche dabey ruhig und gefaßt blieben. Man erwartete eine aufsteigende Sonne, welche die ganze Natur mit ihren Strahlen durchdringt, und alles umwandelt und verjüngt. Sie kam endlich den 4. Januar zu Paris an.

Mehrere von den vornehmsten Personen reisten ihr mehr oder weniger weit entgegen. Die Noailles reisten ihr entgegen, am weitesten aber der Herzog von Alba, welcher sich ganz an die Estrées angeschlossen hatte, und diesen Fehler dadurch gut zu machen hoffte, daß er ihr soviel als möglich, Ehre erwies. Er fuhr ihr in einem Aufzuge weit über Paris nebst seiner Gemahlin entgegen, und nahm sie mit sich in sein Haus, wo er ihr zu Ehren eine Fête gab, und sie zu übernachten nöthigte. Die Prinzessin mußte sich wohl nicht wenig über diesen triumphähnlichen Einzug wundern. Sie mußte capituliren, um vom Herzog von Alba loszukommen; denn es lag ihr viel daran, daß sie ungenirt und unbeobachtet lebte. Sie zog zur Gräfin Egmont, ihrer Verwandten, wo nunmehr eine Menge Menschen ihr die Aufwartung machten; aber sie gab gewöhnlich niemanden Zutritt und ging gar nicht aus. Monſ. le Prince war der erste der zu ihr ging, und seinem Beyspiele folgten alle die Vornehmern, und die nicht mit ihr näher bekannt waren.

So schmeichelhaft auch dieser zahlreiche Zuspruch für sie war, so ließ sie sich doch wenig davon abziehen, sondern war damit beschäftigt, sich von allem, wozu die schriftlichen Nachrichten nicht zureichend gewesen waren,

waren, und überhaupt von der ganzen Lage der Dinge zu unterrichten. Neugierde, Hoffnung, Furcht und Nachahmung führte diese Menge Menschen zu ihr, und kaum der vierte Theil wurde von ihr vorgelassen.

Niemand war damals mehr in Furcht als die Minister. Torcy erhielt vom Könige Befehl sie zu besuchen. Der Antrag bestürzte ihn, er erwiederte nichts, er sah ihren Triumph gewiß und gehorchte. Er besuchte sie mit sichtbarer Verlegenheit, und sie empfing ihn mit stolzer Kälte.

Jetzt nahm die Ursins einen ganz andern Ton an; bis jetzt war sie bescheiden und fast bis zur Erniedrigung demüthig gewesen; aber die Umstände lehrten sie bald, statt der Beklagten die sich rechtfertigen muß, die Anklägerin zu spielen, und sie wagte es gegen diejenigen, welche das Vertrauen des Königs so sehr gemißbraucht, und sie einer so langen Mißhandlung ausgesetzt, und vor den beyden Monarchien am Pranger gestellt hätten, Gerechtigkeit zu fodern.

XXIV.

Sie bleibt in Frankreich, und Frau von Maintenon ist auf sie eifersüchtig.

Nach mehrern Unterredungen mit dem Könige, mit Frau von Maintenon und mit der Herzogin von Burgund, wurde erklärt, daß sie bis zum Monat April am Hofe bleiben sollte, um ihrer Gesundheit zu pflegen und ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Man

Man reiste wieder nach Marly, und die Ursins war von der Gesellschaft.

Es ist unglaublich mit welcher triumphirenden Miene sie jetzt auftrat, und mit welcher Aufmerksamkeit sie der König behandelte. Sie hatte mit ihm öfters sehr lange Unterredungen bey Frau von Maintenon, und ihre geheimen Morgenbesuche bey der letztern erhoben sie zur Gottheit des Hofes.

Nunmehr war ihre Rückkehr nach Spanien keinem Zweifel mehr unterworfen; indessen sah sie sich in ihrem Vaterlande so über alle Vorstellung geehrt, daß sie wirklich anstand. Die lebhafte Liebe ihrer Königin konnte sie nicht mehr reizen, und sie suchte immer Ausflüchte, wenn man ihr leise zu verstehen gab, daß sie reisen möchte: das Alter und die Gesundheit der Maintenon gaben ihr Hoffnung; die Auszeichnung und die Freundschaft, mit der sie der König behandelte, und die allgemeine Achtung, die sie deswegen genoß, reizten sie; sie hätte lieber in Frankreich als in Spanien herrschen mögen.

Aber sie fühlte das Gefährliche dieser Reizungen, und entschloß sich endlich abzureisen. Aber sie wollte wenigstens ihre Reise so lange als möglich aufschieben, sich erst erbitten lassen, und ihre Abreise theuer verkaufen, ohne jedoch die Saite zu hoch zu spannen und in Frankreich etwas anders als die Befestigung ihrer Herrschaft in Spanien zu suchen.

Indessen wurde die Verzögerung ihrer Reise der Frau von Maintenon verdächtig, die keinen triftigen Grund dafür entdecken konnte. Man fing an sie zu

der

er Abreise zu ermuntern, und das war es gerade, was die Ursins erwartete. Sie fing nun an sich darüber zu erklären, mit welcher Stirne sie in einem Lande wieder auftreten sollte, das sie mit der Schmach einer Verbrecherin verlassen habe; es sey für sie unmöglich mit Ehren daselbst wieder zu erscheinen, und mit der Achtung, die ihr unentbehrlich sey, um den beyden Königen mit Nutzen zu dienen, wofern nicht ein öffentlicher Beweis gegeben würde, daß ihr das alte Zutrauen völlig wieder geschenkt sey. Und das sagte sie mit aller ihrer Kunst, ihrer Anmuth und Feinheit, mit dem schärfsten Calcul und mit der unschuldigsten kunstlosesten Miene. Auch übertraf die Wirkung ihre Erwartung. Es war den 15. Jun. zu Marly, in einer über zwey Stunden langen Unterredung mit dem Könige und der Maintenon, als sie diese Erklärung that. Sie beurlaubte sich daselbst, alle ihre Wünsche waren übertroffen, und sie hielt nicht mehr für gut, länger mit ihrer Reise zu zögern; aber listig wie sie war, bat sie um Erlaubniß den König noch einmal sprechen zu dürfen, wenn er wieder in Versailles seyn würde. Sie wollte ihnen durch ihre Beurlaubung freye Hand lassen, und doch nicht eher abreisen, als bis alles, was ihr bewilligt worden war, theils ausgefertigt, theils eingeleitet wäre. Endlich in der Mitte des Julius reiste sie ab.

Hierauf wurde der Herzog von Garmont zurückberufen und Amelot kam an seine Stelle. Er war in Portugal, Venedig und in der Schweiz u. a. m. O. Gesandter gewesen, hatte überall die Geschäfte mit Glück geführt, und sich allgemein Liebe und Achtung erworben. Die Ursins erhielt noch das schwerste von allen — denn der König hatte sich nach und nach dazu bequemt, ihr nichts mehr abzuschlagen — nämlich

Orri's

Orri's Rückkehr nach Spanien, unter dem Vorwande, daß er die beste Kenntniß von den Finanzen Spaniens habe, und niemand wie er Amelot in diesem Fache mit solcher Einsicht, und mit solchen ausgebreiteten Kenntnissen an die Hand gehen könne. Man schmeichelte sich außerdem, daß er unter Amelots Augen nicht wieder jene Unterschleise machen könne, weßwegen er verdammt worden war.

XXV.

Die Reichsstände von Spanien erkennen den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V an.

Das wichtigste was um diese Zeit in Spanien vorging war, daß die Reichsstände den Prinzen von Asturien als Nachfolger Philipps V anerkannten.

Damals befanden sich die Angelegenheiten Spaniens in der schlimmsten Lage, der Krieg war überall unglücklich, und in Frankreich herrschte Mangel und Elend, und der König und die Königin von Spanien fürchteten von Frankreich verlassen zu werden, was man sich schon seit einiger Zeit ins Ohr sagte. Der Prinz von Asturien war fast 20 Monate alt und war gesund. Die Lage der Dinge erfoderte daß man sich der Spanier immer mehr zu versichern suchte. Man beschloß also eine alte Ceremonie zu erneuern, welche man in Spanien den Prinzeneyd nennt, nämlich von den gesammten Reichsständen den Prinzen von Asturien als Thronfolger, und als zukünftigen König anerkennen,

kennen, und ihm die Huldigung und den Eyd der Treue leisten zu lassen.

Zu dem Ende versammelten sich die Reichsstände am 7. April in Madrid, in der Hieronymitenkirche im Palais Buenvetiro ganz am Ende der Stadt. Die Ceremonie dauerte über drey Stunden, wurde mit viel Feyerlichkeit vollzogen, und die Stände des Reiches bezeigten dabey viel Liebe für das königliche Haus.

Anmerkungen
Zusätze und Erläuterungen
zum II. und III. Theil
der
Memoires von St. Simon.

Aus den Papieren des Herzogs und mehrerer seiner Zeitgenossen, auch aus einigen gedruckten Memoires.

I.

Ueber die Sorgfalt des Königs für seine Maitressen. Frau von Montespan.

Ludwig XIV. an Colbert.

Nancy d. 26. September.

Sie haben mir bisher in keinem Ihrer Briefe gemeldet, wie es mit der Arbeit an den Terrassen bei dem Appartement der Frau von Montespan zu St. Germain steht. Die, welche angefangen sind, müssen fertig gemacht und die übrigen ebenfalls arrangirt werden; auf der einen soll ein Vogelhaus angelegt werden, um Vögel darin zu halten, und zu dem Ende müssen bloß die Seiten und das Gewölbe gemahlt, die Seite nach dem Hofe zu mit einem feinen eisernen Gitterwerk zugezogen und unten ein Brunnen angelegt werden, damit die Vögel trinken können. Was die andere betrifft, die muß gemahlt werden; auch muß man einen Brunnen in der Tiefe anlegen. Denn Frau von Montespan will Erde hinführen und einen kleinen Garten daraus machen lassen. Melden Sie mir, was bis jetzt dafür geschehn ist.

Nach den Memoiren von Duclos war Ludwig XIV. zuerst von seiner alten Kammerfrau der Königin Mutter, Beauvais genannt, verführt worden. Dieses bleichgelbe, runzelichte,

lige, einäugige Geschöpf, ohne Geist und Anmuth, hatte sich des Prinzen frühzeitigen Genußtrieb zu Nutze gemacht und seine Unschuld gemißbraucht, um seine erste Liebe zu erschleichen. Alle Welt war damals erstaunt, und war es noch zu meiner Zeit, daß der Prinz, der schönste junge Mensch im ganzen Königreich und vielleicht von allen seinen Zeitgenossen, nicht mehr Muth gehabt hätte, den ersten Drang durch eine bessere Wahl zu befriedigen. Lange blieb seine Intrigue ein Geheimniß: nur die Königin-Mutter wußte davon; aber sie ließ ihn damit spielen, weil eine Liebschaft dieser Art ihrem Einfluß auf ihn nicht hinderlich seyn konnte.

Erst nachdem der König den Kardinal Mazarin verlohren und seine Nichte vergessen hatte, ließ er seine Leidenschaft sich in voller Freiheit entwickeln. Ausser der Königin und seinen erklärten Geliebten liebkoste er jedem schönen Gesichte, das ihm gefiel. Die Liebe spielte während seiner ganzen Regierung eine sehr bedeutende Rolle; nur artete sie zuweilen in wirkliche Ausschweifung aus. Ein glühender Trieb nach sinnlichem Genuß machte den großen König blind gegen seine Herablassungen zu Aufwärterinnen, Blumenmädchen, Hofdamen, Schauspielerinnen, ja sogar zu Weibern braver Männer, die sich deswegen auf immer mit ihnen entzweiten. Bontems, sein erster Kammerdiener, hatte das wichtige Geschäft dieser Menus-Plaisirs, und behielt die besondern Umstände dieser Galanterieen als Geheimniß des Königs. Er ließ die Kinder erziehen; die Mädchen, welchen der König 20000 Rthlr. zur Aussteuer gab, brachte er an den Mann; die Söhne wurden bei den Truppen angestellt. Besonders gefiel dem König eine gewisse des Oeillets, die Tochter einer Schauspielerin. Diese hielt sein Herz ziemlich lange fest; strebte auch nach dem Vorzug, erklärte Geliebte zu seyn. Als es ihr Ludwig XIV. standhaft abschlug, grämte sie sich darüber dergestalt, daß sie vor Kummer starb.

Von den vielen weiblichen Geschöpfen, die er um sich gehabt hat, liebten nur wenige den Monarchen, der doch wirklich liebenswürdig war, der auch ein Frauenzimmer gewiß hätte glücklich machen können, wenn er nicht König gewesen wäre. Fast alle heftete Eigennutz oder Stolz an ihn: diejenigen aber, die ihn wirklich wegen seiner selbst liebten, waren so unglücklich, daß sie ihn nicht lange genießen konnten,

ten, weil er ihrer überdrüssig ward. Madam Ludri liebte ihn zwei Jahre lang mit Leidenschaft: nach zwei Jahren mußte sie andern weichen, weil die Montespan dem König einen Wink hatte geben lassen; die Ludri hätte eine gewisse geheime Krankheit, eine Art von Flechte. Die Valliere war die einzige, die ihn aufrichtig und vernünftig liebte, die ihn wirklich hätte befriedigen können, wenn er nicht einen überwiegenden Hang zur Veränderlichkeit gehabt hätte. Auch die Fontange liebte ihn sehr: nur brachte sie in alles, was sich auf ihre Liebe bezog, einen gewissen Anstrich von Idealischem, von Romantischem, so daß der König ihrer sehr bald vergaß. Was die Montespan betrifft, so war sie ein Dämon von Witz, Stolz und Eitelkeit; wurde aber von der Frau von Maintenon nicht wenig gedemüthigt, und mit vieler Geschicklichkeit vom Hofe verdrängt. Bis dahin hatte sie durch ihren Stolz die Königin empfindlich gekränkt. Sie war sehr schön, aber ihr Herz durchaus verdorben; und ohnerachtet der König der schönste Mann von der Welt war, zog sie ihm dennoch manchen andern vor. Ehe der König sie liebte, scheute man ihren Umgang, denn man verlor dadurch alle Aussicht auf Gunst des Hofs; nach ihrer Erhöhung wurde sie eine der bedeutendsten Gönnerinnen. Sie war hochmüthig und hart; über jedermann erlaubte sie sich die bittersten Spötteleien. Zuweilen machten dergleichen Spötteleien dem König einiges Vergnügen: allein sein Charakter konnte doch nicht lange Nahrung in einem Komischen finden, das öfters sehr zum Niedrigen herabsank.

Auch die Frau von Soubise war lange Zeit die Geliebte des Königs, und die einzige, die wirklich Herrschaft über ihn gewann, so sehr auch der König sich scheute, beherrscht zu werden, und so unerträglich ihm diese Lage beständig blieb. Sie hatte sich mit ihm auf einen solchen Fuß gesetzt, daß sie, (nach der Versicherung des Grafen von Maurepas in seinen Memoiren), als es ihr einmal nicht beliebte zu geben, und er mit Gewalt nehmen wollte, dem königlichen Liebhaber eine Ohrfeige gab.

II.

Ludwig XIV macht seine Minister, sogar den tugendhaften Colbert, zu Gehülfen seiner Vergnügungen.

Bontemps war vorzüglich der Gehülfe seiner geheimen Abentheuer.

Demungeachtet war der König so anmaßend, daß er selbst die Staatsminister nöthigte, ihn bei seinen Ausschweifungen zu bedienen. Er schrieb von Metz aus den 31 August 1663 an Colbert folgenden Brief, in welchem auch nicht ein einziges Wort ohne Bedeutung ist.

„Beifolgende Briefe müssen bestellt werden, besonders aber die, welche ohne Addresse sind und der Person angehören, die ich Ihnen bei meiner Abreise empfohlen habe.

Sie verstehn mich wohl.“

Der König meinte eine Maitresse.

III.

Ueber Frau von Maintenon.

Auszug aus den Memoires du premier Ministère du Comte de Maurepas. Th. I. S. 140.

Frau von Maintenon, eine geborne Aubigné aus einem alten protestantischen Hause, war in Amerika geboren und hatte von Kindheit an den Wunsch gezeigt, nach Frankreich zurückzukehren. Sie wandte sich zu dem Ende an Frau von Vienac, deren Mann Gouverneur war und nach Frankreich zurückgehen wollte und bat sie, daß sie sie mitnehmen möchte, indem sie sich zu allem erbot, worin sie ihr dienen könnte.

Frau

Frau von Blenac hatte es ihr versprochen, aber ihr Mann, der den in Amerika gebornen europäischen Kindern nicht hold war, wollte seine Einwilligung nicht dazu geben; aber sie gewann auch ihn. Maurepas, aus dessen ungedruckten Memoires ich großentheils die Notiz entlehne, sagt Th. I. S. 41. der Gouverneur sey von ihrem schmeichelhaften Betragen eingenommen worden und habe sich in sie verliebt, und Frau von Blenac habe sodann in Paris, wohin sie sie mitgenommen hatte, ihrer loszuwerden gesucht.

Als Madam d'Aubigné in der Hauptstadt angekommen war, wurde sie von ihrer Verwandten nicht anerkannt. Sie besuchte anfangs häufig eine gewisse Dem. David, die als ein geistreiches Frauenzimmer bekannt war, und bei welcher sich jeden Abend alles, was in Paris auf Geist Anspruch machte, versammelte. Dadurch wurde Madem. d'Aubigné bekannt. Sie fand, sagt Maurepas, in dieser Gesellschaft viel Beifall und hatte sogar einige Abentheuer, welche Aufsehen machten. Madem. David war mit der Marschallin de la Ferté und mit der Gräfin d'Olonne bekannt, die auf Geist und Galanterie Anspruch machten. Sie verschaffte ihrer Freundin die Bekanntschaft dieser Damen und kam auf den Einfall sie an den bekannten Dichter Scarron, dessen Gesellschaft sehr gesucht wurde, zu verheirathen.

Man hatte Mühe die Einwilligung der Madem. d'Aubigné zu erhalten, die den drollichten Dichter in guter Gesellschaft besuchte. Aber die Marschallin de la Ferté und die Gräfin d'Olonne wußten sie endlich dazu zu bringen. Scarron, in allem drollicht, machte im Heirathscontract zur Bedingung, daß sie keine Bänder und seidenen Kleider tragen, ihn bei seinen Krankheiten gut pflegen, mit dem Essen immer auf ihn warten, in seiner Abwesenheit keinen Besuch annehmen, sich nicht eher als bis er es befehle, mit ihm zu Tische setzen und sich nicht anders als Mademoiselle Scarron nennen sollte. Ihr Vater, der die Verheirathung seiner Tochter in den amerikanischen Inseln erfahren hatte, kam nach dem Tode seiner Frau nach Poitou zurück und verheirathete sich daselbst wieder, erhielt aber keine Kinder in dieser Ehe. Madem. David fuhr fort auch nach Scarrons Tode sich für ihre Freundin zu interessiren.

IV.

Massillon's, Bischofs von Clermont, Urtheil über Frau von Maintenon, in einer Stelle aus seinen Memoires.

Der verstorbene König Ludwig XV. hatte Massillon dazu aufgefodert über die Zeit seiner Minderjährigkeit Memoires zu schreiben. Er bewahrte auch die berühmten Predigten, petit carême betitelt, über die Pflichten der Fürsten und Könige im Manuscript auf, welche dieser große Kanzelredner vor ihm gehalten hatte.

Massillon stand im Rufe der größten Rechtschaffenheit, Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe; deßwegen forderte ihn der König zu diesem Werke auf, das nebst seinen Predigten lange in seinem Cabinete lag.

Die historischen Memoires Massillons sind in demselben Geiste wie seine Predigten geschrieben, obgleich nicht so gut ausgearbeitet.

Indessen sind sie voll schöner wahrer Schilderungen; er schildert das Laster mit treffenden Zügen; seine Gemälde sind mit einer eigenen Schärfe gezeichnet und die Facta sind mit viel Verstand ausgewählt und mit viel Kunst verbunden.

Seine Schreibart ist nicht sehr gedrängt, aber doch nicht matt, sein Ausdruck ist reich, aber nicht überfüllt. Es ist die beste Schrift für die Geschichte der Minderjährigkeit Ludwigs XV, wo nicht die einzige, die wir haben. Denn Saint Simon, der als Mitglied des Conseil de Regence über so vieles Auskunft geben konnte, hatte viele Begebenheiten nicht angeführt.

In diesen Memoires sagt Massillon in der Geschichte der letzten Zeit Ludwigs XIV. folgendes über Frau von Maintenon:

„Frau von Maintenon war die einzige, die auf den König bedeutenden Einfluß hatte. Sie war ein Weib von vielem

lem Geist, hatte aber alle die Fehler einer Herrschsüchtigen. Ihre körperlichen Reitze hatten zuerst den König zu ihr hingezogen, und Vertrauen, Freundschaft und dauerhafte Achtung trat später an die Stelle der ersten Leidenschaft. In dem Betragen beider glaubte der Hof und die Hauptstadt zu entdecken, daß sie heimlich vermählt seyen. Sie war in alle Staatsangelegenheiten eingeweiht und hatte selbst auf die Wahl der Minister Einfluß."

Dúclos über die Frau von Maintenon.

Ludwig XIV. ward endlich so vieler Liebschaften müde, und heftete sich an die Frau von Maintenon, wiewohl sie zwei Jahr älter war, als er, und das jugendliche Ansehn nicht mehr hatte, das öfters die Blicke des Greises noch fesselt. Sie hatte die Kinder des Königs und der Frau von Montespan erzogen, und dadurch Zeit und Gelegenheit gehabt, ihre große Eroberung von weitem ins Gesicht zu fassen. Sie war Zeugin der geheimen Zänkereien zwischen dem König und der Frau von Montespan, und wußte sie mit vieler Feinheit wieder auszusöhnen. Dadurch gewann sie Achtung und Eingang beim König, der anfangs eine große Abneigung gegen sie gehabt hatte. Frau von Montespan sah in der Aufseherin ihrer Kinder eine sittsame, stille Frau, die mehr nützlich zu seyn als zu gefallen suchte; daß sie ihr gefährlich werden könnte, fiel ihr nicht ein. Ja, sie glaubte sogar, daß bei der so schweren Stelle einer Aufseherin der königlichen Kinder von niemand weniger zu besorgen seyn würde, als von ihr. Daher überredete sie auch den Monarchen, daß alles, was man von Madame Scarron ausgesprengt hatte, gänzlich grundlos wäre. Auf ihre eigne Veranlassung mußten diejenigen, die am meisten um den König waren, jenen Gerüchten widersprechen, und ihm eine bessere Meinung von der Gouvernante beizubringen suchen. Nach und nach gewöhnte sich der König, die Gouvernante zu sehen, bis endlich ihr Blick, der ganz voll Ausdruck der Liebe war, Eindruck auf ihn machte. Allein je zärtlicher der König wurde, desto zurückhaltender ward die Wittwe; immer wies sie die Versuche des Königs mit einer so ehrfurchtsvollen Festigkeit zurück, daß der Monarch sich schämte, weil er solcher Weigerun-

gerungen wenig gewohnt war. Er wiederholte seine Versuche: Madame Scarron erwiederte, noch ehrerbietiger als vorher, mit Vorstellungen von dem Zorn des Himmels über die bisherige Lebensweise des Königs; nie würde sie die Ursache von Frankreichs Unglück seyn, wenn ja der Himmel die Sünden seines Königs strafen wollte.

Ludwig XIV. erstaunte über die hohe Tugend der Wittwe Scarron; vieljähriger Genuß hatte ihn ermüdet. Ihr Beispiel, da sie Gewissensruhe dem Vergnügen, und die Gottheit einem Monarchen vorzog, überredete ihn, daß ein guter Christ sehr wohl in diesem Leben eine Art von Glückseligkeit genießen könnte, die ihm noch unbekannt und wünschenswerth wäre. Frau von Maintenon, die er häufig besuchte, bestärkte ihn in seinem Vorsatz, zeigte ihm beständig die Höllenpforten offen, und dagegen die Glückseligkeit der Frommen. Ganz in Bewundrung verlohren, erzählte der König jede dieser geheimen Unterredungen der Königin wieder. Die Königin, die nun wohl die Unmöglichkeit einsah, den König beständig zu machen, sah es wenigstens lieber, daß er eine fromme Dame vorzog. Ja, sie fühlte sich ihr gewissermaßen verbunden; trug auch selbst dazu bei, daß sie zur zweyten Dame d'atour bei der Dauphine, einer gebornen Prinzessin von Baiern, ernannt wurde.

Nach der Entfernung der Montespan und nach dem Tode der Königin herrschte die Frau von Maintenon dreißig Jahre lang als unumschränkte Gebieterin. Einfluß hatte die verstorbene Königin nie gesucht, nicht einmal gewünscht; desto mehr bekam die neue Favoritin. Nachdem der König auf ihr künstliches Eingeben fromm geworden war, brauchten sie die Jesuiten, um den Religionsangelegenheiten eine neue Wendung zu geben; sie aber bediente sich wieder der Jesuiten, um die Hand des Königs zu erlangen. Sie vergab alle Stellen zum Vortheil solcher Leute, auf deren Ergebenheit sie rechnen konnte, und entfernte diejenigen, die ihr gleichgültig waren. Sie bestärkte den König in seinen frommen Gesinnungen durch Erzählungen von fürchterlichen Träumen, die sie wegen seiner vorherigen Liebschaften gehabt haben wollte. Sie gewann den Pater de la Chaise, den Beichtvater des Königs, durch Versprechen von Beförderung und Aufhelfen seiner Familie, woran ihm alles lag. Sie gewann die ganze Gesellschaft Jesu

das

dadurch, daß sie die Aufhebung von Port-royal und die Vertilgung des Protestantismus begünstigte, und, wiewohl sie sich als Beschützerin des letztern im ganzen Umfang erklärt hatte, dennoch den biedern Kardinal von Noailles der Verfolgungswuth des Paters Tellier preis gab.

Unmerklich hatte sie die Bischöffe von Meaux, von Chartres, von Condom und noch einige Prälaten, welchen der König sein Vertrauen gönnte, auf ihre Seite gezogen. Als sie recht viele Anhänger hatte, sagte sie zum König: sie könnte unmöglich die Gewissensbisse, die sie Tag und Nacht quälten, noch länger bekämpfen. Der König sprach hierüber mit dem Pater de la Chaise; dieser schlug eine sogenannte Gewissensheirath vor. Anfangs wollte der König davon gar nichts hören; allein je mehr Hindernisse sich zeigten, desto mehr Geduld, desto mehr Entschlossenheit setzte ihnen Frau von Maintenon entgegen, und nach und nach brachte sie doch den Monarchen an das gewünschte Ziel. Immer fand sie der König, der sie täglich besuchte, zu den Füßen eines Krucifixes in Thränen. Ihr Leiden rührte ihn; er bewunderte ihre Kämpfe zwischen der Liebe zu Gott und der Liebe zu einem König; ihre erhabne Gesinnung machte tiefen Eindruck auf ihn. Er machte ihr wirklich die Hoffnung, daß sie ihn künftig ohne Vorwurf würde sehen können, und gab ihr dadurch Beruhigung. Allein der Dauphin erfuhr den Entschluß des Königs, und widersprach ohne Zurückhaltung mit Festigkeit; auch Fenelon stimmte ihm bei. Vergebens stellte man dem Dauphin vor, die Verbindung des Königs mit der Favoritin würde doch geheim und kinderlos bleiben; man versprach ihm sogar, Mlle. Fleury, seine Tochter von Mlle. de la Force, für rechtmäßig zu erklären: Monseigneur beharrte auf seinem Widerspruch. Der König, der im Grunde keine Lust haben mochte, sich mit dieser Heirath zu übereilen, schien erst die Stimmen darüber sammeln zu wollen, überdieß war ihm auch wohl daran gelegen, daß sein Sohn weder gegen ihn noch gegen die Frau von Maintenon durch einen solchen Schritt aufgebracht werden sollte. Genug, er verschob es von einer Zeit zur andern, so eifrig ihm auch die Favoritin mit dem Zorne des Himmels zu bedrohen fortfuhr.

Endlich, nachdem er sich lange blos leidend verhalten hatte, nahm er sie dennoch insgeheim als seine Gemalin an.

Der

Der ganze Hof, der es vermuthete, war innerlich eifersüchtig oder aufgebracht darüber. Die Prinzen fühlten sich beleidigt; und aus der Cabale zu Meuden, wo der Dauphin seinen Hof hielt, erschienen folgende Verse, die, so platt und boshaft sie auch sind, dennoch hier eine Stelle verdienen.

Que l' Eternel est grand! que sa main est puissante!
Elle a comblé de biens mes pénibles travaux:
Je naquis Demoiselle, et je devins servante,
Je lavai la vaisselle, et soufrir mille maux.
J'eus plusieurs amans, et ne fut pas ingrate,
Je me livrai souvent a leurs prémiers transports,
A la Fin j' épousai ce fameux cul-de-jatte,
Qui vivoit de son vers comme moi de mon corps;
Mais enfin il mourut, et vieille devenue,
Mes enfans, sans pitié, me laissèrent toute nue,
Lorsqu' un héros me crut encore propre au plaisir,
Il me parla d' amour; je lie la Madelaine,
Je lui montrai le Diable en sort de ses désirs,
Il en eut peur, le * *, et je me trouve reine.

Den König kränkte das Mißvergnügen seiner Familie; aber er verstellte sich, und hielt sein neues Verhältniß geheim. Oefters erfuhr Frau von Maintenon seine üble Laune; und wurde sie darüber beunruhigt, so suchte sie ihn durch verdoppelte ehrerbietige Schmeichelei wieder zu besänftigen. Auf einer andern Seite war sie unermüdet daran zu arbeiten, wie ihre Vermählung öffentlich bekannt gemacht werden könnte.

Die wichtigsten Geschäfte, worin sie sich mehr oder weniger öffentlich mischte, waren die Demüthigung der Jansenisten, die Verfolgung der Protestanten, die Standeserhöhung der natürlichen Kinder des Königs, und das Testament, welches den Herzog von Orleans von der Regentschaft ausschloß. Gegen die Unbilligkeit dieses Testaments half sich zwar der Herzog sehr bald durch seine Thätigkeit; aber die Angelegenheit der Bulle, womit der verstorbene König noch in seinem Alter sich abzugeben schwach genug gewesen war, zog eine längere Reihe von unangenehmen Folgen nach sich, eben weil es eine Religionssache betraf.

V.

V.

Ueber das Schicksal und die Lage der Protestanten in Frankreich von Richelieus Regierung an bis zum Ende der verfolgungssüchtigen Regierung Ludwigs XIV.

Die Aufhebung des Edicts von Nantes war ein Werk des Cardinals Richelieu.

Im Protestantismus herrscht die Liebe zur Freiheit, jeder hat das Recht seine Vernunft sprechen zu lassen und ihrem Richterstuhle selbst die heiligen Schriften zu unterwerfen; auch hat man bemerkt, daß diese Religion sich für republikanische und gemischte Regierungsformen, wie die Englische ist, am besten schickt.

Die Katholische Religion hingegen schickt sich für despotische Staaten, und erhält das Volk in seiner Sclaverey. Sie befiehlt den päpstlichen Bullen blind zu gehorchen; die Bullen werden Gesetze und die Militärgewalt unterstützt die Tyrannei einer Religion, die ihrem ursprünglichen Charakter nach nur die Waffen der Ueberredung und die Gewalt der religiösen Begeisterung brauchen sollte.

Der Protestantismus mußte also Ludwig XIV, Mazarin und Richelieu verhaßt seyn, obgleich der gütige Heinrich IV. das Edict von Nantes gegeben hatte. Und dieß war die wahre Ursache der Aufhebung dieses Edicts, worüber Saint Simon mit so viel richtigem Sinn und Einsicht, wie keiner seiner Zeitgenossen, spricht.

Da es die Aufgabe der Geschichte ist, die durch die Zeit getrennten Begebenheiten mit einander zu einem historischen Ganzen zu verbinden: so wollte ich der Geschichte von der Verfolgung der Protestanten in der letzten Periode Ludwigs XIV einige interessante, sich darauf beziehende Data aus der Jugendzeit des Königs beifügen. Der König war nämlich erst neunzehn Jahr alt, als der Protector Cromwell alle Protestanten von Europa in Schutz nahm.

Wir

Wir sehen dabei Colbert noch gleichsam als Secretär des Cardinals Mazarin auftreten, dem er in einer Angelegenheit, welche der stolze hochfahrende und heftige Charakter Cromwells sehr kritisch machte, umständlichen Bericht erstattet.

Wir lernen dabey den Character der Geistlichkeit vom J. 1657, den Charakter der Classe, welche Colbert damals die Frommen, die Jansenisten nannte, und den Character der Gutgesinnten kennen.

Der Englische Gesandte hatte ein Kind des Grafen von Isenguien katholischer Religion bey sich; man nahm es ihm weg aus Furcht, der Gesandte möchte es zur Protestantischen Religion erziehen.

Colbert an Mazarin.

d. 6. September 1657.

Ich habe dem Befehle Ew Eminenz zufolge mit dem Vorsteher des College des Grassins wegen des Sohnes des Grafen von Isenguien gesprochen. Ich setzte ihm die Gründe auseinander, die, wie der Brief Ew. Eminenz besagt, den König bewogen hätten, der Republik England und dem Hrn. Protector für die dem Englischen Gesandten, durch Wegnahme des genahmten Kindes vor der Thüre seiner Wohnung, angethane Beleidigung Genugthuung zu geben, so daß dabey aber das Gewissen des Kindes keinen Schaden leiden sollte; und sagte ihm, daß Se Majestät zur Leistung der Satisfaction den Knaben blos auf zwey Tage in das Haus des Ambassadeurs zurückschicken wolle, doch unter der Aufsicht eines Mannes, den er, der Vorsteher, wählen, und der den Knaben nicht aus den Augen lassen sollte, so daß ihm, da er in den Grundsätzen unsrer Religion durch seinen Unterricht befestigt sey, der Aufenthalt zu gar keinem Nachtheil gereichen könne. Nachdem ich noch vieles andere hierüber mit ihm gesprochen hatte, sagte der Vorsteher, der Knabe wäre jetzt nicht in seiner Schule, er habe ihn während der Ferien zur Erholung aufs Land geschickt, und wenn er da wäre und mein Verlangen hörte, so würde er zum Fenster hinaus seine Kamaraden um Hülfe rufen, und die

Nach-

Nachbarschaft in Alarm bringen; übrigens handle er so ganz recht und billig, indem er bey dem Knaben Vaterstelle vertrete und förmliche Vollmacht dazu habe; und es sey die größte Gewaltthätigkeit, die der Englische Gesandte begangen habe, indem er ihn, wiewohl auf Verlangen seiner Mutter, den Armen seines Vaters entrissen habe; es sey ihm ja durch einen förmlichen Parlamentsschluß die Aufsicht über den Knaben anvertraut, für den er haften müsse, und den er nur auf Befehl des Parlamentes wieder entlassen könne. Ich suchte ihn durch alle mögliche Ueberzeugungsgründe, die ich Ew. Eminenz nicht wiederholen will, noch zu bewegen; aber er blieb auf seinem Kopfe; und ich muß Ew. Eminenz hierbey melden, was mir der Herr Kanzler sagte, ehe ich zu dem Vorsteher ging, er sey ein höchst starrsinniger Mann, und mit vielen Metzgern und andern Handwerkern vom Berge St. Genevieve verwandt; und er sey desperat genug um diese Leute zu Hülfe zu rufen, und sich der Execution der königlichen Befehle zu widersetzen. Ich habe alles dieß dem Hrn. Generalprocurator gemeldet, und er hat mir gesagt, das einzige Mittel bey der Sache sey, daß man den genannten Vorsteher durch eine lettre de cachet nöthige, sich nebst dem Kinde vor dem Könige zu stellen.

Colbert an Mazarin.

v. 14. September 1657.

Gleich nach Empfang des Briefes Ew. Eminenz vom 4. dieses Monats, habe ich mit dem Hrn. Kanzler und mit dem Hrn. Generalprocurator wegen der Affaire des Englischen Gesandten gesprochen. Ersterer hatte durch den Hrn. Grafen von Brienne, nicht durch den Gesandten die lettre de cachet erhalten, vermöge welcher zwey Staatsräthe den Sohn des Grafen von Isenguien abholen, und dem Gesandten überliefern sollten. In Rücksicht dieses königlichen Befehles berathschlagten sich der Hr. Kanzler und Generalprocurator über das, was ich ihnen von den Absichten Ew. Eminenz in Gewißheit Ihres Briefes eröffnet hatte, und beschlossen hierauf, daß ich im Namen Ew. Eminenz zu dem Englischen Gesandten gehen, mit ihm von der Sache sprechen, ihm wegen der Unannehmlichkeiten, die

man

man sich bey der Abwesenheit des Königs durch die Execution der Genugthuung zuziehen könnte, indem man von vielen Seiten Widersetzlichkeit zu befürchten habe, Vorstellungen thun und ihn um Aufschub der Sache bis zur Rückkunft Se Majestät bitten sollte; im Fall daß ich dies nicht von ihm erhalten könnte, sollte ich ihm das Anerbieten thun, daß man den Knaben durch zwey der ältesten Staatsräthe zu ihm bringen lassen wolle, die fünf oder sechs Stunden bey ihm bleiben, und den Knaben dann in die Schule wieder zurück bringen sollten. Ja der Hr. Kanzler erbot sich, den Knaben selbst zu ihm zu bringen, wenn er mit den beyden Staatsräthen nicht zufrieden seyn sollte. Ich ging hierauf würklich zu dem Gesandten. Ich meldete ihm, daß ich auf Befehl Ew. Eminenz zum Vorsteher des college des Grafins gegangen sey, ich sagte ihm was ich mit ihm gesprochen hätte, und daß eine Menge Leute, die Frommen, die Gut- und Uebelgesinnten, die Jansenisten und die Bischöfe, wiewohl aus verschiedenen Beweggründen, ausserordentlich viel Theil an der Sache nähmen, und brauchte mit allem mir möglichen Nachdruck die Gründe gegen ihn, welche in Ew. Eminenz Briefe enthalten sind; ja ich zeigte ihm sogar den Brief selbst, der so deutlich von Ew. Eminenz Achtung gegen ihn, und Dero gutem Zutrauen zu ihm zeugt, daß er den darin enthaltenen Gründen, warum in dieser Sache, zur Vermeidung einer gefährlichen Sensation auf das Volk, ein Ausweg gesucht werden müsse, Gehör geben werde. Nachdem ich ihm alles dieß vorgestellt hatte, sagte er, Ew. Eminenz glaubten mit Recht, daß er, soweit es seine Pflicht, und der seinem Herrn schuldige Gehorsam erlaubte, jedem für das Wohl und die Ruhe dieses Staates sprechendem Grunde Gehör geben würde; er könne mich versichern, daß er und ich die gemeinschaftlichen Diener eines Herrn wären, indem er nicht weniger als ich, für die Größe und die Zufriedenheit Ew. Eminenz interessirt sey, und er wisse wohl, daß Ew Eminenz überzeugt wären, daß er, der Pflicht seines Amtes gemäß, die Eintracht der beyden Königreiche zu erhalten, und zu befestigen beflissen sey; aber in diesem Falle sey es ihm unmöglich den Wunsch Ew. Eminenz zu erfüllen, er habe, seit der Wegnahme des Knaben, von seinem Herrn Befehl erhalten, Frankreich zu verlassen, wofern man ihm nicht Genugthuung leistete, und den Knaben zurücklieferte; er habe die

Befol-

Befolgung dieses Befehls bis jetzt aufgeschoben, in Rücksicht der Abwesenheit Ew. Eminenz, und dann wegen Ihrer Reise und Ihres Aufenthaltes am Hofe. Nachdem er auf die wiederholt erhaltenen ausdrücklichen Befehle zur Abreise von Ew. Eminenz die Versicherung der Satisfaction erhalten habe, habe er seinem Herrn ebenfalls die Versicherung gegeben, daß er, sobald er nach Paris zurückgekehrt seyn würde, vollkommne Satisfaction erhalten würde, und habe sonach die Sache auf sich genommen; und sein Herr verlange pünktliche Führung der Geschäfte und strengen Gehorsam; es thue ihm leid, daß die Sache eine solche Wendung genommen habe, daß in der Abwesenheit des Königs einige Unruhe in der Stadt dadurch veranlaßt werden könnte; aber es wäre ihm, nach der Lage der Sache, unmöglich, darauf Rücksicht zu nehmen, und er sähe sich genöthigt, wenn er nicht seines Herrn Ungnade und seine Zurückberufung erwarten wolle, längstens in vierzehn Tagen abzureisen. Ich that ihm hierauf den Vorschlag mit den beyden Staatsräthen; aber er verwarf ihn und sagte, die Satisfaction die sein Herr verlange, bestände darin, daß der Knabe ihm ganz übergeben und in sein Haus zurückgeliefert würde, aus dem er weggenommen worden sey. Unsere Unterredung dauerte zwey gute Stunden, und ich konnte ihn zu keinem andern Entschlusse bewegen. Endlich that ich ihm das Anerbieten mit dem Schlosse Vincennes, und fragte ihn ob seine Gemahlin den Vorschlag gut befunden habe, und erbot mich im Namen Ew. Eminenz zu allem, was in Dero Macht stünde. Dieß Anerbieten nahm er mit viel Höflichkeit und dankbarer Anerkennung Ihrer Güte an, und setzte hinzu, daß ihm sein Herr in dem letzten Briefe geschrieben habe, er dürfe keinen Gesandten über zwey Monate in Frankreich lassen, indem Ew. Eminenz seine Gesandten durch Ihre Güte so sehr verbinden würde, daß sie nicht so wie sie sollten, ihrem Herrn gehorsam seyn könnten.

Ich gab dem Hrn. Kanzler und dem Hrn. Generalprocurator von dieser Unterredung Rechenschaft, und sie beschlossen, daß, da der Knabe sich jetzt nicht in der Schule befinde, und von dem Vorsteher während der Ferien auf das Land geschickt worden sey, man den Ort seines Aufenthalts ausspähen, und sich seiner vor seiner Rückkehr in die Schule bemächtigen müsse, wo es mehr Schwierigkeit machen würde,

seiner habhaft zu werden. Dieser Beschluß sollte heute den Gesandten gemeldet werden, und ich sollte Ew. Eminenz von allem Bericht erstatten, wozu ich noch den Vorschlag hinzufüge — indem, wenn der Gesandte aufrichtig gesprochen hat, wie Ew. Eminenz selbst einsehen werden, es äußerst schwer hält, die Abreise des Gesandten zu verhindern, da man nicht weiß wo der Knabe zu finden ist, und wenn man ihn auch fände, man sich seiner so leicht nicht bemächtigen kann — daß Ew. Eminenz mir in aller Eil einen Kourier zuschicken, an den Gesandten schreiben, und auch dem Protector durch Hrn Brodeau wissen lassen möchten, wie es mit dieser Sache steht. Auch würde ich für sehr nöthig erachten, daß Ew. Eminenz alle Bischöfe ohne Ausnahme aus Paris entfernen ließen, indem ich nicht ohne Grund befürchte, daß sie wegen der Zurückgabe des Sohnes des Grafen von Isenguien im Stillen viel Unheil anstiften.

Mittags.

Ich komme so eben vom Englischen Gesandten zurück. Ich habe ihm gemeldet, was man zu thun beschlossen, und welche Anstalten man getroffen hat. Anfangs sagte er, es bedürfe keiner großen Anstalten, indem der Vorsteher der Schule sich erboten habe, den Knaben zum Hrn. Kanzler zu bringen. Aber als ich ihm die Gründe auseinandersetzte, warum die beyden Herren sich nicht sobald dieses Mittels bedienen wollten, sagte er, da er sehr wohl wisse, daß bey dieser Sache mehr Feindschaft gegen Ew. Eminenz als religiöse Beweggründe im Spiele wären, so wolle er sich noch einige Tage gedulden; aber er bäte mich, daß die Sache sobald als möglich zu Stande käme, weil er sonst bey seinem Herrn zu viel zu verantworten hätte, und wenn er die Satisfaction nicht erhielte, unvermeidlich die Ungnade desselben befürchten müßte. Dabey suchte er mich durch viele Versicherungen zu überzeugen, daß ihn keinesweges Eifer für seine Religion und der Wunsch, daß der Knabe die katholische Religion verlassen möchte, sondern lediglich der Befehl seines Herrn, der sich durch die Wegnahme des Knaben beleidigt gefunden habe, in dieser Sache leite.

Ich

Ich glaube, daß es sehr schwer halten wird, die Sache zur Zufriedenheit des Gesandten zu endigen; denn sicherlich ist der Vorsteher auf seiner Hut, und der Knabe ist nicht in seiner Schule, und ich zweifle sehr, daß er ihn bringen wird, wenn man es befiehlt, und noch mehr, daß man den Knaben findet. Indessen soll alle mögliche Sorgfalt angewendet werden, und ich werde nicht unterlassen Ew. Eminenz Bericht zu erstatten.

Colbert an Mazarin.

d. 17. Sept. 1657.

Der Englische Gesandte hatte mir vorgestern sehr spät sagen lassen, daß er den andern Morgen zu mir kommen wolle. Ich ging also gestern früh selbst zu ihm. Ich fand ihn reisefertig und im Begriff aufs Pferd zu steigen. Er sagte mir, er habe von seinem Herrn dem Protector Briefe erhalten, die so dringend wären, daß er sogleich abreisen müßte, und er sey im Begriff in aller Eil zu Ew. Eminenz zu reisen; und es freue ihn, daß er mich davon benachrichtigen und versichern könne, daß die Verzögerung der verlangten Satisfaction keinesweges die Ursache dieser Reise sey. Ich gestehe Ew. Eminenz, daß ich deßwegen sehr froh bin, denn wir hätten gewiß viel Mühe gehabt, um des Sohnes des Grafen von Isenguien habhaft zu werden, und wenn wir ihn auch in unsere Gewalt bekommen hätten, so war ein Aufruhr zu befürchten. Nunmehr können Ew. Eminenz vielleicht einen Ausweg in dieser Sache treffen, die ohne Zweifel viel Schwierigkeit machen würde, wenn die Satisfaction in der Form, wie sie der Gesandte verlangt, geleistet werden sollte.

Colbert an Mazarin.

von demselben Tage.

Schon wieder eine Affäre ähnlicher Art. Der Holländische Gesandte hält in seinem Hause öffentlichen Gottesdienst in Französischer Sprache. Entweder ist dieß nun neu, oder man gibt es wenigstens für neu aus, und alle die Frommen, der Pfarrer von St. Sulpice und alle Pfarrer aus der Vorstadt St. Germain sind darüber aufgebracht, und haben sich bey

dem Hrn. Kanzler darüber beklagt. Dieser hat seinen Secretair an den Holländischen Gesandten geschickt, und hat ihn bitten lassen, daß er es wie seine Vorgänger halten, das heißt, in Holländischer Sprache predigen lassen möchte. Er hat aber geantwortet, die Königin habe schon den Grafen von Brienne deßwegen an ihn geschickt, und er habe es doch nicht unterlassen, und wenn man noch mehr Umstände machen würde, so wolle er gegen den Französischen Gesandten in Holland Repressalien brauchen lassen. Die Erbitterung war gewachsen und der Hr. Kanzler sah sich gestern genöthigt, den Lieutenant criminel mit einigen Leuten in die Gegend des Hauses des Gesandten zu schicken, um zu verhüten, daß die Katholiken der Vorstadt nicht etwa Unruhe erregten. Es ist daher sehr nothwendig daß Ew. Eminenz uns Briefe vom Könige an den Holländischen Gesandten schicken, damit der Fortsetzung dieses anstößigen Gottesdienstes gesteuert werde, im Fall der Gesandte kein Recht dazu haben sollte, wie mir der Hr. Kanzler versichert hat; der König könnte sich auch deßwegen durch Hrn. de Thou bey den Generalstaaten beschweren, oder wie er sonst die Sache beyzulegen für gut finden mag. Denn er selbst kann nicht leugnen, daß alle solche religiöse Angelegenheiten gegenwärtig viel Erbitterung verursachen, seit man vermuthen kann, daß die Jansenisten, die Freunde des Cardinals Retz und des Erzbischoffs von Sens sich in die Dinge mischen und die Frommen anreizen, indem sich noch die Uebelgesinnten an sie anschließen und fast alles flieht.

Colbert an Mazarin.

v. 20. October. 1657.

Die Uebelgesinnten und die Frommen streuen hier dem Könige nachtheilige und der Wahrheit widersprechende Gerüchte aus, unter andern, daß man den Engländern die Stadt Bourbourg überliefert, und diese die Geistlichen und Mönche verjagt, und die Kirchen und Klöster niedergerissen haben sollen; und wiewohl die Gutgesinnten sich Mühe geben die Unwahrheit dieser Gerüchte zu zeigen, so wäre es doch wohl gut, wenn man nähere Nachrichten hätte und sie in die Zeitungen setzen ließ, damit das Publikum von der Wahrheit und Unwahrheit der Sache unterrichtet würde.

VI.

Ueber die Vorliebe Ludwigs XIV. für seine Bastarden, und über die Erhebung des Herzogs du Maine.

Die Erhebung des Herzogs du Maine war mehrentheils das Werk der Frau von Maintenon, seiner ehemaligen Gouvernante; aber auch der König selbst hatte eine solche Vorliebe für sich selbst, daß er für seine Fehler und Ausschweifungen von der ganzen Nation Nachsicht, ja sogar Beyfall und den Titel der Rechtmäßigkeit verlangte. Man weiß, was er dem Herzog du Maine und dem Grafen von Toulouse zugestand.

Aber Frau von Maintenon ging noch nicht weit genug: Denn der König wollte seine Bastarde mit den Prinzen von Geblüt auf einer Stufe sehen.

Lesen wir, was er in dieser Hinsicht von dem Grafen von Vermandois an Colbert schreibt.

Ludwig XIV. an Colbert.

(Aus Colberts Papieren.)

Aus dem Lager von Strahen bey Saint-From den 3. Julius 1675.

Ich habe verordnet, daß der Graf von Vermandois mit den Prinzen von Conti einerley Behandlung genießen soll, nur muß er allzu auffallende Gelegenheiten vermeiden, und sich z. B. beym Lever und Coucher nicht einfinden. Es wird gut seyn, wenn er in der Kirche nicht ganz den Rang der Prinzen von Geblüt erhält, das alles muß sich von selbst machen, und die Verordnung muß zwischen uns ein Geheimniß bleiben: Denn wenn man jene Gelegenheiten nicht vermeiden kann, so muß ers machen wie die Prinzen von Conti.

VII.

Ueber den Character Ludwigs XIV im Detail seiner häuslichen Beschäftigungen.

Der König war einer der besten Köpfe in Frankreich und hatte alle seine Talente für die auswärtigen Angelegenheiten, für die Behauptung seiner Macht nach Aussen und seines Ansehens im Innern angewandt. Unglücklicherweise ließ er sich gegen das Ende seines Lebens von der klugen Maintenon beherrschen, die ihn ganz zu unterjochen wußte und ihn durch das Band der Leidenschaft fesselte, und die ihn so sehr in ihrer Gewalt hatte, daß sie sich mit Hülfe der Beichtväter, die sie ihrerseits dankbar wieder unterstützte, die Hand des Königs verschaffte. Der bejahrte König wollte keine unerlaubten Vergnügungen mehr, er war fromm ohne Heucheley, und er bildete sich auch gar nicht ein, daß Frau von Maintenon durch die Vermählung, die er für die Ruhe seines Gewissens nöthig hielt, nichts als den glänzenden Namen der Königin suchte.

Der König war niemals müssig, er konnte sich ganz mit Kleinigkeiten beschäfftigen, als wären es die ernsthaftesten Dinge. Er beschäftigte sich mit seinen Gärten, wie mit den wichtigsten Angelegenheiten und setzte überall seine eignen Ideen durch. Diese Mannichfaltigkeit der Beschäfftigung schützte ihn vor der Langenweile; denn bey diese Kleinigkeiten sparte er eben so wenig die Mühe als bey wichtigern Dingen.

Jeder, der in seinem Dienste stand, wußte den Abend vorher, was er den andern Tag zu thun hatte. Daher jene bewundernswürdige Ordnung des Dienstes.

In der letzten Zeit war die Galanterie der frühern Jahre verschwunden und seine Hofleute mußten sich vor ihm, wie Mönche vor ihrem Abte, in Acht nehmen. Er vermied alles was seine Sinnlichkeit aufregen und ihn in den Fortschritten seiner Frömmigkeit hemmen konnte; aber seine Frömmigkeit war die Frömmigkeit der Jesuiten und der Heuchlerin, die ihn beherrschte und machte ihn, statt seinen Sinn zu erheben, kleinlich und intolerant. Die wahre Frömmigkeit verträgt

sich

sich mit den größten Tugenden und mit den erhabensten Grundsätzen, aber nicht so die Frömmigkeit der Jesuiten und Mönche.

Ein Auszug aus dem Manuscript eines Herrn vom Hofe, dessen Inhalt sich auf einen folgenden Theil dieses Werks bezieht, vom J. 1715.

Die ganze letzte Zeit seines Lebens beschäfftigte er sich ohne Unterlaß mit dem Phantom, das er Ruhm nannte, und sein Egoismus war die Triebfeder aller damaligen Ereignisse. Nie konnte die Liebe zu seinem Volke so viel Platz bey ihm gewinnen, daß er auf eine Erleichterung des Elendes gedacht hätte, welches seine Ruhmsucht über sein Volk hereinführte. Er faßte alles, was seinem Ruhme galt, mit solcher Begierde auf, daß er einst den Prediger unterbrach, um den Auditorium die Einnahme von Philippsburg zu melden.

Er sang mit innerm Wohlgefallen Opernarien, worin die Dichter der Zeit sein Lob verkündigt hatten, und der Vedacht im Gedicht Telemach, seine Regierung geschildert zu sehen, war die hauptsächliche Ursache, warum er Fenelon so von sich entfernt hielt. Die Verschwendung in seinen Gebäuden, Statüen und Gärten sah er als Erfordernisse königlicher Pracht an, und unerträglich war es ihm von König Heinrich seinem Anherrn zu hören.

Feind jedes Strebens nach Freyheit und jeder Abweichung von seiner Denkungsart, hatte er vier Millionen seiner Unterthanen, weil sie eine andere Religion als die seinige bekannten, in Unglück und Verzweiflung gestürzt. Ein Theil der Verfolgten verließ das Königreich, die unglücklichen Flüchtlinge verdammte er zu den Galeeren und zur Confiscation ihrer Güter und die übrigen ließ er durch die Commissarien mit Galgen und Rad zu tode martern. Indessen war die grausame Verfolgung mehr das Werk seiner Minister, der Intendanten und besonders Barille's, des Verwüsters der schönsten seiner Provinzen, als das Werk seiner eignen Verfolgungssucht.

VIII.

Auszug aus Roland's, des Parlamentspräsidenten von Paris, Manuscripten, einen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs XIV. betreffend, als ein Beytrag zur Geschichte seines Privatlebens B. II.

Im J. 1683 vereitelte der Abbé Blache einen abermaligen Anschlag zur Vergiftung Ludwigs des XIV und seiner Familie, welcher die Marquise d'Asserac zur Urhe[illegible] hatte. Wir geben hiervon den Bericht des Präsidenten Roland vom 27 Februar 1768, welcher den Auszug der vom Abbé Blache entworfenen und im College Ludwigs des Großen im J. 1762 gefundenen Geschichte dieses Vorfalls enthält. Der Präsident hat mir eine Abschrift vom Original dieser Geschichte, das im Archiv des Parlaments niedergelegt ist, mitgetheilt, und ich hielt es für interessant, einen Auszug dieser Geschichte hier einrücken zu lassen. Der Auszug ist aus dem X Capitel des V Buchs, er giebt viel Aufklärung über die Ursachen des Absterbens der Descendenten Ludwigs XIV, und enthält eine Rechtfertigung des Regenten.

„Zu Ende des Monats November 1683, sagt der Abbé Blache, kam die Schwester Margarethe Bocheron, Pförtnerin des Calvatrekloster, ganz bestürzt zu mir, wie sie das vorigemal zu mir kam, als der erste Anschlag der Marquise d'Asserac und ihrer Mitverschwornen auf das Leben des Königs und des Dauphins in seiner Geburt erstickt wurde.... Die Kammerfrau der unglückseligen Marquise hatte in der größten Bestürzung der Schwester Bocheron entdeckt, was für geheime Anschläge ihre Gebieterin habe, die sie zu Versailles vermittelst einer von den Weibern auszuführen gedächte, welche Waaren für die Toilette vornehmer Damen verkaufen und die Madem. Bensoia, Hoffräulein der Gemahlin des Dauphins, bey ihrer Gebieterin eingeführt hätte, ohne daß eine oder die andere etwas von dem schändlichen Geheimniß ahndete.... Ich muß hierbey noch etwas anführen, was

was einen zuverläſſigen Beweis abgibt. Nach dem Tode der Gemahlin des Dauphins wohnte Madem. Benſola in den Kirchſprengel Saint-Sulpice; ich hatte die Sorge für die Kranken in dem Quartiere, wo ſie wohnte, und beſuchte ſie in der Krankheit, woran ſie ſtarb; und da entdeckte ſie mir, daß ſie, wie ſie glaubte, vergiftet wäre und nannte mir die Perſonen, die ſie im Verdacht hatte. Ich erinnerte mich der Intrigue, die die Marquiſe d'Aſſerac vermittelſt jener Galanteriehändlerin mit ihr gehabt hatte, Madem. Benſola geſtand es ein und entdeckte mir, daß ſie mehrere Geſchenke an Kleidigkeiten, Zuckerwerk und beſonders eingemachte Berbisbeere, die ſie ſehr gern gegeſſen, von ihr erhalten hätte. Da ſie mir dieſes geſtanden hatte, ſo zeigte ich ihr, daß ihr Verdacht auf die Perſonen, die ſie mir als ihre Vergifter genannt hatte, ungegründet ſey und daß es niemand anders geweſen ſeyn könne, als jene unglückſelige Marquiſe. Ich ſprach mit ihr mehrmals davon, wenn ich ſie beſuchte, und ſie ſtarb in der Ueberzeugung daß ich recht hätte und bereute es, daß ſie jene Perſonen nach den Vermuthungen, die ſie mir geſagt, in Verdacht gehabt hatte."

Die Memoires des Abbé Blache befinden ſich im Original in den Händen des Präſidenten Roland, der als ein rechtſchaffener, ſtandhafter und patriotiſcher Mann bekannt iſt und oft, weil er die Freiheit gegen die Miniſter behauptete, ins Exil hat wandern müſſen. Um dieſe Memoires zu verſtehen, welche viele ſonderbare Anecdoten aus dem Innern des Hofes enthalten und die Gefahren zeigt, in welchen Ludwig XIV ſchwebte und wovon man nichts ahndete, muß man wiſſen, daß der König, ehe er ſich der Herrſchaft der Maintenon ergab, die unruhigen Bewegungen der Jeſuiten gedämpft und ihre Wuth ſo gut er konnte, im Zaum gehalten hatte, und daß er den berühmten Arnaux liebte und ſchätzte; und in dieſer Ungewißheit, wo man nicht wußte, ob ſich der König für den Jeſuitismus erklären würde oder nicht, reizte einige, dieſer Parthey zugethane, Schwärmer die Einbildungskraft einiger Weiber, daß ſie die hölliſche Kunſt der Giftmiſcherei verſuchten. Der Abbé Blache war ſo glücklich, den König zu retten, dieſen abſcheulichen Anſchlag zu vereiteln und die Giftmiſcherinnen zu entlarven.

Im J. 1671 hatte man ſchon einen ähnlichen Verſuch gemacht. Hören wir den König ſelbſt davon ſprechen.

Ludwig XIV an Colbert.

1671.

Ich schicke Ihnen die Briefe und Lausüns Aufsatz von der Aussage der Frau und überlasse Ihnen, damit zu machen, was Sie für gut befinden; aber ich wünschte nicht daß die Sache bekannt würde, und möchte auch nichts weiter von ihr erfahren als warum sie das gethan hat, was sie gethan hat: Hr. Pussoet könnte sie also privatim verhören, und mir Bericht von ihrer Aussage erstatten, worauf ich dann thun werde, was für gut befunden wird.

Glauben Sie aber, daß mehr gethan werden muß, so gebe ich Ihnen dazu meine Einwilligung. Uebrigens muß ich Ihnen melden, daß ich Pomponne zum Staatssecretär ernannt habe. Ich will nicht daß Berny länger die Stelle versieht. Sagen Sie ihm, daß ich ihm befehle alle seine Chiffern an Louvois zu schicken, dem ich bis zur Ankunft Pomponnes die Stelle zu verwalten gegeben habe.

IX.

Ueber Ludwigs XIV Verhältniß zu seinen Ministern, wenn er mit ihnen arbeitete oder ihnen Befehle gab, welche die Königin, seine Maitressen, die Geistlichkeit, das Parlament, das Kriegswesen, die Marine, die Künste und Gewerbe betrafen.

Wir glauben, daß man den König Ludwig XIV besser aus seiner eignen Sprache beurtheilen werde. Man lernt seinen Ton, seine Manier, seine Neigungen kennen: mag er immer als König sprechen wollen, die Leidenschaften des Menschen lassen sich nicht verdecken. Hier sind einige Details, seine Mätressen und die Geistlichkeit betreffend.

Col-

Colbert an den König.

ohne Datum.

Darf ich wohl hoffen daß Ew. Majestät geruhen werden, mir von allen Neuigkeiten, die im Publikum bekannt werden, und von den Berichten von der Marine Nachricht geben zu lassen.

Antwort des Königs.

Ich werde darauf bedacht seyn. Der Erzbischof von Paris hat mich gebeten, Ihnen zu sagen, daß, wenn Sie Doctoren der Sorbonne sprechen, Sie ihnen wissen lassen möchten, daß ich ihn beauftragt habe, auf die ausserordentlichen in der Sorbonne vorkommenden Fälle Acht zu haben, damit sie ihm, wenn er etwas sagt, eher Folge leisten.

An Colbert.

Aus dem Lager von Seinstours den 28. Mai 1673.

Was Sie mir von den beyden Erzbischöfen von Auch und Vienne geschrieben haben, macht mich unruhig, wenn nämlich der Erzbischof von Paris krank werden sollte; ich hoffe aber, daß der Fall nicht eintreten wird, und sollte er ja eintreten, so können Sie alles was Sie für schicklich halten, thun.

Frau von Montespan hat mir geschrieben, daß Sie Befehl zu Einkaufung von Orangebäumen gegeben haben und immer ihre Wünsche zu erforschen suchen. Fahren Sie fort meinen Ihnen hierüber gegebenen Befehlen nachzukommen, wie Sie bis jetzt gethan haben.

Was das betrifft, was Sie mir von Ihrem Sohne geschrieben haben, so darf es Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen, wo es mir möglich ist, Zeichen meiner Zufriedenheit und meiner Freundschaft gebe, die Sie so wohl verdienen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Satin den 5. Jun. 1673.

Ich habe Ursache mit allem, was Sie thun, durchgängig zufrieden zu seyn, und freue mich daß Sie Geld geschafft haben

und

und es nach meinem Wunsche auszahlen. Aus dem was Sie mir melden, und was der Hr. Erzbischof von Paris schreibt, sehe ich, daß die Versammlung der Geistlichkeit sehr gut anfängt und sehr gut gesinnt zu seyn scheint. Thun Sie alles was Ihnen möglich ist, damit sie bald geschlossen werden kann. . . . Fahren Sie fort den Wünschen der Frau von Montespan nachzukommen.

An Colbert.

Aus dem Lager von Neufchateau den 22. Jun. 1675.

Ich habe mit Vergnügen vernommen, was die Versammlung der Geistlichkeit gethan und wie sie freywillig mein Verlangen erfüllt hat. Ich schreibe an den Hrn Erzbischof von Paris um ihm meine Zufriedenheit deswegen zu bezeigen. Und Sie können bey der ersten schicklichen Gelegenheit erklären daß ich mit ihrem Betragen durchaus zufrieden bin, und eben so mit den einzelnen Personen, die bey dieser Gelegenheit, wie ichs nur wünschen konnte, gehandelt haben.

Ich habe an Monteufier geschrieben, daß bey meinem Sohne kein Unterschied zwischen den Prinzen von Conti und dem Grafen von Vermandois gemacht werden soll; nur müssen manche Dinge vermieden werden, als sich beym Lever und Coucher einzufinden, wenn die Prinzen von Conti gegenwärtig sind.

X.

Details zwischen dem Könige und seinen Ministern, die Finanzen, die Parlamenter und andere Gegenstände betreffend, als Belege, wie der König von allem unterrichtet seyn wollte.

Ludwig XIV. an Colbert.

Tourn den 24. October 1670.

So eben habe ich den Brief erhalten, worin Sie mir von dem Leben und Thaten des Herzogs von Mazarin geschrie-

ſchrieben haben. Einen Gefreiten zu ſchicken, ſcheint mir zu gewaltſam und könnte Aufſehen erregen; was ich thun will, iſt, daß ich Ihnen auftrage, mit ihm in meinem Namen zu ſprechen und mir dann ſogleich von dem was vorgefallen iſt, Bericht zu erſtatten, damit ich, im Fall es nöthig ſeyn ſollte, mehr thun kann.

Derſelbe an Denſelben.

Verſailles den 15. April 1671.

Mein lieber Colbert, ich habe erfahren, daß es mit Ihrer Geſundheit nicht zum Beſten ſteht und daß die Eile, mit der Sie zurückreiſen wollen, Ihnen ſchädlich werden kann. Ich ſchreibe Ihnen dieſes Billet, um Ihnen anzubefehlen, daß Sie ſich vor allem hüten, wodurch Sie auſſer Stand geſetzt werden könnten, mir, wenn Sie wiederkommen, in allen den wichtigen Geſchäften, die ich Ihnen anvertraut habe, ferner zu dienen. Kurz Ihre Geſundheit iſt mir zu wichtig, ich will daß Sie ſich ſchonen, und ſeyn Sie verſichert, daß das Vertrauen und die Freundſchaft, die ich für Sie habe, mich ſo ſprechen heißt.

Derſelbe an Denſelben.

1671.

Lyonne's gefährliche Krankheit betrübt mich ſehr und ich muß Ihnen, im Fall ihn Gott, bevor ich nach Verſailles zurückkomme, abfodern ſollte, den Auftrag geben, daß Sie ſich ſogleich in ſein Haus verfügen und ſeinem Sohne ſagen, daß ich bey dem eingetretenen Falle für nöthig erachtet hätte, daß Sie zu ihm gingen und in ſeinem Beyſeyn das Cabinet ſeines Vaters verſiegelten, in welchem ſich Papiere befinden, welche weder ſeine Mutter, noch ſeine Brüder, noch irgend jemand ſehen dürfen; dieß könne nur allein in meinem Namen geſchehen, und ich würde ihm ganz vertrauen; aber da er nicht der einzige Erbe ſey, ſo könne irgend eine Unannehmlichkeit daraus entſtehn, die dann nicht wieder gut gemacht werden könnte. Uebrigens können Sie noch alles ſagen und thun, was Sie für die Sicherheit meiner Geheimniſſe und der Verwandtſchaft für nöthig befinden, zu welchem Ende ich Ihnen auch bloß dieſe Befehle gegeben habe.

Col-

Colbert an Ludwig XIV.

Seaur d. 14. Aug. 1673.

Was die Finanzen betrifft, wovon Ew Majestät glauben, daß die Ausgabe des nächstfolgenden Jahres der von diesem Jahre gleich seyn werde, so bitte ich Ew Majestät zu erwägen, daß sie sich auf hundert Millionen Livres belaufen wird, daß die Einnahme, worüber wir disponiren können, fünf und siebenzig Millionen und die drey Millionen, welche das Stempelpapier einträgt, dazu gerechnet, acht und siebenzig Millionen einträgt.... Wir müssen wenigstens auf fünf und zwanzig Millionen für die auswärtigen Angelegenheiten rechnen, was doch nur durch eine große Sorgfalt von Seiten Ew Majestät möglich ist. Ich habe alle alte und neue Memoires in den auswärtigen Angelegenheiten vor mir liegen und gehe sie durch, um Ew Majestät bey Ihrer Zurückkunft Bericht davon zu erstatten.

Antwort des Königs am Rande.

Nancy d. 18. August.

Ich bin vor der Ausgabe erschrocken. Ich hoffe aber daß Sie es durch Ihre Bemühung und Ihren Fleiß möglich machen werden, meine Bedürfnisse zu befriedigen. Ich vertraue ganz Ihrer Geschicklichkeit und ihrem Eifer für mich und mein Interesse.

Colbert an Ludwig XIV.

d. 1. Aug. 1673.

Herr Piquet, Entrepreneur des Communicationscanals und Pächter der Salzsteuer dieser Provinz liegt, nachdem er ganz genesen zu seyn glaubte, seit sechs Wochen an einem schleichenden Fieber krank und an einer Art von Wassersucht, die ihm wahrscheinlich im Monat September oder October den Tod bringen wird. Als Entrepreneur des Canals hat er seinen Sohn die vollkommene Verbindlichkeit aller Contracte übernehmen lassen; als Pächter der Salzsteuer ist er allein verbindlich. Der Zustand in dem er sich befindet, schien es mir nöthig zu machen, etwas näher auf ihn Acht zu haben.... Ich habe gefunden daß er auf die auf seine Pach-

tung

tung gestellten Assignationen vom Monat April, May, Junius und Julius fast gegen vierhundert tausend Livres schuldig ist. Deßwegen habe ich an Hrn von Besons einen Kourier abgeschickt mit dem Befehl, daß er zu Piquet gehen und ihn zur Zahlung seiner Schuld anhalten, wo nicht Commissarien in alle seine Speicher setzen soll. Der Kourier hat Hrn. von Besons in Pouanne angetroffen, von wo er zurückkam.

Antwort des Königs.

Thun Sie alles was Sie für nöthig erachten, ohne Zeit zu verlieren.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 27. Jun. 1673.

Ich muß Ew Majestät melden, daß ich mit dem ersten Präsidenten wegen der Frau von Brigt gesprochen habe, die Ew Majestät eine Empfehlung zu geben befahlen; sie ist aber vor acht Tagen zu mir gekommen und hat sich beklagt, daß der Präsident gar nicht ihr Scheidungsgesuch begünstigen wolle.

Antwort des Königs.

Aus der Gegend von Maestrick d. 2. Julius.

Sie müssen zusehen, was zu thun ist.

Ludwig XIV an Colbert.

Aus dem Lager von Besançon.

Ich habe Ihren Brief, worin Sie von dem Papierstempel schreiben, mit Aufmerksamkeit gelesen: ich finde dabey Hindernisse, wie wir auch die Sache angreifen mögen; da ich Ihnen aber gänzlich vertraue und Sie besser als irgend jemand wissen, was am rathsamsten zu thun ist, so überlasse ich Ihnen alles und thun Sie daher was Sie für das rathsamste halten. Es scheint mir von Wichtigkeit zu seyn, daß wir nicht die geringste Schwäche zeigen und alle Veränderungen zu vermeiden suchen, die unter solchen Umständen nachtheilig seyn könnten.... Ich werde Estrern beauftragen,

daß

daß er mit Ihnen über ein Gesuch der Einwohner von Fontainebleau und wegen der protestantischen Commis spricht, die ich entfernt zu sehen wünschte.

An Colbert.

Von der Lage d. 14. Jun. 1674.

Der erste Präsident hat mir geschrieben, er hoffe, daß ich es gnädig aufnehmen würde, wenn das Parlament mich bey meinem Uebergang nach Flandern begrüßen ließ. Ich habe ihm geantwortet, ich würde ihm wissen lassen, was ich zu seiner Zeit wünschte, und ich könnte ihm zum voraus sagen, daß ich es lieber sehen würde, wenn sie meine Rückkehr erwarteten. Wenn er die Zeit meiner Rückreise erfährt, so wird er ohne Zweifel davon sprechen, daß er mir entgegen kommen will; und Sie können ihm sagen, daß Sie glaubten, ich würde es gern sehen, wenn er nach Fontainebleau käme; man müsse aber erst meine Befehle erwarten, welche besagen werden daß ich wünschte, sie kämen nach Fontainebleau, so wie auch die übrigen Gesellschaften. Dieß sage ich Ihnen zur Nachricht.

An Colbert.

von Ryssel den 4. März 1677.

Ich schicke Ihnen hier das Kästchen zurück, das Sie mir für Milord Düras geschickt haben, damit Sie es ihm in meinem Namen geben. Er ist zu Paris und wird sich einige Tage daselbst aufhalten. Das Kästchen ist sehr schön, und das Geschenk sehr artig.

Ich habe auch das Armbandsjuwel für Milord Sunderland erhalten, und ich schicke es an Courtin, um es ihm zu geben. Es ist so schön und so wohlfeil, daß ich erstaunt bin, es scheint viel mehr werth zu seyn. Es freut mich sehr, daß Sie Befehl zum Auszahlen gegeben haben; es wundert mich nicht, denn ich kenne Ihren Eifer, womit Sie mir zu gefallen suchen.

24. Februar 1678.

Die prompte Auszahlung von einer Million, die Sie gewöhnlich leisten, ist, wie ich sehe, mehr als man erwarten kann.

kann. Ich bin Ihnen dafür dankbar, wie es Ihre Dienste und Ihr Bestreben mir zu gefallen, verdienen.

XI.

Der König vertraut bisweilen in kritischen Zeitpunkten um seinen Willen durchzusetzen, seinen Ministern eine absolute Gewalt.

An Colbert.

Aus dem Lager von Gouy bey Castelet d. 14. Mai 1675.

Man hat mir so eben gemeldet, daß man in Poitiers Miene zu einem Aufstand macht, wegen der zum Besten der Künste und Gewerbe gemachten Foderung. Ich schreibe Ihnen diese paar Zeilen um Ihnen zu sagen, daß Sie in dieser Sache thun was Sie für gut finden, und alle Unannehmlichkeiten zu verhindern suchen. Thun Sie also dem Intendanten zu wissen, was Sie in diesem Falle für das rathsamste halten.

XII.

Details zwischen dem Könige und seinen Ministern, in Betreff der Künste und Gewerbe, der Künstler, der Academien u. s. w.

Colbert an Ludwig XIV.

Saint Germain d. 10. Mai 1672.

Die Französische Academie, die Ew. Majestät um die Gnade gebeten hat, sie in Dero besondern Schutz zu nehmen, fragt an, wo sie sich in Zukunft versammeln soll. Es schickt sich kein Ort dazu als das Louvre und die königliche Bibliothek. Das Louvre ist der würdigste Ort, aber unbe-

quem, und die Bibliothek ist weniger würdig, bis sie mit dem Louvre vereinigt wird, aber bequemer.

Antwort des Königs.

Die Academie mag sich im Louvre versammeln, dieß scheint mir der beste Ort, wiewohl ein wenig unbequem.

Colbert an Ludwig XIV.

Paris d. 21. März 1677.

Die Königin hat zwey tausend Pistolen zu den Almosen bey ihrem Jubiläum verlangt. Ich habe sie ihr sogleich auszahlen lassen, und schicke die Anweisung nebst einigen andern an Ew. Majestät zur Genehmigung.

Lebas, der unstreitig einer der geschicktesten Männer in Europa war, in Verfertigung von Microscopen und mathematischen Instrumenten, ist vor wenigen Tagen gestorben, und seine Wohnung in den Gallerien des Louvres ist nunmehr erledigt. Es kömmt nun darauf an, ob Ew. Majestät geruhen diese Wohnung dem in diesen beyden Fächern geschicktesten Künstler in Paris, oder einem der Medaillenarbeiter Ew Majestät anzuweisen.

Der Kaufmann und geschickte Thonarbeiter Johann Berth in Oudenarde, der alles für Versailles gearbeitet hat, ist gestorben und hat eine Frau mit vier Kindern hinterlassen. Man bittet Ew. Majestät seiner Wittwe und hinterlassenen Kindern das Recht des Rückfalls (le droit d'aubaine) zu erlassen.

Antwort des Königs am Rande.

Sie haben wohlgethan, daß Sie die zwey tausend Pistolen der Königin haben auszahlen lassen.... In die Wohnung der Gallerie können Sie setzen, wen Sie für den würdigsten halten.... Lassen Sie der Wittwe und den Kindern des Mannes, der Thonarbeiten für Versailles geliefert hat, eine Unterstützung geben, und ich erlasse ihnen den Rückfall des Vermögens.

An

An Colbert.

Aus dem Lager bey Cambray d. 17. April 1677.

Es freut mich sehr daß le Brun die Anlage dieser Belagerung sieht, denn sie ist sehr schön Ich schließe mit der Versicherung, daß ich Ihre Verdienste um mich, und die Mühe, die Sie um meinetwillen auf sich nehmen, mit Vergnügen und freundschaftlichem Danke anerkenne.

An Colbert.

d. 19. April 1677.

Le Brun und le Nôtre sind hier angekommen. Es freut mich sehr, daß le Brun diese Belagerung (von Cambray) gesehn hat, er ist auch zu Valenciennes gewesen. Lassen Sie jedem funfzehn hundert Livres für ihre Reise auszahlen.

An Colbert.

Calais d. 24. April 1677.

Ich kenne Sie zu gut um nicht zu erwarten, daß Sie sich über die Einnahme von Cambray recht sehr gefreut haben. Ich bin Ihnen dafür, wie überhaupt für Ihre guten Gesinnungen gegen mich von Herzen dankbar, und ich hoffe, es wird Sie freuen, wenn ich sage, daß ich Sie ganz kenne, so wie Sie sind .... Ich lege einen Aufsatz vom Marquis von Louvois bey, der sehr zu brauchen seyn wird, und gute Ersparungsvorschläge für den Artikel der Ausgabe für die Wissenschaften enthält. Sie werden ihn durchsehen und benutzen.

XIII.

Wie weit der König seine Willkühr und seine Rache trieb.

Ludwig XIV an Colbert.

Courtrai d. 19. Mai 1673.

Es würde kein gut Beispiel geben, wenn man dem Sohne des Präsidenten von Brequigny wegen seiner Jugend

Dispensation ertheilte, da der Vater im Exil ist und sich schlecht verhalten hat. Ich mag sie ihm also nicht verwilligen.

An Colbert.

Saint-Manilione d. 3. October.

Man hat mir gemeldet, daß in Saint-Germain in einigen Häusern die Blattern herrschen. Geben Sie Befehl, daß man die Kranken wegschafft, und die Häuser, wo die Blattern gewesen sind, lüftet *).

XIV.

Neue Beyträge zur Geschichte Ludwigs XIV, besonders seiner jüngern Jahre.

Der Cardinal Richelieu.

Auszug aus Luynes's Manuscripten.

Der Cardinal Richelieu war in die Königin Mutter verliebt. Frau von Chevreuse (Rohan) Wittwe des Connetables Luynes, die in die Intriguen des Hofes sehr eingeweiht war, bemerkte diese Leidenschaft und beredete ihn, vielleicht um den Cardinal lächerlich zu machen, oder aus einer andern Ursache, daß er auf einen Ball kam, in einer für einen Bischof ganz sonderbaren Kleidung. Er hatte ein grünes Narrenhabit an, und Castagnetten in der Hand. Aber die Verkleidung lief nicht nach Wunsch ab, er wurde deßwegen auf Frau von Chevreuse aufgebracht, und sie mußte ins Exil wandern.

Der Cardinal Mazarin.

Auszug aus Luynes's Manuscripten.

Der Cardinal Mazarin hinterließ ein Vermögen von vierzig Millionen, er besaß eine unglaubliche Menge von Pfründen, worunter funfzehn oder achtzehn waren, die er, ohne

*) Der König fürchtete für seine Kinder.

ohne Bullen darüber zu haben, genoß. Es ist bekannt, daß er zweymal das Königreich verlassen mußte. Auf einem Spaziergange warf er sein mit Gold beschlagenes Rohr auf einen Baum, und sagte zu seinen Begleitern: wenn mein Rohr auf dem Baume bleibt, so ist es ein Zeichen, daß ich bey meiner Rückkehr wohl aufgenommen werde, fällt es wieder herunter, so ist es eine schlimme Vorbedeutung. Er traute viel auf Vorbedeutungen. Da er stark war und gut werfen konnte, so blieb das Rohr wirklich auf dem Baume hängen. Vortrefflich, rief er, mag es oben bleiben. Aber des guten Omens ungeachtet, wollte er sein Rohr nicht verlieren, und sorgte dafür, daß ers wieder bekam.

Diese Anecdote ist der ähnlich, welche von dem Ahnherrn der Sforza erzählt wird Das Haus der Sforza, das in den Kriegen der Franzosen in Italien unter Karl VIII, Ludwig XII und Franz I so bekannt geworden ist, das den Wechsel von Größe und Niedrigkeit so oft erfahren, und dem Hasse des Papstes Julius II gegen Frankreich, und den Planen der mit diesem Papste verbundenen Mächte zum Werkzeug gedient hat, dieses Haus, sage ich hat einen nicht sehr ehrenvollen Ursprung. Der Ahnherr desselben war ein Handarbeiter, aber sein Geist strebte weit über seinen Stand hinaus. Einst, als er mit seiner Axt an die Arbeit ging, stellte er sich in einiger Entfernung vor einen Baum, und sagte zu denen die bey ihm waren: jetzt will ich sehen, was ich für eine Lebensart wählen soll. Ich will meine Axt in diesen Baum werfen, bleibt sie darinne stehen, so ist es ein Zeichen, daß ich Soldat werden soll, bleibt sie nicht stehen, so bleibe ich was ich bin. Sforza war unstreitig seiner Sache gewiß, und verließ sich auf seine Stärke und Geschicklichkeit. Die Axt blieb in dem Baume stehen, und Sforza gab seine Lebensart auf und gieng unter die Truppen.

Als die Königin Mutter bey dem Aufruhr in Paris mit dem Könige nach Saint-Germain floh, suchte jedermann so gut es ging, durchzukommen. Der Kanzler Seguier mußte sich in einen Mönch von der Mission des heil. Lazarus verkleiden, und die Mutter eines von den Staatssecretären floh als eine Cisterzienser Nonne.

Es ist bekannt, daß der Cardinal Mazarin den Frieden mit Spanien im J. 1660 schloß, den man gewöhnlich den

Pyrenäischen Frieden nennt. Die Unterhandlungen, welche diesen Frieden hervorbrachten, geschahen zu Saint Jean de Luz. Der bekannte Dom Ludwig de Haro war der Bevollmächtigte Spaniens, aber er war so klug gewesen, fast das ganze Spanische Conseil mit sich zu bringen. Der Cardinal Mazarin hatte niemanden mit sich gebracht, als den Marschall Villeroy und Hrn. von Lionne. Der Verfasser des Manuscripts behauptet, daß die Anstrengung, mit welcher er wegen dieser wenigen Unterstützung habe arbeiten müssen, ihm vorzüglich den Tod gebracht habe.

Sobald er von Saint Jean de Luz zurück war, wurde er krank. Die Königin Mutter besuchte ihn beym Anfang seiner Krankheit. Es war niemand bey ihr als Frau von Fleche, ihre Hofdame. Als sie in das Zimmer trat, richtete sich der Cardinal in seinem Schlafrocke auf, und indem er seine Beine bis an die Schenkel entblößte, die mit einer Art von Schuppen bedeckt waren, sagte er, Sehen Sie, Madame, in welchem Zustande sich der einst so schöne kraftvolle Mann befindet, von dem die Zeitgeschichte so viel böses gesagt, und so schwarze Verläumdungen ausgebreitet hat. So sonderbar dieser Empfang von Seiten des Cardinals war, so sonderbar ist die Schonung, mit der dies die Königin aufnahm. Der Mann, sagte sie, ist zu entschuldigen, seine Schenkel können nur Mitleid erregen, weiter können sie keinen Eindruck machen.

Das Manuscript sagt noch an einem andern Ort, wo die Rede vom Cardinal und von der Königin ist: er hätte fast die tugendhafte Fürstin verführt, die zwar sehr verläumdet worden wäre, aber sich sicherlich nie schuldig gemacht habe. Dieß hat mir ein Mann von viel Glaubwürdigkeit so oft versichert, daß ich es glaube.

Wenn der König zum Cardinal gieng, so begleitete ihn öfters der Staatssecretär, welcher den Monat hatte. Dieser Ausdruck ist merkwürdig, weil man daraus sieht, daß die Staatssecretäre monatsweise den Dienst hatten *).

Ludi

*) Es sind noch einige Spuren von diesem Gebrauch vorhanden. Ehemals nahm der Staatssecretair, welcher den Monat hatte, die an den König eingereichten Bittschriften ein. Es ist bekannt daß

Ludwig XIV verstand es, diejenigen welche Anhänglichkeit für ihn zeigten, zu belohnen. Er wollte einen seiner Staatssecretäre zum Ritter seiner Orden machen, aber es fanden sich einige Schwierigkeiten, die es unmöglich machten. Gleichwohl wollte er ihn auf eine schmeichelhafte Art auszeichnen, und sagte zu ihm: ich erzeige Ihnen eine Ehre, wie ich sie nur den Prinzen von Geblüt erzeige; nennen Sie mir einen, dem Sie die für Sie bestimmte Stelle im Orden wünschten. Der Staatssecretär nannte seinen Schwiegersohn, und dieser wurde Ritter. Dieß war in der Periode der Ungnade Fouquets.

Die Geschichte der Ungnade Fouquets ist in dem Manuscript sehr ausführlich erzählt, die mehresten Umstände davon sind bekannt, die Fete zu Vaux, das Porträt der Madem. de la Valliere, (in welche der König schon verliebt war) und das er in Fouquets Cabinette antraf, wie der König Fouquet arretiren lassen wollte, noch zu Vaux, wie die Königin sich standhaft dawider setzte, und die Beschleunigung der Reise nach Nantes. Diese Facta sind jedermann bekannt, aber was vielleicht weniger bekannt ist, ist, in welcher kurzen Zeit Fouquet von seinen Besorgnissen zur größten Sorglosigkeit überging. Den Tag vor der Ankunft des Königs in Nantes fragte er einige über sein Schicksal, die davon unterrichtet seyn konnten, und auf die er Vertrauen setzen konnte und er zweifelte gar nicht, daß ihm seine Verhaftung

daß Sonntags in der Antichambre des Königs eine kleine Tafel aufgestellt wird, die mit einem grünen sammtenen Teppich belegt ist, und bey dieser Tafel steht ein mit Karmosin Sammet beschlagener Lehnstuhl, dessen Rücken gegen den Camin zu gekehrt ist. Hinter diesem Lehnstuhl, welcher für den König ist, stand ehemals der Staatssecretär welcher den Monat hatte, nahm die eingereichten Bittschriften ein, und vertheilte sie an diejenigen seiner Collegen, welche sie angiengen. Da es äußerst selten geschieht, daß man Bittschriften auf diese Tafel legt, so schien dieses für die Staatssecretäre unwürdige Geschäft ohne Nutzen zu seyn, und dem Könige hat es gefallen, einem der ersten Commis dieses Geschäft zu übertragen. Gegenwärtig hat es Hr. Douin, erster Commis des Hrn. Saint-Florentin, dieser nimmt alle die Bittschriften ein, welche auf die Tafel gelegt werden. Er sieht an welches Departement sie gehören, brönet sie in Fascikel und contresignirt sie mit dem Namen des Staatssecretärs, der den Monat hat.

jeden Augenblick bevorstehe und den Tag drauf glaubte er, daß die getroffenen Anstalten nichts andres zur Absicht hätten als Colberts Verhaftung. Diese Anstalten waren wirklich sehr auffallend. In der Thüre, durch die man zum Könige zu gehen gewohnt war, stand eine Schildwache von den Mousketäres. Wenn die Minister kamen, so sagte ihnen der Soldat, hier könne man nicht zum Könige kommen und gab ihnen einen von seinen Kamaraden mit, der sie zu einem andern Eingange brachte. Dieß war eine der Hinterthüren, zu welcher ein sehr schmaler Corridor führte. In diesem Corridor stand eine Tafel, an welcher Hr Roze saß und schrieb, und ein wenig weiter hinten in demselben Corridor befand sich Hr. von Saint Aignan, an den man sich wenden mußte. Er klingelte mit einer kleinen Schelle, öffnete die Thüre des Königs und meldete denjenigen, der Zutritt verlangte. In dem Zimmer des Königs stand eine große Tafel die ganz mit Papieren bedeckt war, worunter auch mehrere lettres de cachet waren und sobald jemand eintreten sollte, wurde vorher ein großes seidenes Tuch darüber gebreitet. Fouquet kam zu dem Könige, aber er war krank, er hatte das dreitägige Fieber. Der König ließ sich mehrmals nach ihm erkundigen. Den Tag vorher, ehe er verhaftet wurde, hatte ihn ein Schauer aufs Bette niedergeworfen. Der Verfasser des Manuscripts kam zu ihm und erzählte ihm was man im Publikum spräche; er bemerkte mit Erstaunen Fouquets guten Muth und konnte ihn nicht von seinem Wahne abbringen. Noch denselben Tag erhielt ein Staatssecretär Befehl sich den andern Tag morgens punct sechs Uhr zu Fouquet zu verfügen. Er stellte sich auf die Minute ein. Boucherat, Intendant von Bretagne, befand sich schon daselbst und Fouquet war schon fort. Der Staatssecretär ging zum Könige und traf unterweges einen Wagen an, dem er nicht nahe kam, aber er bemerkte daß die Fenster zugezogen waren und Hr. von Artagnan mit dem Gefangenen darin saß.

Die Liebe des Königs zu Madem. de la Valliere veranlaßte einen andern sehr interessanten Auftritt, der aber geheim geblieben ist. Man behauptet Fouquet sey in die Valliere verliebt gewesen; gewiß ist, daß einer von den Staatssecretären oft mit Madem. de la Valliere sprach und sie sehr gern zu sehen schien. Er war ein Mensch von Kopf und hatte einen

sehr

sehr klugen und in die Geheimnisse des Hofes eingeweihten Freund zur Seite. Er bemerkte also bald daß Madem. de la Valliere dem Könige nicht ganz gleichgültig sey. Er hatte einen Mahler kommen lassen, der das Porträt des Königs und was eigentlich seine Absicht war, zugleich das Porträt der Valliere mahlen sollte. Niemand ist scharfsichtiger als ein Verliebter. Der König bemerkte die Neigung des Staatssecretärs zur Valliere, und eines Tages, als der Staatssecretär in seinem Cabinet war, verriegelte er die Thüre und sagte: Ich habe Ihnen etwas zu sagen. Dieser erschrack nicht wenig darüber, zumahl da er vermuthen konnte, was er ihm sagen würde. Der König sagte zu ihm: Sie lieben Madem. de la Valliere. Sire, sagte der Staatssecretär, der sich von seinem ersten Schrecken erhohlt hatte, da er den König nicht sehr erzürnt zu sehn glaubte, ich liebe sie noch nicht, aber ich hätte sie lieben können. Er hatte bemerkt daß der König roth geworden war; jetzt warf er sich ihm zu Füßen und sagte: Sire, ich weiß was ich thun muß, ich will sie nie wieder sehn und will sogleich den Mahler zurückschicken. Schicken Sie ihn nicht zurück, sagte der König, das würde zu auffallend seyn, er mag mein Porträt mahlen. Aber Sie lieben, ich sehe es wohl. Der Staatssecretär brach in neue Betheuerungen aus und der König schien sie mit Wohlgefallen und mit Güte aufzunehmen. — Dieser Staatssecretär war gewissermaaßen mit dem Könige erzogen worden und hatte an allen den jugendlichen Beschäftigungen desselben Theil genommen. — Man ließ die jungen Leute am Hofe exerciren und Frau de la Salle, Kammerfrau der Königin Mutter, commandirte mit einer Pique in der Hand das Exercitium. Der König bekam bald Lust zum Schießen und ein gewisser St. Mauri gab ihm darin Unterricht.

In dem Manuscript ist auch die nähere Geschichte des Todes des Cardinals Mazarin enthalten. Es wurden, wie man es erwarten wird, eine Menge Aerzte bey seiner Krankheit zu Rathe gezogen. Unter diesen war ein gewisser Guénneau, zu dem der Cardinal mehr Zutrauen als zu den andern hatte. Es ist derselbe von welchem Boileau sagt, er habe mit dem Antimonium die Eigenschaft gemein, daß er unzählige Menschen in jene Welt befördert habe. Ohne Zweifel kannte ihn der Kardinal als einen Mann, der die Wahr-

heit sagte. Die übrigen machten ihm alle Hoffnung, er wandte sich an Guéneau und fragte ihn, was er zu seinem Zustande sage. Daß Ew. Eminenz nicht wieder aufkommen können, antwortete er. Diese Antwort frappirte den Kardinal entsetzlich. Kurz darauf besuchte ihn einer seiner Freunde, der nichts davon wußte, was der Arzt gesagt hatte. Er fand ihn in der äussersten Unruhe und Beängstigung und er wiederholte unaufhörlich die Worte: Gueneau hat es gesagt, was niemand verstehen konnte, der den Zusammenhang nicht wußte. Seine Beängstigung war so gewaltsam, daß er auch im Schlafe nicht zur Ruhe kam; man bemerkte mit Erstaunen eine Art convulsivischer Bewegungen an ihm, und mitten im Schlafe warf er sich in seinem Lehnstuhle hin und her, so daß man befürchtete er würde ins Caminfeuer fallen. Sein Kammerdiener war darüber so erschrocken, daß er ihn aufweckte. Was gibts? sagte der Kardinal im Augenblick des Erwachens, dann fiel er sogleich wieder auf seine fixe Idee und rief: Ach! Gueneau hats gesagt. Als ihm seine Kräfte erlaubten, den Lehnstuhl zu verlassen, ging er in seine Gallerie. Hier betrachtete er mit Wohlgefallen seine schönen Tapetenmalereien und seine Gemählde, er blieb vor jedem stehen, und sagte: alles dieß soll ich also verlassen, seht die Schönheit dieser Zeichnung, die Vollkommenheit dieser Mahlereien, alles dieß ist für mich verloren; was ich mit so viel Mühe gesammelt habe, soll ich nun verlassen. Man stelle sich den innern Kampf eines Mannes vor, dessen Herz so ganz an dem was er besaß, hing und der durch den ihm unwiderruflich scheinenden Ausspruch eines Arztes zum Tode verdammt war.

So lange der Kardinal Mazarin lebte, wurden die Conseils bey ihm gehalten, aber nur um der Form willen und um seine Befehle zu empfangen. Er kleidete sich an, wenn die Minister kamen, ließ sich rasiren oder spielte mit einer Grasmücke, die er sehr liebte oder mit einem Affen, der beständig auf seinem Zimmer war; aber wenn die Minister weg waren, wurden erst die wichtigen Geschäfte vorgenommen. Der König kam zum Kardinal und hier, sagt das Manuscript, erhielt er manchen Unterricht in der Politik.

In seiner letzten Krankheit bat der Kardinal den König, daß er das Gouvernement von Bretagne dem Herrn

von

von Mazarin ertheilen möchte, welcher, wie man weiß, seine Niece geheirathet hatte. Der König versprach es ihm und gleich nach dem Tode des Ministers befahl er einem der Staatssecretäre die Bestellungsbriefe zu diesem Gouvernement für Hrn. von Mazarin auszufertigen. Der Staatssecretär that als wenn er es nicht recht verstanden hätte, der König mußte ihm also den Befehl wiederholen, worauf der Staatssecretär um Verzeihung bat, daß er es habe wiederholen müssen, indem er hinzusetzte, der Befehl habe ihn in Erstaunen gesetzt, weil der König der Königin Mutter das Gouvernement zuerkannt habe. Das thut nichts, sagte der König, ich habe es versprochen, fertigen Sie immer die Bestallungsbriefe aus und lassen Sie sie besiegeln. Das Insiegel kann wohl darauf kommen, aber nicht das Aussensiegel (le contre-Scel), antwortete der Staatssecretär. Die Briefe wurden mit der größten Sorgfalt ausgefertigt, und dem Kanzler vorgelegt, der das Insiegel darauf druckte, aber das Aussensiegel konnte nicht darauf gedruckt werden. Der Staatssecretär, welcher die Ausfertigung besorgt hatte, kam den Tag darauf zur Königin Mutter; sobald sie ihn erblickte, sagte sie, Sie sind mir ein impertinenter Mensch, Sie haben die Bestallungsbriefe zum Gouvernement von Bretagne ausgefertigt. Es ist wahr, antwortete der Staatssecretär, sie sind ausgefertigt und besiegelt, aber das Aussensiegel fehlt noch und kann nur auf die Abtretung Ew. Majestät aufgedruckt werden. Darauf kann man sich verlassen, daß man die Abtretung nicht von mir erhalten wird, antwortete die Königin. Ich verzeihe es Ihnen, sagte sie zum Staatssecretär, Sie konnten nicht umhin dem Befehle zu gehorchen. Bey diesen Worten, die sie mit einem gütigen Blicke sprach, fiel der Secretär ihr zu Füßen, er verlangte ihre schöne Hand zu küssen, sie reichte sie ihm, aber zugleich gab sie ihm eine ziemlich starke Ohrfeige und weil sie ihn zu stark geschlagen zu haben glaubte, fragte sie ihn sehr gütig: ich habe doch nicht zu stark geschlagen? Der Secretär erwiederte mit Galanterie: ein Schlag von Ew Majestät kann nur ehrenvoll und schmeichelhaft seyn, und noch mehr für einen Menschen, der Ihnen ganz ergeben ist. Bey diesen Worten gab ihm die Königin wieder eine kleine Ohrfeige, der Staatssecretär reichte ihr den andern Backen: es ist genug, sagte sie, gehen Sie

und

und holen Sie mir den jungen Menschen, den Mazarin, ich will ihm den Kopf waschen, eilen Sie, denn ich möchte ihn noch vor der Messe sprechen. Es war gerade die Zeit des Conseils, der König hatte befohlen daß es sich versammlen und alle Minister gegenwärtig seyn sollten. Es waren ihrer acht, der Kanzler Seguier saß dem Könige zur Linken, der Surintendant Fouquet, die beyden Brienne, Vater und Sohn, Hr de la Vallière, Hr. Düplessis Guenegaud, Hr. von Lionne, und Hr. le Tellier. (Hr von Louvois hatte bey Lebzeiten des Kardinals Mazarine die Anwartschaft auf le Telliers seines Vaters Stelle, er trat erst nach dessen Tode in Function und war nicht im Conseil.) Der König zog aus seiner Brieftasche die für Hrn von Mazarin ausgefertigten Bestallungsbriefe hervor und befahl dem Staatssecretär, welcher sie ausgefertigt hatte, die Relation zu machen. Mehrere von den Ministern wagten es nicht, ihre Meinung frey heraus zu sagen, einige indessen stellten sehr nachdrücklich vor, daß die Bestallungsbriefe null und nichtig wären so lange die Königin nicht ihre Abtretung erklärt hätte, und diese Vorstellung drang durch. Der König wandte aber immer noch ein, daß er sein Wort gegeben habe, worauf der Staatssecretär, welcher die Briefe ausgefertigt hatte, antwortete, es sey nichts leichter, als dafür einen Ausweg zu treffen. Wenn es der König erlauben wolle, so wolle er zu Mazarin gehen und ihm in seinem Namen erklären, daß die Bestallungsbriefe ausgefertigt wären, aber daß sie ohne die Abtretung der Königin Mutter nichts gelten könnten. Dieser Vorschlag wurde gebilligt und befolgt und Mazarin erhielt das Gouvernement nicht. In diesem Conseil war es, daß der König seinen Ministern erklärte, er wolle ganz allein regieren und er befahl einem jeden, nichts ohne seinen Befehl zu thun. Das Conseil wurde damals in dem Geländerzimmer gehalten, die Minister standen alle, sogar der Kanzler, und es saß niemand als ein Staatssecretär, aber auch nur wenn er schreiben mußte *).

Ich

*) Das Stehen war nur im Conseil der Depeschen üblich. Denn im Staatsconseil saßen die Minister. Dieser Unterschied hatte seinen Grund in der eigenen Beschaffenheit des Conseils der Depeschen. Ehemals waren nämlich für dieses Conseil nur summarische Geschäfte bestimmt, als Bittschriften und Memoires,

Ich habe schon von der Anhänglichkeit Mazarins an alles ihm angehörige gesprochen; dieser grose Minister hatte aber noch größere Schwächen. Kurz vor seinem Tode wollte er doch nicht krank scheinen, er ließ sich das Gesicht mit roth und weiß bemahlen und ließ sich in der Sänfte austragen, um sich sehen zu lassen. Der Graf von Nogent begegnete ihm unterweges und sagte zu ihm: Monseigneur, man sieht wohl daß Ihnen die freye Luft gut thut, denn Sie sehen gut aus. Aber ungeachtet dieses Complimentes, das vielleicht boshaft gemeint war, wurde es dem Cardinal kurz darauf übel und er ließ sich sogleich zu Hause tragen. Auf dem Rückwege begegnete ihm der Graf von Nogent wieder und fuhr in demselben Tone fort: Monseigneur man sieht wohl, daß Ew Eminenz sich übel befinden, denn Sie sehen sehr roth aus.

In dieser letzten Krankheit kam einmal Monsieur zum Kardinal, um ihn dafür zu danken, daß er ihm funzigtausend Ecüs vom Könige verschafft hatte. Monsieur war ganz vor Freuden ausser sich. Als er weg war, sagte der Kardinal zu einem seiner Freunde, der bey ihm war: ich habe wohl fünf mal so viel als die funfzig tausend Ecüs, welche Monsieur erhalten hat; aber ich möchte sie ihm gegeben haben und eine so lebhafte Freude empfinden, wie er. Warum sollten Ew. Eminenz sich dieses Vergnügen nicht machen können, antwortete der Freund; Sie brauchen diese Summe nur den Armen zu geben. Das ist leicht gesagt, antwortete der Cardinal; aber Monseigneur, versetzte der Freund, das ist das Mittel, um sich Schätze im Himmel zu sammeln wie Jesus Christus sagt. Das ist alles schön und gut, sagte der Kardinal, aber das Geld ist doch besser.

Wäh-

moires, in denen man sich vom Könige eine Gnade ausbat, Bittschriften zur Erlangung einer Frist, Schwierigkeiten, die in Rücksicht einer vom Könige ertheilten Gnade zu heben waren. Alle diese verschiedenen Gegenstände wurden dem Könige vorgelegt, der darüber jedem der Staatssecretäre seine Meinung sagte. Bisweilen kamen Geschäfte vor, in welchen sich verschiedene Punkte befanden, die auf die Marine, oder auf das Kriegswesen oder auf die Justiz Bezug hatten. Von diesen sprach der König mit dem Kanzler. Nach und nach haben sich die Geschäfte des Conseils der Depeschen erweitert. Gegenwärtig werden Processe darinne entschieden.

Während seiner ganzen Krankheit wurde bey ihm Karte gespielt; der Comthur von Souvré spielte für ihn. Dieß dauerte bis zu dem Tage, wo er die letzte Oelung erhielt. Der Nuntius gab sie ihm und Joly, der Pfarrer von St. Nicolas des champs stand ihm in den letzten Augenblicken bey. Der Kardinal sagte beständig zu ihm: sprechen Sie mir nur von der Barmherzigkeit des Herrn, seine Gerichte fürchte ich schon genug.

Hr. von Besemau, Gouverneur der Bastille, war Capitain der Garde Mazarins. Als der König den Cardinal zum letztenmale besuchte (es war in seiner Sterbestunde), ließ Besemau der Garde des Kardinals die Waffen niederlegen und warf sich dem Könige zu Füßen, der ihn gütig aufnahm und für ihn zu sorgen versprach.

Ich habe noch einen Umstand vergessen, nämlich daß nach Fouquets Verhaftung Colbert ins Conseil aufgenommen wurde.

Ich habe schon mehrere Facta aus einem mir mitgetheilten Manuscript angeführt. Man kann aber nicht aufmerksam genug alles, was auf Ludwig XIV Bezug hat, bemerken.

Dieser Monarch war noch nicht zwölf Jahr alt, als er den 3. May 1650 von Paris nach Guyenne reiste, um eine in Bourdeaux entstandene Empörung zeitig zu dämpfen. Ein junger Edelmann vom Hofe, für den er viel Freundschaft hatte und der mit ihm fast von einem Alter war, bemerkte Thränen in seinem Auge, als er Truppen in Revüe vor sich vorbeypassiren sah. Er nahm sich die Freyheit ihn nach der Ursache zu fragen. Ich werde nicht immer Kind seyn, antwortete der König, und diese Schurken von Bourdeaux werden mir nicht immer Gesetze vorschreiben *).

Das Manuscript setzt hinzu: der junge Prinz habe den Muth seines Großvaters und die Klugheit seines Vaters und mache sehr wenig Wesens; aber diese Hoffnungen, welche Lud-

*) Er hat Wort gehalten; er hat von den reifern Jahren an bis in sein höchstes Alter nie unterlassen, seine Städte, seine Provinzen, sein ganzes Reich mit Gewalt der Waffen zu despotisiren. Was sind die Folgen davon gewesen? er hat sein Reich entvölkert, mit Schulden belastet, in den Händen der Pächter zurückgelassen.

Ludwig XIV mache, habe man nicht dem Kardinal Mazarin zu verdanken; im Gegentheil habe dieser sein möglichstes gethan, um einen ganz gemeinen Fursten aus ihm zu machen, das sind die Worte.

Das nämliche Manuscript spricht mit viel Verachtung von dem Charakter Vendomés, des Admirals von Frankreich, welcher die Erbin von Mercoeur geheirathet hatte. Es sagt, er sey ein Poltron und einer der schlechtesten Menschen gewesen, die man finden könne. Dieser Vendome sagte einst zu einem jungen Menschen, welcher in die Welt treten wollte; haben Sie ja nicht die Thorheit rechtschaffen und tugendhaft wie ihr Vater, zu seyn und seinem Rathe und Beyspiele zu folgen; hüten Sie sich aber besonders vor der Frömmigkeit, das ist das Mittel, um sich zu allem untauglich zu machen; man muß lügen und trügen um sein Glück zu machen. Mein Sohn, der Herzog von Mercoeur, ist ein Narr, der Herzog von Beaufort ist ein Galanthomme; ihre Mutter ist auch ein einfältiges Weib, so wie die Ihrige. Diese Frau von Vendome, die er meinte, war wirklich eine sonderbare Frau. Man erzählt von ihr: als die Königin einst mit ihr von den Schwestern des heil. Sacraments sprach, habe sie geantwortet, es wären heilige Nonnen; sie habe sie sich vor dem heil. Sacrament prostituiren gesehen. Wenn man mit ihr von ihrem Sohne sprach, welcher Admiral und zur See war, so sagte sie, er kreuze an den Küsten in einem Boote. Sie hatte auch einen Sohn, der Kardinal war; diesen nannte sie Cardinal altéré statt à latere. Von dieser Frau von Vendome waren Kinder der Herzog von Mercoeur, der Kardinal von Vendome, der Herzog von Beaufort und Frau von Nemours. Es ist bekannt daß Beaufort seinen Schwager, den Hrn. von Nemours, tödtete.

Noch eine Anecdote von Ludwig XIV, welche sehr bemerkenswerth ist. Die Reliquien der heil. Margarethe sollten wo anders hin geschafft werden und dazu, ich weiß nicht warum, war ein königliches Patent nöthig. Genug das Patent wurde ausgefertigt und der Staatssecretär brachte es vor den König. Dieser ließ es sich vorlesen und sagte: Sie haben mich sprechen lassen wie einen Heiligen, das schickt sich nicht; wen haben Sie vor Ausfertigung desselben zu Rathe gezogen? Hrn Dandilly, sagte der Staatssecretär. Bey diesen Worten gerieth der König in einen Zorn, wie man

selten

selten an ihm zu sehen gewohnt war; er nahm das Papier, zerriß es und sagte zum Staatssecretär, fertigen Sie ein anderes aus und lassen Sie mich als König sprechen, und nicht wie einen Jansenisten.

Die letzte Gnade, welche die Königin Mutter noch den letzten Tag vor Abtretung der Regierung ertheilte, war daß sie dem sechzehnjährigen Sohne eines Staatssecretärs die Anwartschaft auf seines Vaters Stelle zuerkannte. Sie war lange unentschlüssig, weil der Kardinal damals abwesend war. Auch sagte der Erzbischof (Villeroy), ein sehr verständiger Herr, zu dem jungen Staatssecretär, als er ihn in Lyon besuchte: der Kardinal Mazarin ist mächtiger als je, er ist der Gott des Augenblicks. Zeigen Sie gegen ihn die größte Ergebenheit und Anhänglichkeit, und wiewohl Sie schon der Königin den Eid abgelegt haben, so erbieten Sie sich, den Eid nochmals dem Könige in seiner Gegenwart ablegen zu wollen. Er setzte noch hinzu: Man hat von der Erziehung, welche mein Bruder dem Könige gegeben hat (dieß war der Marschall Villeroy, der Gouverneur des Königs), schlecht urtheilen wollen; aber Sie werden sehen, daß man Unrecht hat, der König wird ein großer Fürst werden.

XV.

Zur Characteristik Monsieurs, des Bruders Ludwigs XIV, des Vaters Philipps II von Orleans, des nachherigen Regenten von Frankreich; über seine Zuneigung zum Chevalier von Lorraine.

Der Character dieses Prinzen und seine Neigungen zeigen sich sehr deutlich in einem mit Leidenschaft geschriebenen Brief an Colbert; ich hielt es daher für schicklich, dieses zur Rechtfertigung der St. Simon'schen Memoires dienende Stück hier beyzufügen. Dieser so schätzbare Brief ist aus Colbert's Papieren genommen.

Ein

Ein Brief Monsieurs, des Bruders Ludwig XIV an Colbert.

Villars-Cöterets d. 2. Febr. 1670.

Da ich Sie seit einiger Zeit zu meinen Freunden zähle, und Sie von allen denen, welche die Ehre haben, dem Könige nahe zu seyn, der einzige sind, der mir bey dem entsetzlichen Unglück, das ich erfahren habe, Beweise der Freundschaft gegeben hat: so glaube ich Sie nicht zu belästigen, wenn ich Sie bitte, dem Könige zu sagen, daß ich hieher gereist bin, vom tiefsten Schmerze durchdrungen, mich in die Nothwendigkeit gesetzt zu sehen, ihn und seinen Hof mit Beschimpfung zu verlassen: denn — ich bitte den König das zu erwägen — was würde das Publikum dazu sagen, wenn man mich froh und unbekümmert die Vergnügungen von Saint Germain und des Carnevals genießen sähe, während jener unschuldige Prinz, der beste Freund den ich auf dieser Welt habe, und der mich so herzlich liebt, für seine Liebe zu mir in einem elenden Kerker schmachten muß; ferner ist die Art und Weise, wie man ihn verhaftet hat, zugleich die empfindlichste Beleidigung für mich gewesen, denn ich wußte lange Zeit nicht, ob man es auf meine Person abgesehen habe, indem mein Zimmer sehr lange von allen Seiten mit Garden umzingelt, und Thüren und Fenster bewacht waren, und meine Domestiken kamen ganz erschrocken gelaufen und fragten, ob es meine Person gelte. Noch mehr, der König, läßt meine Gemahlin fragen, wie sie sich dabey verhalten wolle; dieß zeigte doch wohl, daß er Lust hatte sie zu unterstützen, wenn sie gegen mich ihre Pflicht vergessen und mich verlassen wollte. Dem allen ungeachtet würde ich den König nicht verlassen haben, wenn ich ihm nützlich zu seyn geglaubt hätte; aber die Art mit der er mich von jeher behandelt hat, überzeugt mich vom Gegentheil. Ich weiß daß ich ihm in der Gemüthsstimmung, in der ich mich befinde, nur unangenehm seyn könnte: ja es müßte ihm sogar äusserst lästig werden, beständig einen Bruder vor Augen zu sehn, den er zur Verzweiflung gebracht hat; dieses Verhältniß würde für mich eben so beschämend als ihm lästig seyn; und ich habe keinen andern Wunsch, als den tiefen Schmerz den ich empfinde, vor ihm zu verbergen, bis er mir die Freude

wiederschenken will. Dürfte ich es wagen, so möchte ich den König bitten, sich an meine Stelle zu setzen und sich zu fragen, was er in einem ähnlichen Falle thun würde, und mir selbst einen Rath zu geben, wie er ihn meiner würdig hielt, und wie er ihn einem Bruder geben müßte, der, wie ihn mein Betragen hat lehren können, immer bestrebt gewesen ist, ihm zu gefallen und seine Gunst zu verdienen. Indessen will ich lieber Ihnen als jedem andern mein Herz aufschließen; denn ich weiß, Sie sind aufrichtig und redlich, Sie kennen kein anderes Interesse als das des Königs, und Sie wissen besser als irgend jemand, daß mir jener traurige Fall zu einer Zeit widerfuhr, wo ich gewiß eine andere Behandlung verdiente, nach den vielen Aufopferungen, die ich dem Könige gemacht habe. Wäre der Hr. Chevalier von Lorraine schuldig gewesen, so würde ich ihn zuerst von mir entfernt haben, aber er hat nie nach etwas anderm gestrebt, als seine Gnade und Achtung zu verdienen, dafür konnte ich mich verbürgen, denn ich kannte am besten das Innerste seines Herzens; gleichwohl würde ich zur Beschämung seiner Feinde zeigen, daß ich den König mehr als mich selbst liebe, nur mag er mirs möglich machen, meine Bruderliebe mit meiner Ehre zu vereinigen, und ich beschwöre ihn, daß er sich erinnern möge, daß ich sein Bruder bin.

Dieß war es, was ich Ihnen zu sagen hatte, und ich schließe mit der Versicherung, daß ich unwandelbar Ihr Freund bin.

Philipp.

XVI.

Betrachtungen über die Spanische Regierung zu Anfang dieses Jahrhunderts, vier Jahre nach der Thronbesteigung des Herzogs von Anjou, des Enkels von Ludwig XIV; über die Prinzessin des Ursins und das Ministerium von Spanien.

Ein Brief von der Prinzessin des Ursins nach ihrer Rückkehr nach Spanien an Frau von Maintenon.

v. 4. October 1705.

Es kömmt jetzt nicht darauf an, die Großen zu befriedigen; dieß wäre nur möglich wenn man ihnen das angemaßte Ansehen ließ; aber dieß hieße das Reich zu Grunde richten, und die Person des Königs in Gefahr setzen; sondern man muß dahin arbeiten, wie es auch geschieht, Truppen zusammen zu bringen, und sie unterhalten zu können; dann kann man allem übrigen trotzen. Wollte Gott, wir könnten eben so gut den Geistlichen und Mönchen die Stirne bieten, welche die Anstifter aller der gegenwärtigen Unruhen sind. Nichts kränkt mich mehr als die Gewalt des Königs von Spanien so eingeschränkt zu sehen, daß er es nicht einmal wagen darf Menschen zu züchtigen, die öffentlich ihm die Krone vom Haupte zu reißen drohen, und außerdem oft noch anderer Verbrechen schuldig sind. Aber dieß ist fast täglich der Fall, und der Römische Hof hat es so unmöglich zu machen gewußt, daß man nicht einmal ein Wort dagegen sagen darf.

XVII.

Ueber den politischen Zustand Spaniens im J. 1705 in Beziehung auf die auswärtigen Mächte, auf Frankreich und Savoyen.

Ein Brief der Prinzessin des Ursins an den Marquis von Torcy.

v. 6. November 1705.

Es ist ausgemacht wahr, daß sich die Spanische Nation nur deßwegen einem Französischen Prinzen anvertraut hat, weil sie fürchtete, der Kaiser würde sie nicht genugsam unterstützen können. Die große Allianz war damals getrennt; Frankreich hatte mächtige Armeen auf den Spanischen Grenzen, und das Haus Oestreich schien von seinen Alliirten verlassen zu seyn, welche die Theilung der Spanischen Monarchie verlangten. Dieß waren die Gründe, deren man sich bediente, um Karl II. dazu zu bewegen, daß er den Herzog von Anjou zum Erben einsetzte. Dieß ist unbezweifelt gewiß. Philipp V wurde demnach mit dem allgemeinsten Beyfall empfangen, und niemand in Spanien war mißvergnügt, so lange die Lage der Dinge dieselbe blieb. Aber als der größte Theil von Europa sich für den Erzherzog erklärt hatte, waren die Franzosen nicht mehr in Madrid sicher. Hr. von Blecourt kann davon reden, er befand sich damals in Madrid, und ich habe mehrere Briefe vom Hrn. Cardinal Portocarrero, die er mir nach Barcelona schrieb, welche das nämliche bestätigen. Der Abfall des Herzogs von Savoyen, und der Krieg mit Portugal machte die Treue der Spanier noch mehr wanken, und die unglückliche Schlacht bey Hochstädt, die man hier zu Lande als einen für Frankreich tödtlichen Streich ansahe, hat sie gänzlich von Frankreich abwendig gemacht. Nunmehr glaubten die Großen, die die Wohlthaten und Großmuth unsers Königs vergaßen, die Zertheilung ihrer Monarchie am besten verhindern zu können, wenn sie zur Partey der Alliirten, welche ihnen die stärkste

schien, übergiengen. Das Volk auf der andern Seite, das müde war den Handel so lange entbehren zu müssen, das von jeher die Franzosen gehaßt hatte, und von den unzähligen Emissarien, welche die Provinzen ungestraft durchzogen, gereizt wurde, machte sich die Hoffnung daß es unter der Herrschaft des Erzherzogs seine Wolle, worin sein ganzer Reichthum besteht, an die Engländer und Holländer verkaufen könnte, und daß dann seine Gallionen ungestört die Reise nach Amerika machen könnten, wovon, wie sie sich einbilden, die Franzosen gegenwärtig allen Nutzen ziehen.

Diese Rücksichten, Monsieur, und die Meinung die man hier hat, daß Frankreich im Todeskampfe liege, haben die allgemeine Lethargie hervorgebracht, in der sich auch diejenigen befinden, welche noch am treusten zu seyn scheinen. Alle die übrigen Vorspieglungen sind nur gebraucht worden, um jene Absichten zu verbergen; und nur um desto leichter, ohne sich förmlich der Untreue schuldig zu machen, des jetzigen Herrn los zu werden, haben die Conseils im vorigen Jahre die Truppen durch eine so barbarische Behandlung zu Grunde gerichtet, wovon die Folge ist, daß jetzt niemand mehr in der Infanterie dienen will. Soll man dem Herzog von Grammont etwas zur Last legen, so ist es das, daß er dieses schändliche Geheimniß nicht entdeckt und so wie die übrigen, dahin gearbeitet hat, die Angelegenheiten des Königs von Spanien auf den Punkt herabzubringen, wo sie Hr. Amelot gefunden hat.

Was die unter diesem neuen Ambassadeur getroffenen Veränderungen betrifft, so sind sie, während ich auf der Reise war, vorgegangen, und Sie können daher abnehmen, daß es mein Interesse nicht gestattet, sie zu billigen. Indessen kann ich doch behaupten, ohne in die näheren Umstände einzugehen, indem es die Zeit nicht erlaubt soviel mit Chiffern schreiben zu lassen, daß beynahe jede derselben dazu gedient hat, den Verlust dieser Monarchie für jetzt zu verhindern. Manche habe gewissermaßen das Ansehn des Königs wieder hergestellt, das fast gänzlich gesunken war, manche haben es möglich gemacht, einige Truppen aufzubringen und es hat keine die geringste Ursache zu der Empörung der Catalonier und zu dem Mißvergnügen der Provinzen Valencia und Aragonien gegeben. Diese Provinzen sind unter allen am be-

sten behandelt worden, sie zahlen dem Könige fast gar nichts und ich wüßte nicht, daß man ihre Privilegien im geringsten angetastet hätte.

XVIII.

Wie Fürsten die zur Tyrannei erzogen sind, die Privilegien der Völker mißhandeln und wie die Prinzessin des Ursins, trotz der traurigen Lage in welcher sich Spanien befand, die Catalonier behandelte. Treue der Spanier ungeachtet der Wuth des Ursins. Briefwechsel der Prinzessin des Ursins mit Frau von Maintenon.

24. Mai, 1706.

Nach Aufhebung der Belagerung von Barcelona hat der König von Spanien, da er die unübersteiglichsten Hindernisse zu überwinden hatte, um durch Arragonien zurückzugehen, den Entschluß gefaßt, sich nach Frankreich durch Roussillon zurückzuziehen, nachdem er seine ganze Artillerie und einen Theil seines Proviants zurückgelassen hat. Der arme Prinz zieht sich nun mit seinen geschlagenen, abgematteten, von allem entblößten Truppen zurück und muß noch dazu durch das verhaßte Catalonien gehen, wo er keinen Schritt vorwärts thun kann, ohne in jedem Gebüsch laurende Empörer zu finden u. s. w.

(Wenn sie von Ludwig XIV. spricht.)

Nie hat ein Unterthan so viel wahren Eifer für seinen Ruhm gezeigt und ihm soviel aufgeopfert, um ihm Gehorsam zu leisten, als ich, als er mir befahl, nach Spanien zurückzugehen.

den 24. Jun. zu Berlanga.

Die Königin von Spanien hat ihre Juwelen nach Frankreich geschickt, um sie zu verkaufen oder zu versetzen.

26.

26. Jun.

Der Hr Marschall von Berwick hat der Königin gerathen, Madrid zu verlassen, wohin der Feind zu kommen droht. Wir hoffen mit unglaublicher Ungeduld auf die Französischen Truppen, welche der König Sr. kathol. Majestät zu Hülfe zu senden geruht hat, denn ohne dieß wäre alles verloren.

Lerma, d. 4. Julius 1706.

Die besten Städte (von Castilien) haben nicht den Muth, der unbedeutendsten Aufforderung einer feindlichen Freiparthei Trotz zu bieten.

Die Nachrichten, welche uns der Hr. Cardinal de la Trimoille und der Vicekönig geben, lassen mich für Neapel fürchten. Wenn wir das Unglück haben sollten Spanien zu verlieren, so wäre wenigstens zu wünschen, daß wir die Italienischen Staaten behaupteten; und ein Fürst, der auch nur diese besäße, würde immer ein großer König seyn und könnte sich wohl befinden.

Burgos, d. 15. Julius 1706.

Die Spanischen Truppen zeigen soviel guten Willen, daß wir zu fürchten anfangen, daß die Feinde Madrid verlassen, bevor wir im Stand sind, sie anzugreifen. Wenn sie kühn genug seyn sollten, eine Schlacht zu wagen, so würde der Herrschaft des Erzherzogs in Castilien bald ein Ende gemacht seyn, wenig Portugiesen würden ihre Heimath wieder sehen und Saragossa würde nicht lange mehr seine Empörung behaupten können. Andalusien und die übrigen benachbarten Provinzen zeigen einen so thätigen Eifer, daß es scheint, als hätten wir von dieser Seite und für Cadix nichts zu fürchten. Valladolid, das zu wanken schien (vielleicht durch die Untreue einiger Minister), gab am 2 dieses einen sehr sprechenden Beweis seiner Treue. Alle, Männer, Weiber und Kinder stürzten, die Waffen in der Hand, aus den Häusern und riefen: Es lebe Philipp V. es sterben die Verräther; und sie waren so in Wuth, daß man es mit Recht als ein Glück ansieht, daß diese Bezeigung ihrer Treue nicht mit der Ermordung aller derer, welche Oestreichischer Gesinnungen verdächtig sind, begleitet gewesen ist. Alle diese Provinzen, so arm sie sind, beeifern sich mit der größten Anstrengung Geldbeiträge für den König zu sam-

melst. Wir können schon auf acht tausend Pistolen rechnen, wir haben sie zwar noch nicht, aber ich habe doch vor drei Tagen eine ziemliche Summe davon an den Hrn Ambassadeur geschickt, indem ich Mittel gefunden habe, sie mir hier auf mein Wort auszahlen zu lassen. Wir haben auch eine andere Sache im Werke, die uns einige funfzehntausend Pistolen verschaffen kann. Dieß würde in diesen Zeiten der Verwirrung und der gänzlichen Unterbrechung des Handels ein beträchtlicher Zuschuß seyn. Man meldet uns aus Arragonien daß sich mehrere große Städte mit einander verbunden haben, um sich gegenseitig zu vertheidigen und sogar Sarragossa angreifen wollen. Das Schlimme ist nur daß wir ihnen keinen Vorschuß an Geld geben können, den sie verlangen.

Ich mag nicht über die Ursachen nachdenken, die Hrn von Vilars verhindert haben nach Italien zu gehen: ich möchte vielleicht welche finden, die mich gegen ihn empören könnten.

Burgos, d. 5. August 1706.

Von den Menschen, welche der Königin gefolgt waren, kümmert sich der größte Theil nicht das geringste darum, ob Carl III oder Philipp V ihr Herr ist.

Burgos, d. 12. August.

Seit das Volk von Madrid seinem rechtmäßigen Könige Beweise seiner Treue geben zu können geglaubt hat, ist seine Freude so groß und seine Liebe und Eifer für seinen Monarchen so lebhaft, wie es wenige Beyspiele geben wird.

Die Provinzen fahren fort Truppen zu ihrer Vertheidigung zu sammeln. Die ärmsten Oerter geben nach ihren Kräften und oft über ihr Vermögen Beyträge. Vorgestern brachte ein Landgeistlicher der Königin hundert und zwanzig Pistolen für den König; sein Dorf besteht nur aus hundert und zwanzig äusserst armen Familien. Er sagte zu Ihrer Majestät: seine Beichtkinder schämten sich, so wenig zu schicken; aber sie bäten Ihre Majestät zu erwägen, daß sie Ihr zugleich mit den hundert und zwanzig Pistolen hundert und zwanzig Herzen entgegentrügen, die Ihr bis in den Tod treu wären. Der gute Mann weinte bey diesen Worten und wir mußten

alle

alle mit weinen. Ein anderer kleiner Ort der nur zwanzig Häuser hat, schickte gestern funfzig Pistolen mit ähnlichen Betheuerungen.

Der Hr Marquis von Torcy meldet mir, daß der Marquis von Leganés die Erlaubniß erhalten hat, nach Vincennes zu gehen und da zu wohnen. Bey allem was heilig ist, Madame, halte man diesen Menschen nicht für unschuldig; ich halte ihn für schuldig im höchsten Grad; und wenn man in seinen Papieren keine Beweise gegen ihn gefunden hat, so liegt es blos daran, daß seine Papiere von Menschen untersucht worden sind, welche ganz den Feinden ergeben wären.

XIX.

Ueber den Minister Orri und über die Prinzessin des Ursins in Beziehung auf ihn. Auszug aus der Correspondenz der Prinzessin und der Frau von Maintenon.

Burgos, d. 9. September 1706.

Der Hr Ambassadeur ist noch besser als ich von den Angelegenheiten Spaniens unterrichtet; er mag entscheiden ob Hr Orri entbehrlich ist oder nicht. Er hat mir mehrmals gesagt daß es ihm ohne ihn unmöglich gewesen wäre, für die Finanzen etwas zu thun .... Man hat sehr Unrecht wenn man mir länger die Unordnungen zur Last legt, welche Hr Orri verursacht haben könnte, wenn es wahr ist, daß seine Gegenwart oder sein Betragen wie man sagt, den guten und schlechten Dienern Sr. kathol. Majestät gleich lästig ist.

XX.

Ueber die Cortes oder Reichsstände von Spanien.

Die Könige von Spanien hatten die Klugheit gehabt:

1) Sich die periodischen oder häufigen Versammlungen der Reichsstände vom Halse zu schaffen.

2) Ihre Macht auf eine bloße Repräsentation, auf eine leere Ceremonie einzuschränken.

Gleich allen übrigen Völkern von Europa hatten die Spanier das Recht verloren gehen lassen, repräsentirt zu werden.

Wenn die Monarchen die Mißbräuche begünstigen, dann neigt sich der Staat zu seinem Untergange.

Ganz anders machten es Karl der Große. Die Pipine gründeten ihre Macht auf die Theilung der Staatsgewalt auf Klugheit und Güte.

Aber die letzten Spanischen Könige waren so verblendet, daß sie es als ein Zeichen ihrer Größe ansahen, daß das Volk von der Regierung entfernt war, und es für eine Erniedrigung hielten, die Staatsgewalt zu vertheilen.

Dieser im J. 1788 den mehrsten Europäischen Fürsten gemeinschaftliche Irrthum, wird vielen die Ursache des Verderbens werden.

Zur Geschichte der Prinzessin Ursini.

Das sonderbare Schicksal dieser unternehmenden Frau hat ihr oft die Aufmerksamkeit der Geschichtforscher gewonnen. Das Woltmannische Journal für Geschichte enthielt kürzlich zwey Aufsätze über sie, einen darstellenden und einen zur Berichtigung. Die Monographie von Voß ist bekannt. Früher hatte sie, „nach dem II Tome der sehr authentischen Nachrichten des Herzogs von St. Simon" selbst Spittler im IV Bande des Göttingischen Magazins S. 548–586. gezeichnet.

Nach seinem psychologischen und vergleichenden Blick macht er folgende charakteristische Einleitungsbemerkung: „In den ersten Jahrzehenden des 18. Jahrhunderts war eine Damenregierung in der Welt, wie sie sobald nicht wieder kommen wird, und schwerlich mehr mit so vielen persönlichen Sonderbarkeiten kommen mag. Auf dem Englischen Throne saß die Prinzessin Anna und nicht bloß Eine Stufe tiefer neben ihr stand ihr Gemahl, Prinz Georg von Däne-

Dänemark. Kayser Karl VI entschloß sich in wenigen Staatssachen, ohne seine Schwägerin, die Wittwe Kayser Josephs I., zu fragen. Und wenn Ludwig der XIV auch nicht feig, was Madame von Maintenon wollte, so that er oft, ohne sein Wissen, gerade nur was sie vorher beschlossen hatte. Die Wittwe Scarron regierte mit aller Demuth. Sie trieb ihr Regiment noch stiller, aber auch allgewaltiger als Katharina in Rußland. Weit schneller aber würde sie auch ihre Herrschaft verloren haben, als die Prinzessin Ursini in Spanien, wenn sie im Herrschen auch nur halb so laut geworden wäre, wie diese."

Ein solcher Blick auf die wahren Maschinerien der Staaten (mundus enim regitur parva sapientia!) enträthselt mehr, als tausend officielle Nachrichten, die eben deswegen, weil sie von Amtswegen entstehen, das, was von wegen der nicht amtlich, aber wirklich geltenden Leidenschaften und Privatrücksichten, desto mehr con amore geschieht, nicht enthalten, nicht einmal ahnden lassen.

Aus diesem Gesichtspunkt, als die wahre, aber nicht officielle Regentin Spaniens unter Philipp V. bis zu seiner zweiten Vermählung, verdient die berühmte des Ursins, oder Ursini, daß wir die interessante Erzählung von St. Simon durch einige ausgewählte Stücke anderer Memoiren vervollständigen und besonders ihre letzte Katastrophe dadurch erklärbarer machen.

P.

Carl Düclos in seinen (glaubwürdigen und eben so anziehenden) geheimen Memoiren zur Geschichte Ludwigs des XIV. und XV. hat S. 61 — 78. im I. Th. (Berlin 1792.) eine Art von Monographie über die Prinzessin Ursini eingewoben. —

„Würde man es glauben, wenn man nicht wüßte, wie weit die Frechheit einer Favoritin geht, daß die Prinzessin Ursini viele Monate hindurch den Friedensschluß zu Baden aufhielt? Dieses Weib hat eine so sonderbare Rolle, selbst in den all-

gemeinen politischen Angelegenheiten, gespielt, daß es rathsam ist, den Leser mit ihr bekannt zu machen.

Anna Maria de la Tremoille, Wittwe von Taleyran, Prinz von Chalois heyrathete nachher den Herzog von Bracciano, aus dem Hause Ursini, der sie im Jahr 1698 zum zweytenmal als Wittwe hinterließ. Als das Herzogthum Bracciano verkauft wurde, um die Schulden des Hauses Ursini zu bezahlen, nahm sie den Namen als Prinzessin dei Ursini (französisch: des Ursins) an.

Als man die Hofhaltung der ersten Gemahlin Philipps V., der Tochter des Herzogs von Savoyen Victor Amadeus, einrichtete, wurde die Prinzessin dei Ursini zur Hofdame der Königin ernannt; sie erlangte bald eine unumschränkte Herrschaft über sie sowohl als über ihren Gemahl, und alles in Spanien ging durch ihre Hände. Der große Einfluß, den sie durch sich selbst genoß, wurde von französischer Seite noch unterstützt. Die Marquise von Maintenon, der daran gelegen war, den König für die Prinzessin des Ursins einzunehmen, schilderte sie ihm als eine eifrige Französin, durch welche er selbst seinen Enkel regieren könnte. Dieß war der Vorwand: Die wahre Absicht der Frau von Maintenon war, für den Schutz, den sie der Prinzessin angedeihen ließ, alle geheime Artikel der Spanischen Korrespondenz von ihr zu erhalten. Torcy, der Ludwig XIV als kein dienen wollte, hatte sich nie bequemt, der Maintenon seine Depeschen mitzutheilen, daher sie ihm auch nicht gewogen war. Kein Weib, das regiert, verzeiht einem Minister, daß er sie seinem Herrn nicht vorzieht.

Die Prinzessin dei Ursini, berauscht von der Gunst, die sie genoß, glaubte sich alles erlauben zu können. Sie fieng eine Depesche auf, die der Abbe d'Estrees, französischer Ambassadeur in Madrid, dem König schrieb, und die ein Gemählde von dem Spanischen Hof enthielt, worin er sagte, daß die Prinzessin über alles, was sich ihr näherte, eine despotische Herrschaft ausübte, daß aber ein Mensch, Namens Boutrot d'Aubigny, der ihr Intendant wäre, und bey ihr schliefe, sie entschieden beherrschte. Aus Rücksichten hatte er hinzu gesetzt, man glaubte, daß sie mit einander verheyrathet wären. Aber die Prinzessin fand sich gerade nur durch diesen Zusatz beleidigt, und sie hatte die Unverschämt-

schämtheit, Ludwig XIV die Depesche mit den eigenhändig an den Rand geschriebenen Worten: verheyrathet, das ist nicht wahr! zuzuschicken.

Diese leichtfertige Art zu handeln stimmte weder zu den Sitten des Königs, noch zu der Prüderie der Frau von Maintenon. Der König schickte seinem Enkel den Brief, und foderte von ihm die Abschaffung der Prinzessin. Ihr überwiegender Einfluß über Philipps Geist mußte für den Augenblick doch der Frömmigkeit weichen, und dem Gehorsam, den Ludwig jederzeit bey seiner Familie zu erhalten gewußt hatte.

Die Prinzessin, von dem Spanischen Hofe entfernt, und von dem Französischen verworfen, blieb einige Zeit zu Toulouse in einer Art von Exil. Anfangs getraute sich Frau von Maintenon nicht, sie zu vertheidigen, aber der Verlust der Spanischen Korrespondenz that ihr leid. Sie ließ also dem Zorn des Königs Zeit, sich zu legen, kam allmählig ihrem Zweck immer näher, durch Vorstellungen von dem Schmerz, den der König von Spanien und seine Gemahlin über die Aufopferung ihrer Favoritin empfunden hätte; und endlich willigte der König, der zu bessern glaubte, wenn er strafte, in ihre Zurückberufung nach Madrid. Zugleich ließ er den Abbe d'Estrees, dessen Aufenthalt zu Madrid nunmehr mit lauter Unannehmlichkeiten verknüpft gewesen wäre, wieder kommen, und ertheilte ihm zur Entschädigung den Orden vom heil. Geist. Es war das erste Beyspiel, daß diese Gnade einem Geistlichen, der nicht Prälat war, widerfuhr.

Der König und die Königin von Spanien waren von der Prinzessin so eingenommen, daß ihre Abwesenheit sie ihnen nur theurer gemacht hatte. Sie erschien in Madrid mit mehr Glanz und Ansehen, als jemals. Auf einer Reise, die sie in das Bad zu Bagneres ihrer Gesundheit wegen that, wurde ihr ein Detaschement Leibwache mitgegeben. Sie setzte ihren Umgang mit d'Aubigni fort, jedoch mit mehr Discretion, aus Furcht vor Ludwig XIV, und hauptsächlich wohl um jene Lästerung, daß sie verheyrathet wäre, nicht wieder zu erwecken.

So viel Ehrerbietung d'Aubigni öffentlich seiner Gebieterin bezeugte, so behandelte er sie ins geheim zuweilen

mit

mit der Art von Uebermacht, die, entweder aus Verachtung oder aus Grundsatz, der Liebhaber sich gewöhnlich bey einem Weibe von einem viel höhern Stande anmaßt, und wodurch er sie mehrentheils desto fester an sich bindet.

Die Prinzessin hielt ihre Lage bey allem äusserlichen Glanze doch nicht für sicher. Schon einmal hatte sie sich dem Willen Ludwigs XIV aufgeopfert gesehen, sie konnte es wieder werden; sie beschloß also, sich durch Anschaffung einer Souverainetät, einen unabhängigen Stand zu machen, und warf ihre Augen auf die Stadt und das Kanton la Roche in Ardenne (Rupes Ardennae), 12 Stunden von Luxemburg.

Sie bewog den König von Spanien, der ihr nichts abschlagen konnte, diesen Artikel zu einer Bedingung des Friedens zu machen, der zu Utrecht unterhandelt wurde. Um Ludwig XIV für diese Idee zu gewinnen, erbot sie sich, die Souverainetät von la Roche auf den Fall ihres Todes der Französischen Krone in dem Traktat zuzusichern. Sie ging mit einem Projekt um, dessen Ausführung weiter hinausgesetzt war, und das sie noch nicht öffenbarte, nämlich dem König in der Folge den Vorschlag zu thun, ihr den Genuß der Souverainetätsrechte in Tonraino, gegen die Abtretung von la Roche, zu bewilligen. Sie weidete sich im Voraus an dem Vergnügen, in ihrem Vaterlande mit ihrem Glanze zu prangen, und zweifelte so wenig an der Einwilligung des Königs, daß sie d'Aubigni dahin schickte, um in der Gegend von Tours eine angenehme Lage, einen Boden, worauf ein weitläuftiges und bequemes Schloß zu bauen wäre, und den nöthigen Platz für die Gärten auszusuchen. D'Aubigni führte die Befehle der Prinzessin aus, wie es der Bestimmung des Schlosses am gemäßesten war. Man war erstaunt, einen bloßen Privatmann, den man als den Sohn eines Prokurators in Paris kannte, einen so ungeheuren Aufwand machen zu sehen, und an einem Orte, der weder Gerichtsbarkeit noch herrschaftliche Rechte hatte; Umstände, die ziemlich gleichgültig geschienen haben würden, wenn man gewußt hätte, für wen und weswegen die ganze Einrichtung gemacht wurde. Wir werden bald sehen, daß die Prinzessin nie den Genuß davon haben konnte. Das Schloß, Chanteloup genannt, behielt d'Aubigni zum Lohn seiner Dienste. Er verheirathete sich nach dem Tode seiner

Ge-

Gebieterin, und als er 1733 starb, hinterließ er eine einzige, sehr reiche Tochter, die den Marquis von Armanterres; Cop flans heirathete.

Da die Bevollmächtigten von Spanien angewiesen waren; das Anliegen der Prinzessin dei Ursini zu unterstützen, so glaubte sie es ihrer Würde angemessen, zu Utrecht eine Art von eignem Minister zu haben. Der Baron von Caspres Bournonville war es, der sich diesem verächtlichen Kontrast zwischen seiner Geburt und seinem Amte aussetzte. Keiner der Bevollmächtigten wollte mit ihm Unterhandlung pflegen, noch ihn anerkennen. Die Zurückweisungen, die Erniedrigungen, denen er zu Utrecht trotzte, machten in Spanien sein Glück, und er hielt sich für sehr gut entschädigt. Die Ehre, die man verkauft, wie wenig auch dafür gegeben werde, wird immer theurer bezahlt, als sie werth ist.

Die Empfehlung Philipps des Fünften, und die Zudringlichkeiten der Prinzessin waren vergebich Anfangs hatte Ludwig XIV die Ansprüche dieses ehrgeizigen Weibes mit ziemlicher Gleichgültigkeit angesehen; aber die Marquise von Maintenon, die ihr wirkliches Ansehen zu verhülen gezwungen war, konnte es nicht verdauen, daß ihre Klientin sich öffentlich und anerkannt zur Souveraine machen wollte; sie suchte Mittel, sie beim Könige zu stürzen, und es gelang ihr bald, welche zu finden. Die Bevollmächtigten von Spanien besorgten das Anliegen der Prinzessin mit vielem Eifer; aber die von Holland wollten durchaus in nichts willigen, und das Friedensgeschäft stockte. Ludwig XIV, ungeduldig nach dessen Beendigung, erfuhr mit Unwillen die Ursache des Aufschubs, und da Frau von Maintenon seinen Zorn sehr billigte, ließ er den Bevollmächtigten seines Enkels bedeuten, wenn sie nicht auf der Stelle den Frieden unterzeichneten, sollte Spanien von Frankreich nichts mehr zu hoffen haben.

Da ihr Entwurf, eine persönliche Souverainetät zu erlangen, gescheitert war, dachte die Prinzessin nun auf nichts weiter, als ihre prekaire Regierung zu Madrid fortzuführen; aber bald erwachten wieder viel erhabnere Hoffnungen in ihr.

Die Königin von Spanien, von kalten Flüssen befallen, kränkelte lange Zeit, und starb den 14. Febr. 1714. Die

Prin-

Prinzessin bildete sich ein, daß es ihr nicht unmöglich seyn würde, ihre Nachfolgerin zu werden. Ihre Hoffnungen waren nicht ohne einigen Grund.

Philipp V, der von Natur sanft und träge war, und in der Abhängigkeit von seinem ältern Bruder, dem Herzog von Bourgogne, dem er anfangs zu gehorchen bestimmt gewesen, erzogen worden war, hatte von dieser Zeit her alle Anlagen, sich leiten zu lassen, empfangen, und die Prinzessin machte seit vielen Jahren die Erfahrung davon an ihrem eigenen Beyspiel. Diesem Fürsten, den man ausserdem in der Frömmigkeit auferzogen hatte, war zu einem andächtig zaghaften Gewissen ein heftiges Temperament zu Theil geworden, das ihm den Genuß eines Weibes zum steten Bedürfniß machte. Er hatte sich von seiner Gemahlin erst 5 Tage vor ihrem Tode gebettet, und ob ihr Zustand gleich sehr ekelhaft war, unterließ er doch nie, die ehelichen Rechte auszuüben. Er hatte mehr Bedürfnisse als Gefühl; denn an dem nämlichen Tage, da man den Leichnam der Königin nach Eskurial trug, ging er auf die Jagd, und als er zu Pferde zurückkam, und den Leichenzug von weitem gewahr wurde, näherte er sich, um ihn vorbeygehen zu sehen.

Die Prinzessin war zu alt, um noch Kinder zu haben; aber der König hatte 3 Söhne, durch welche die Nachfolge gesichert schien, und bey seiner Sinnlichkeit und seiner Gewissenhaftigkeit war es ihm gerade genug ein Weib zu finden, und daß dieß Weib seine Frau wäre.

Um das Band immer enger zu knüpfen, ließ die Prinzessin sich zur Gouvernante der Infanten ernennen, oder vielmehr sie machte sich selbst dazu; diese konnten auch zu ihrer Erhaltung in keinen bessern Händen seyn, als in denen einer Person, die selbst ihren größten Vortheil dabey fand. Sie zog den König aus dem Pallast, wo die Königin gestorben war, und anstatt ihn in einen andern zu führen, z. B. nach Buenretiro, wo der Hof logirt werden konnte, führte sie ihn in das Hotel von Medina Coeli, wo der Mangel an Platz den Haufen der Hofleute entfernt hielt. Es näherten sich dem König nur 3 oder 4 Männer, um ihm die Zeit zu vertreiben, unter dem Namen Recreadores, und von diesen konnte die Prinzessin gewiß seyn. Ihre Zimmer waren bloß durch eine offne Gallerie von denen des Königs getrennt. Der

Vor-

Vorwand, die Infanten zu ihrem Vater zu führen, berechtigte die Gouvernante schon hinlänglich, frey über die Gallerie zu gehen; aber sie wollte den König zu andern Stunden sehen, und um keine Zeugen ihrer fleissigen Besuche zu haben, gab sie Befehl, diese Gallerie mit Bretern zu verschlagen. Zufälligerweise wurde dieser Befehl an einem Sonnabend Abends gegeben. Die Handwerksleute machten sich ein Bedenken daraus, am Sonntag zu arbeiten; der Kontroleur von den Gebäuden fragte den Pater Robinet, Beichtvater des Königs, und ein Französischer Jesuit, ob man an einem solchen Tage arbeiten könnte. Der Höfling war anfangs versucht, der Frage auszuweichen; aber weil man in ihn drang, zu antworten, gewann der ehrliche Mann die Oberhand. Ja, sagte Robinet gerade und trotzig, arbeiten Sie den Sonntag, und wenns Ostersonntag wäre, sobald es geschähe, um die Gallerie abzutragen. Aber die Prinzessin gab die nöthige Dispenz und der Verschlag wurde fertig.

Von diesem Augenblick an zweifelte der Hof nicht mehr, daß der König die Prinzessin dei Ursini heirathen würde; aber der Pater machte dem Handel auf immer ein Ende.

Der König, der sich gern mit seinem Beichtvater von den französischen Neuigkeiten unterhielt, fragte ihn einmal, was man in Paris Neues sagte? Sire, antwortete Robinet, man sagt dort, daß Ihro Majestät die Prinzessin des Ursins heirathen wollen. O das gewiß nicht! sagte der König trocken und ging weiter.

Die Prinzessin erhielt Nachricht von diesem kurzen aber für sie beziehungsvollen Gespräch, und sie begriff daraus, daß sie ihren Plan aufgeben müßte. Konnte sie aber den Thron nicht selbst besteigen, so richtete sie nun wenigstens ihre Absichten darauf, eine Fürstin auszusuchen, die zu den wenigsten Ansprüche auf diese Stelle berechtigt wäre, die ihr dieselbe zu verdanken hätte und sie regieren ließe. Sie warf ihre Augen auf die Nichte des Herzogs von Parma, Elisabeth Farnese *). Sie glaubte, daß diese Prinzessin, an dem kleinen

*) Elisabeth Farnese, geb. d. 25 Octbr. 1692., war die Tochter von Odoardo Farnese, und von Dorothea Sophia, Tochter des Kurfürsten von der Pfalz, Philipp Wilhelm, aus

nen Hofe von Parma eingeschlossen, ohne irgend eine Art von Erziehung, die auf einen so hohen Stand abgezweckt hätte, in jeder Art von Geschäften fremd seyn müßte, und sich überglücklich finden würde, nicht allein so unerwartet der Gegenstand einer solchen Wahl zu seyn, sondern auch bey ihrer Ankunft an einem großen Hofe eine Freundin zu finden, die gütig genug wäre, sie zu leiten. Sie vertraute ihre Entwürfe dem Abbate Giulio Alberoni, der zu Madrid Agent des Herzogs von Parma war, und forderte von ihm nähere Nachrichten über die Prinzessin von Parma. Der Abbate, welcher sogleich die Pforte des Glücks für sich offen erblickte, antwortete den Wünschen der Fragerin gemäß, und sagte ihr alles Wahre und Falsche, was sie in ihrem Projekt bestärken konnte.

Sicher, daß der König jede Gemahlin annehmen müßte, die sie ihm vorschlagen würde, sprach sie mit ihm von dieser, erhielt seine Einwilligung, und der Antrag wurde förmlich gethan. Während der Unterhandlungen, und fast in dem Augenblick, da alles abgethan werden sollte, erfuhr die Favoritin, daß die Prinzessin von Parma zwar wenig Erziehung bekommen, daß sie aber viel natürlichen Verstand und Charakter hätte. Diese Eigenschaften waren ihr nicht die erwünschtesten an ihrer künftigen Schülerin. In ihrem Schrecken fertigte sie einen Kurier ab, um alles aufzuhalten. Er kam zu Parma an, den nemlichen Tag, den 16. August, wo die Vermählung, Kraft der vom König von Spanien an den Herzog von Parma, den Onkel der Prinzessin, gesandten Prokuration, um Se. Katholische Majestät zu repräsentiren, durch den Kardinal Gozzadini, Päpstlichen Legat, a Latere gefeiert werden sollte.

Der Onkel und die Nichte faßten ihren Entschluß auf der Stelle. Der Kurier wird eingesperrt, man schlägt ihm die Wahl vor, entweder gleich umgebracht zu werden, oder eine beträchtliche Summe anzunehmen, und bis zum andern Tag verborgen zu bleiben, da er dann öffentlich erscheinen sollte, als ob er nur eben angekommen wäre. Die Wahl war bald getroffen, die Vermählung wurde gefeiert, und der Kurier erschien erst den Tag darauf. Den Abend vorher war

dem Neuburgischen Stamme. Diese nemliche Dorothea Sophia heirathete als Wittwe den Herzog von Parma, Franz Farnese, ihres ersten Gemahls Odoardo Bruder.

war ein anderer schon mit einem Briefe von der Prinzessin abgefertigt worden, worin sie dem Könige meldete, daß die Vermählungsfeier vorbey wäre, und daß sie abreiste, um sich zu Sr Majestät zu begeben. Sie schiffte sich auch wirklich zu Sestri di Levanti ein; da sie aber die See nicht vertragen konnte, ging sie zu Lande von Genua nach Antibes, und durchschnitt einen Theil von Frankreich bis an die Spanische Grenze. Der König ließ ihr auf dem Wege und an den Orten, wo sie sich aufhielt, alle Ehrenbezeugungen erweisen, die sie annehmen wollte. Wie sie zu Pampeluna ankam, fand sie den Abbate Alberoni: sie sagte ihm, daß sie entschlossen wäre, die Prinzessin dei Ursini, im ersten Augenblick, wo sie dieselbe sehen würde, fortzujagen. Alberoni stellte ihr die Gefahr dieses Unternehmens vor, und suchte sie durch die Furcht vor dem König, über welchen die Prinzessin die entschiedenste Herrschaft ausübte, davon abzubringen. Aber die Königin zog einen Brief hervor und warf ihn auf den Tisch: „Lesen Sie, sagte sie, und Sie werden nicht „mehr so furchtsam seyn." Der Brief war vom König von Spanien. Er trug ihr auf, die Prinzessin wegzujagen und schloß mit den Worten: „Nehmen Sie sich nur ja in Acht, „daß Sie gleich im ersten Augenblick Ihren Streich nicht ver„fehlen, wenn das Weib Sie nur zwey Stunden sieht, so „sind Sie gefesselt, und sie wird uns verhindern, bey einan„der zu schlafen, wie bey der verstorbenen Königin."

Alberoni hatte nichts mehr einzuwenden und die Königin setzte ihren Weg fort, mit dem Vorhaben, nicht sowohl die ersten Dienste der Prinzessin anzunehmen, als vielmehr den letzten Schimpf zu rächen, den sie im Begriff gewesen war, von ihr zu erdulden.

Der König, dem von dem Kurier nichts bekannt war, der die Prinzessin abgefertigt hatte, um die Heirath rückgängig zu machen, war voller Freude über die Aussicht, bald wieder den Genuß eines Weibes zu haben, und ging ihr bis Guadalaxara, 12 Stunden von Madrid, entgegen.

Was für Entschuldigungsgründe die Prinzessin auch bereitet haben mochte, um die Abfertigung des Kuriers gegen die Königin zu beschönigen, so fing sie doch auf allen Fall damit an, daß sie sich zur Camarera major dieser Königin ernennen ließ, wie sie es bey der vorigen gewesen war, und sie ging ihr bis Quadraque, 7 Meilen weiter, als der

König, entgegen. Als sie sich der Königin vorstellte, zog sich alles zurück, um sie zusammen allein zu lassen; einen Augenblick darauf hörte man sehr laut sprechen; die Königin rief nach ihren Officieren, sie sollten diese Närrin fortschaffen, die gegen sie die schuldige Ehrerbietung aus den Augen setzte. Die Prinzessin, voll Bestürzung, fragte, worin ihr Verbrechen bestünde. Die Königin, ohne ihr zu antworten, befahl dem Lieutenant von der Leibwache Damezagua, der das Detaschement anführte, er sollte das Weib mit zwey sichern Officieren in einen Wagen einsteigen, auf der Stelle abreisen und bis Bayonne begleiten lassen. Damezagua wollte vorstellen, daß es nur dem König zukäme, einen solchen Befehl zu geben: Haben Sie denn nicht einen, sagte die Königin mit Stolz, mir in allem, ohne Rückhalt und ohne Gegenvorstellung, zu gehorchen? Den Befehl hatte er auch wirklich, ohne daß jemand es wußte. Erstaunt, die Königin davon unterrichtet zu finden, sah er wohl ein, daß ihm nichts übrig bliebe, als Gehorsam.

Als Alberoni aus Spanien verwiesen worden war, ging er über Frankreich nach Italien, und schlief eine Nacht in Aix. Der Marquis, nachher Marschall von Brancas, der zu Aix Commandant war, hatte Befehl, alle Ehrenbezeugungen gegen ihn zu unterlassen, und schickte daher blos einen Secretär, um ihn über seine Ankunft zu komplimentiren. Aber ein Officier, Namens Lottier, der in den Diensten des Herzogs von Vendome gewesen war, und bey diesem Prinzen einen genauen Umgang mit Alberoni gehabt hatte, bat den Marquis um die Erlaubniß, diesen alten Freund zu besuchen. Der Marquis hatte nichts dawider, sondern war vielmehr sehr damit zufrieden, und trug Lottier auf, den Kardinal schwatzen zu machen. Dieser behielt sie beyde zum Abendessen, und im Gespräch erzählte er die Umstände, die ich eben angeführt habe. Ich hörte sie späterhin vom Marechal von Brancas, dem sein Secretär und Lottier sie dem nämlichen Abend wieder hinterbracht hatten.

Die Prinzessin dei Ursini mußte sich in den Wagen setzen, mit einer Kammerfrau und zwey Officieren von der Garde, ohne Kleider und Wäsche als die sie eben an hatte, und sie reiste um 8 Uhr des Abends den 23 December 1714 bey einer sehr empfindlichen Kälte ab.

Den

Den folgenden Tag kam die Königin in Guadalaxara an. Der König bot ihr beym Aussteigen den Arm, führte sie in die Kapelle, wo sie verheirathet wurden, von da in ein Zimmer, wo sie sich zu Bette legten und nicht eher aufstanden, als um Mitternacht die Messe zu hören.

Der König erlaubte den Neffen der Prinzessin, Conti und Chalais zu ihr zu gehen, und gab ihnen einen Brief mit, durch welchen er ihr bezeugte, daß er ihr Schicksal bedauerte, daß er aber dem Willen der Königin nicht hätte widerstehen können, und daß er ihr übrigens ihre Pensionen ließe.

Die Königin veränderte nichts an ihrer Hofhaltung, obgleich diese aus lauter Kreaturen der Prinzessin bestand. Man war sehr sicher, daß ihr nach ihrem Sturz keine mehr übrig bleiben würde. Diese Königin, die man als so unerfahren in dem Geist der Höfe geschildert hatte, zweifelte keinen Augenblick daran.

Unterdessen war die Prinzessin die ganze Nacht durchgefahren. Im Wagen herrschte ein tiefes Stillschweigen: sie konnte sich noch von dem, was ihr geschah, nicht überzeugen, und zweifelte nicht, daß der König eine solche Behandlung empfinden, und ihr nachschicken würde. Ihre Täuschung währte bis zu der Ankunft ihrer Neffen, die unterwegens zu ihr stießen und ihr den Brief des Königs einhändigten. Als sie diesen las, ließ sie sich weder Seufzer nach Klagen, noch irgend ein Zeichen von Schwachheit entfahren. Ihre Begleiter, gewohnt sie zu ehren und zu fürchten, waren so bestürzt, als sie, über diese Begebenheit, und trennten sich von ihr erst zu Saint Jean de Luy, wo sie den 14 Januar 1715 ankam. Als sie von ihrem Geleite befreit war, erfuhr sie von ihrem Neffen, daß die Königin am Abend ihres Unfalls dem König geschrieben hätte, daß er bey Lesung ihres Briefs bewegt geschienen, aber keinen Befehl ertheilt hätte.

Von Spanien hatte sie nun nichts mehr zu hoffen, aber sie schmeichelte sich in Frankreich irgend eine Stütze zu finden, und nahm ihren Weg dorthin. Zu Bayonne ließ sie der verwittweten Königin von Spanien, Maria Anna von Neuburg, Complimente machen, die diese zurückwies; und in Paris wollte niemand sie aufnehmen, als ihr Bruder, der Herzog von Noirmoutier, wo sie von vielen Leuten mehr aus Neugierde als aus Theilnahme besucht wurde. Um hier als

les mitzunehmen, was diese Favoritin angeht, werde ich noch hinzusetzen, daß sie endlich eine Audienz vom Könige bey der Frau von Maintenon erlangte, mit welcher sie aber wenig Ursache hatte, zufrieden zu seyn. Einige Tage später mußte sie die ausgezeichnetste Demüthigung erfahren. Die Königin von Spanien, welche die Regentschaft des Herzogs von Orleans und die Wichtigkeit des Einverständnisses zwischen den beyden Monarchieen voraussah, brachte dem Könige eine bessere Meinung von diesem Prinz bey. Flotte und Renaud, die noch gefangen waren, wurden auf freien Fuß gestellt, und für unschuldig erklärt. Philipp V schrieb dem König, er habe die Ungerechtigkeit der Beschuldigungen gegen den Herzog von Orleans erkannt, und fühle das größte Verlangen, sich mit ihm auszusöhnen. Der Herzog schrieb hierauf, im Einverständniß mit dem König, an Philip V., von dem er die verbindlichste Antwort erhielt. Da die Prinzessin dei Ursini die erste Urheberin dieser Sache gewesen war, glaubte der Herzog es, seiner Ehre schuldig zu seyn, ihr seine Verachtung empfinden zu lassen, und er ließ ihr durch den König verbieten, sich je an einem Ort zu zeigen, wo er, oder jemand aus seiner Familie, ihr begegnen könnte. Sie sah, daß es Zeit wäre auf einen Rückzug bedacht zu seyn, und sie hätte Holland erwählt, aber die Generalstaaten wiesen sie zurück.

Vierzehn Tage vor dem Tode des Königs reiste sie ab, aus Furcht sich in der Gewalt des Herzogs von Orleans zu befinden. Sie suchte überall einen Zufluchtsort, kam nach Schamberri, nach Genua, und blieb endlich in Rom. Ihre Pensionen von Frankreich und Spanien wurden ihr auf die Befehle Philipps V und des Herzogs von Orleans immerfort richtig ausgezahlt. Der Hang zum Hof klammert sich so fest in den Herzen derer, die ihm lange gefolgt sind, daß sie nur am Hofe leben können, wär's auch bloß, um zu kriechen. Sie tröstete sich am Bilde, nachdem sie den Genuß der Wirklichkeit eingebüßt hatte. Sie hing sich an den Prätendenten Jakob III, machte die Honneurs seines Hauses, und bekannte sich zu seiner Etikette. Sie starb am 5 Decbr. 1722 über 80 Jahre alt *).

Es

*) Sie war also schon über die 70, als sie den König verführen wollte; Man weiß nicht ob man diese Hofkarrikaturen bewundern, belachen oder — beweinen soll!

Es wird an seinem Ort seyn, daß ich hier noch einige Umstände zusammenstelle, die mit den eben angeführten in Verbindung gestanden haben.

Als die Prinzessin dei Ursini nach dem Tode der ersten Königin so viele Vorkehrungen traf, um ihre Entwürfe den Augen des Publikums zu verbergen, und in dieser Absicht den König in einer unzugänglichen Einsamkeit zurückzuhalten, zog sie mehr als jemals, die Aufmerksamkeit des Hofs auf ihre Wege, und die geflissentliche Heimlichkeit gab gerade ihren Planen Ruchbarkeit. Niemand zweifelte, daß es ihr Zweck wäre, und daß es ihr gelingen würde, den König zu heirathen. Der Marquis von Brancas, Französischer Botschafter in Madrid, war davon überzeugt. Seine Pflicht war, seinen Herrn davon zu benachrichtigen; da ihm aber aus dem Beispiel des Abbe d'Etrees bekannt war, daß weder die Posten, noch die Kuriere sicher wären, bat er Ludwig XIV um Urlaub in wichtigen Angelegenheiten, erhielt ihn, und bereitete alles zu seiner Abreise.

Die Prinzessin, die den Zweck dieser Reise ahndete, ließ den Kardinal del Giudice *) einen Tag früher abreisen, um allem, was Brancas sagen möchte, am Französischen Hofe vorzubauen, seine Glaubwürdigkeit verdächtig zu machen, seine Zurückberufung zu betreiben, und den König zur Genehmigung eines Ehebündnisses zu bewegen, von dem er bisher keine andere Nachricht hatte, als durch die öffentlichen Zeitungen. Das letzte war keine leichte Arbeit. Als die Prinzessin von Parma dem König von Spanien bestimmt wurde, war sie schon an den Herzog della Mirandola versprochen, welcher die Grandezza und die Oberstallmeisterstelle sich zur Ehre schätzte. Die Heirathsartikel sollten mit dem Diener beschlossen werden, als man sie für den Herrn von neuem aufzeichnete.

*) Der Kardinal del Giudice, Großinquisitor von Spanien, war ein Bruder des Herzogs Giovenazzo, welcher Staatsrath d. h. Minister und ernannter Grande von der dritten Klasse auf drei Generationen war. Ihr Vater, ein Genueser, hatte sich in Neapel niedergelassen, wo er im Handel ein ungeheures Vermögen erworben hatte. Der Sohn des Herzogs von Giovenazzo und Neffe des Kardinals del Giudice, war der Prinz Cellamare, Spanischer Botschafter in Frankreich, von welchem unter der Regenschaft die Rede seyn wird.

Das waren die Instruktionen des Kardinals zu seiner Sendung nach Frankreich. Der Marquis von Brancas erkannte den Zweck dieser übereilten Reise. Ohngeachtet er ihm nur den andern Tag folgen konnte, so holte er ihn doch in Bayonne ein, und da der Kardinal hier sein Nachtlager hielt, reiste der Marquis weiter, nahm von Station zu Station alle Pferde weg, kam zwei Tage vor ihm am Hofe an, und hatte Zeit, den König mit dem Zustand von Spanien bekannt zu machen.

Obschon Ludwig mit der Heirath seines Enkels sehr unzufrieden war, so glaubte er doch, daß die Sachen schon zu weit gediehen wären, um etwas dagegen einzuwenden, und er begnügte sich, den Vorschlag kalt anzuhören, ohne seine Gutheißung zu geben noch zu versagen; aber die Prinzessin dei Ursini war hierdurch vollends um seine ganze Gnade gekommen. Sie wurde bald gewahr, daß sie am Französischen Hof nicht gut stünde; aber anstatt es ihrer eignen Aufführung beizumessen, schob sie die Schuld auf die Ungeschicklichkeit, oder gar auf den bösen Willen des Kardinals. Sie beredete sichs um so mehr, als er selbst am Französischen Hofe Glück gemacht hatte. Ueberdem hatte er am Spanischen ein Ansehen, das, ohne die Macht der Prinzessin aufzuwiegen, doch von derselben unabhängig war. Die Sultaninnen dieser Art wollen, daß man blos durch sie und für sie existire. Sie stellte ihm eine Falle, in die er mit Gewalt gezogen wurde.

Man weiß, daß der Papst Klemens XI, nachdem er Phillpp V als König von Spanien erkannt hatte, wie die Oestreichischen Truppen den Kirchenstaat betraten, den Erzherzog Karl dafür erkannte. Seitdem die Vernunft die Blitze des Vatikans gelöscht hat, ist die Furcht der Grund und die Triebfeder der Römischen Politik.

Macannas, ein Spanischer Rechtsgelehrter, Fiskal des Raths von Kastilien, erhielt vom Ministerium Auftrag, zu untersuchen, von welchem Gewicht in der gegenwärtigen Angelegenheit die Partie wäre, die der Papst wider oder für ergriffe. Macannas schrieb ein Werk voll Gelehrsamkeit, auf unwiderlegbare Grundsätze gebaut, und von furchtbaren Folgerungen gegen den Römischen Hof. Seit Luther und Calvin war der päpstliche Stuhl nicht so heftig angegriffen

wor-

worden. Dieser Gegner war sogar gefährlicher, als die Ketzer, weil er alle Lehrsätze ehrte und bekannte, und nur das Zeitliche in Untersuchung nahm. Kurz, er schränkte die Ansprüche des Römischen Hofs auf ihren wahren Werth, d. h. auf sehr wenig, ein.

Macannas Schrift wurde vom König und vom Staatsrath gebilligt; aber aus Schonung für Rom hätte man die Bekanntmachung derselben aufgehalten. Die Prinzessin ließ sie verbreiten, um den Kardinal del Giudice in Verlegenheit und in die Nothwendigkeit zu setzen, es entweder als Minister mit dem Französischen und Spanischen, oder als Groß-Inquisitor mit dem Römischen Hof zu verderben.

Der Kardinal wäre gern neutral geblieben, aber man machte es ihm zur Unmöglichkeit. Der Nuncius und die Spanische Inquisition schrien laut um Rache, sie schrieben an dem Groß-Inquisitor, sie zwangen ihn öffentlich hervorzutreten, und einen Hirtenbrief gegen Macannas und seine Schrift herauszugeben. Ein Hirtenbrief des Groß-Inquisitors, von Marly datirt, und in Paris angeschlagen, schien dort etwas sehr buntscheckiges. Es war zwar gegen einen Spanier; aber dieser Spanier behauptete Französische Maximen, übrigens Maximen, die allerwärts zu Hause seyn sollten.

Auf einer andern Seite unterstützte der König von Spanien Macannas, durch die Prinzessin aufgemuntert; der Kardinal wurde von Frankreich zurückberufen, und erhielt unterwegs den Befehl, nicht wieder in Madrid zu erscheinen.

So standen die Sachen, als durch den Sturz der Prinzessin alles eine veränderte Gestalt erhielt. Die neue Königin die alles zerstöhren wollte, was die Favoritin gethan hatte, ließ den Kardinal del Giudice wieder kommen, und er wurde mit dem Ministerium bekleidet.

In dem Leben des Kardinal Alberoni (Histoire du Cardinal Alberoni depuis la naissance jusqu'au commencement de l'année 1719 par Mr. J. R. (Rousset) la Haye 1719) wird dem Alberoni das Verdienst angerechnet, daß er zuerst auf den Gedanken der Vermählung des

Königs mit der Parmesanischen Prinzessin gefallen sey, diese ganze Sache auf das schlaueste und geheimste durchgeführt, und zuletzt die Rathschläge an die Hand gegeben habe, die Prinzessin Ursini zu entfernen. Die Sache wird darinn folgendermaßen angegeben.

Als Alberoni, Agent von Parma zu Madrid zuerst den kühnen Gedanken faßte, den König von Spanien mit der Parmesanischen Prinzessin zu verheirathen, und die Ausführung dieses Plans als den Weg ansah, der ihn unfehlbar zur höchsten Staffel des Glücks führen müsse, so fühlte er dennoch die unzähligen Schwierigkeiten, die seinen Wünschen sich entgegen stellen würden. Eine Vermählung des Königs von Spanien mit einer Oestreichischen Erzherzogin konnte dem langen Streit über die Erbfolge ein Ende machen; er fürchtete, daß der Papst diese natürliche und wünschenswerthe Verbindung begünstigen würde, damit Italien nicht fernerhin der Kriegsschauplatz sey, worauf spanische und deutsche Soldaten kämpften. Vor allen Dingen aber fürchtete er die Prinzessin Ursini, die, wie damals behauptet wurde, sich selbst des Thrones nicht unwürdig fand. Auch noch eine Schwierigkeit stand, den Memoiren von Duclos zufolge, dieser Vermählung dadurch entgegen, daß die Prinzessin von Parma bereits mit dem Herzoge von Mirandola, Grand von Spanien und Oberstallmeister des Königs, verlobt war, und daß folglich der Herr eine Frau nehmen sollte, die für den Diener bestimmt war.

Diese Schwierigkeiten schreckten indeß Alberoni nicht ab, er offenbarte seinen Plan seinem Herrn, dem Herzoge von Parma. Diese beyden Männer hielten die Sache äußerst geheim. Sie beschlossen, dem Kardinal del Giudice, Großinquisitor von Spanien, der vorzüglich das Zutrauen des Königs genoß, ihr Vorhaben für das Erste noch nicht zu eröffnen, weil er ein vertrauter Freund der Prinzessin Ursini sey.

Dagegen entdeckten sie es dem Kardinal Aquaviva, der in Rom die spanischen Angelegenheiten besorgte. Dieser Mann begünstigte ihren Entschluß, war eben der Meinung, daß, ehe man einen Versuch in Madrid machte, man den Papst in das Interesse zöge, und bemerkte, daß die Päpste das Haus Farnese, welches einem Papste seine Entstehung

zu

zu verdanken hätte, stets geliebt, und daß es dem heiligen Vater schmeicheln würde, die Tochter eines seiner Vasallen auf einen Thron zu befördern. Dieses geschah, der Papst gab nicht nur seine Einwilligung, sondern schrieb deshalb an den König von Frankreich, und gab seinem Legaten zu Madrid Befehl, in dieser Sache Alberonis Absichten aus allen Kräften zu unterstützen. Hierzu verbanden sich auch diejenigen unter den Großen, die bloß nach den Befehlen des Versailler Hofs handelten. Kurz man machte dem Könige von Spanien ein so vortheilhaftes Bild von der Prinzessin von Parma, daß dieser, der wahrscheinlich sehnlichst wünschte, wieder eine Gemahlin zu haben, seine Einwilligung gab, und dem Kardinal Aquaviva den Auftrag ertheilte, um die Prinzessin anzuhalten.

Nach dieser Erzählung war also die Prinzessin Ursini weit entfernt, diese Verbindung vorzuschlagen. Im Gegentheil schreibt Aiberoni: „Les favoris de la feu reine sont terriblement deroutés, et surtout la princesse favorite, je voudrois, que vous fussiez temoin de quels yeux elle me regarde, depuis qu'elle soupçonne que j'ai été le mobile de cette negociation."

Der Kardinal Aquaviva hielt um die Prinzessin an, und der Pabst schickte nach Parma den Kardinal Gozzadini, um die Trauung zu verrichten, worauf die neue Königin unverzüglich nach Spanien abreisete. Diese Fürstin folgte in allem, was den Spanischen Hof betraf, den Vorschriften, die ihr Aiberoni ertheilte, und auf dessen Anrathen hatte sie ihren neuen Gemahl um die Entfernung der Prinzessin Ursini gebeten. Alberoni fühlte wahrscheinlich, daß, was dem König bey dieser Sache am schwierigsten seyn müßte, die Art sey, wie er diese Bitte erfüllen sollte, und daß Philipp zu schwach wäre, einen solchen Befehl selbst zu ertheilen, oder gar den Vorwürfen und Thränen der Prinzessin zu widerstehen. Er that daher den Vorschlag, daß die Prinzessin Ursini der Königin bis Quadraque entgegenreisen solle, und diese es über sich nehmen müsse, sie bey ihrem Empfang unverzüglich wegzujagen; und zu diesem Behuf wurde dem kommandirenden Offizier die bestimmte Vorschrift ertheilt, in allen Stücken die Befehle der neuen Königin blindlings zu befolgen.

Die

Diese Erzählung hat den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit, das Betragen, welches dem Alberoni zugerechnet wird, stimmt ganz mit den Grundsätzen überein, die er während seines uneingeschränkten Ministeriums nachmals geäußert hat.

Es ist der Mühe wehrt, auch noch einen Innländer, den Marquis von San Felixe, aus dem III Theil seiner Beyträge zur Geschichte von Spanien unter Philipp V — um so mehr zu vergleichen als durch seine Winke die fast unbegreifliche Entfernungsgeschichte der Prinzessin Ursini ein Motiv erhält, welches eine entscheidende Erklärung giebt. Sie hatte sich, wie man aus dem folgenden umständlicher sieht, die Inquisition, den Cardinal Großinquisitor, den Papst zu Gegnern gemacht. Die neue Königin war eine Clientin des römischen Hofs. Philipp der V stand jedem Eindruck kirchlicher Religiosität offen, sobald nur seine königliche Gewalt nicht gefährdet wurde. Kam nun, zu diesen mysteriösen Triebfedern der kirchlichen Allmacht, der Haß der verwittweten Königin gegen die Prinzessin, die persönliche Furcht der neuen Königin vor dem Despotismus dieser alten Gouvernantin, die Einwilligung Ludwigs des XIV und seiner geheimen Regentin, so war der Fall der veralteten Italiänerin nicht nur unvermeidlich, sondern gerade auf die auffallendste, die unversöhnlichste Trennung entscheidende Weise, selbst von Seiten Philipps, möglich. Der wesentliche Zusammenhang in San Felixe ist folgender:

„Der König, durchdrungen von dem gerechtesten Schmerz, verließ sogleich nach dem Tode seiner Gemahlin (14 Febr. 1714.) den Pallast; und da alle seine Häuser ihn an den Verlust erinnerten, so ließ er für sich das Haus zubereiten, welches der Marquis Priego, als Herzog von Medina Celi, in der Straße dú Pardo besaß. Ohne Neigung, an den Staatsgeschäften einigen Antheil zu nehmen, trug der König dem Kardinal del Giudice alle nöthige Autorität zur Besorgung der Angelegenheiten, die nicht ohne Gefahr aufgeschoben werden konnten, auf: Die Befehle gingen durch die Hände des Marquis Grimaldo, Secretairs del Despacho universal, welcher sie im Namen des Königs unterzeichnete, der ihm öffentlich mit lauter Stimme die Vollmacht dazu ertheilte. Der Kardinal gebrauchte,

brauchte mit Mäßigung dieses Merkmal von Vertrauen: er besorgte nur die dringendsten Geschäfte; und drey Tage nachher übernahm der König wieder die Staatsverwaltung, auf Ansuchen der Prinzessin Ursini, deren Ansehen nicht mit der Königin gestorben war. Die Zärtlichkeit der Königin gegen dieselbe war der Hauptgrund ihrer Gewalt: sie blieb im Pallaste als Hofmeisterin des Prinzen von Asturien und der Infanten; und damit so viele Neider, die sie hatte, dem Könige nicht schlimme Begriffe von ihrer allzugroßen Autorität beybringen möchten, setzte sie diesem Prinzen nur ihre Anhänger an die Seite, die auf ihren Befehl ihn unter dem Vorwande, seine Betrübniß zu lindern, begleiten mußten. Orry war der Vertraute der Prinzessin, die mitten unter den Gefahren, von denen sie immer mehr und mehr bedroht zu seyn glaubte, nur auf die Befestigung ihres Credits dachte, und daher dem Könige anrieth, die Regierungsform zu ändern, und einen Plan anzunehmen, den Orry entworfen hatte. Die große Autorität des Präsidenten von Kastilien war allen hinderlich, die an den Staatsgeschäften Antheil haben wollten; der König nahm also diese Bedienung dem D. Francisco Ronquillo, indem er in einem sehr gnädigen Briefe ihm für seine Dienste dankte; und ernannte zugleich fünf andere Präsidenten, nämlich Einen für jeden der fünf Säle oder Kammern des königlichen Raths. Er verordnete auch verschiedene Räthe für jede Art von Geschäften, und gab ihnen den Marquis de la Jamaica, der bereits Herzog von Veraguas war, und den Prinzen von Cellamare als Gehülfen zu. Orry und der Graf Bergheick nahmen an allen Geschäften Antheil, die in vier Klassen, nämlich in Kirchen- Justiz- Staats- und Kriegsangelegenheiten, abgetheilt wurden. Orry aber war allein der Urheber des neuen Systems.

D. Melchior Macanay hatte sich seine Gewogenheit erworben und besaß sein ganzes Vertrauen. Dieser Mann war am Hofe kaum bekannt, und hatte bisher nur das Amt eines Konfiskations-Richters in den Provinzen Valencia und Arragonien verwaltet, woselbst er viele Klagen, besonders von Seiten der Geistlichkeit, wider sie erregte, die ihm ein hartes und unbiegsames Verhalten vorwarf. Macanay flößte dem Orry Grundsätze ein, die unerhört und größtentheils den kirchlichen Immunitäten zuwider waren: allein er wußte

das

das Gift derselben so schlau zu verbergen, daß er sogar die Zuneigung des königlichen Beichtvaters, des P. Robinet, gewann und sich dessen Beyfall erwarb. Durch diese Mittel gelangte er zu dem Amte eines Fiscals in dem Rathe von Kastilien, welches er mit größerer Autorität verwaltete, als jemals einer von seinen Vorgängern gehabt hatte. Es würde zu weitläuftig seyn, alle Neuerungen zu erzählen, die Macanaz wider das Gutachten vernünftiger Leute einführte, die über dieselben nur spotteten. Der Marquis Grimaldo behielt das Kriegswesen und die indianischen Geschäfte zu seinem Antheile. Der König hegte ein unbegränztes Zutrauen gegen diesen Minister, der sich auch die Beschützung der Prinzessin erworben hatte.

Die Belagerung von Barcellona hatte unter der Anführung des Herzogs von Popoli einen schlechten Fortgang. Orry, der auf dessen kluge Schonung keine Rücksicht nahm, beschwerte mit neuen und starken Auflagen die Katalonier, die sich alle, ausgenommen die Einwohner der Stadt Cordona, der Herrschaft des Königs unterworfen hatten. Durch diese Bedrückungen erbittert, griff das Volk wieder zu den Waffen, und gab der Stadt Barcellona Zeit, sich zu einer nachdrücklichen Vertheidigung zu rüsten. Der Marquis Rübe, mit einer Vollmacht des Kaisers versehen, errichtete ein neues Bündniß mit dieser Stadt, welches ein offenbarer Bruch des zu Utrecht geschlossenen Vertrags war. Man schickte auch von Neapel Rekruten herüber; und die Aufrührer befestigten sich immer mehr und mehr in der Rebellion, da sie sahen, daß ihnen Hülfe nicht fehlen möchte, und daß die Staaten, die der Kaiser in Italien besaß, ihnen alle Nothwendigkeiten liefern würden. Diese Umstände nöthigten Philipp V, seine Zuflucht zu Frankreich zu nehmen, und Ludwig XIV um Truppen und Schiffe zu bitten. Du Casse erschien vor Barcelona nur mit 3 Schiffen, die der katholische König bezahlen sollte, und mit dem Titel eines Admirals der spanischen Meere, welches die Spanier sehr verdroß, weil er in dieser Würde über alle Officiere des Seewesens zu befehlen hatte.

Ludwig XIV bestimmte zu dieser Unternehmung 15000 Mann unter der Anführung des Marschalls Berwyk. Die Anzahl dieser Truppen gefiel dem Könige; weil aber der Marschall mit der Prinzessin Ursini in keinem guten Vernehs

nehmen stand, so bat Philipp V um den Marschall Tesse, den ihm Ludwig XIV versagte. Da nun die Prinzessin leicht einsah, daß der Marschall Berwyk am Hofe erscheinen würde, so bewirkte sie die Verbannung des D. Francisco Ronquillo, den sie als seinen vertrauten Freund kannte, unter dem Vorwande, daß er von der Regierung übel spräche. Man warf ihm auch seine Verbindung mit dem damaligen Französischen Gesandten, dem Marquis Brancas, vor, der über die Regierung sehr mißvergnügt war. Er behauptete, daß das spanische Ministerium durch seine Nachlässigkeit, und durch den Mangel an Eintracht und Harmonie unter seinen Gliedern, Frankreich in einen neuen Aufwand, in neue Unruhen und Verlegenheiten stürzte, und daß die Friedensunterhandlung zwischen Spanien und den Generalstaaten zu Utrecht in Gefahr stände, sich zu zerschlagen, weil die Holländer ihre Gewährleistung für die Souverainetät versagten, die der König der Prinzessin Ursini in Flandern gegeben hatte, und weil diese denselben abhielt, ohne diese Bedingung, den Frieden abzuschließen. Ludwig XIV ärgerte sich sehr darüber, daß man so lange die Unterzeichnung eines Traktats verzögerte, zu welchem er selbst den Grund gelegt hatte. Diese Verzögerung hemmte seine übrigen Entwürfe und die Begierde, die er hatte, einen dauerhaften Vergleich zwischen dem Kaiser und Spanien zu Stande zu bringen. Er wollte also von den Bewegungsgründen unterrichtet seyn, die den Widerstand des Königs, seines Enkels, veranlaßten, und ob sie von seinen eignen Gesinnungen herrührten, oder ihm von der Prinzessin Ursini eingeflößt wären. Der Marquis Brancas ergriff bey dieser Gelegenheit die Feder, um Ludwig XIV von dem, was im Spanischen Ministerio vorging, Bericht abzustatten: er schrieb mit einer so schwarzen Dinte, daß er versicherte, die Prinzessin und Orry richteten beide, jedes nach seiner Art, das Reich zu Grunde; die Prinzessin hätte das Gemüth des Königs eingenommen; sie lenkte nach ihrem Gefallen die ganze Regierung, und befolgte dabey nach ihrer Gewohnheit solche Maximen, die Frankreich höchst nachtheilig und Spanien verderblich wären, welches sie ihrer Begierde nach Souverainetät aufopferte, die sie von der Güte des katholischen Königes in den Niederlanden erhalten hätte; sie bereitete schon von weitem Fallstricke für den Marschall von Berwyk, der wider ihren Willen in Katalonien

nien commandiren sollte, und der bey der Belagerung von Barcellona Frankreichs Truppen, und die Ehre seiner Waffen gewiß verlieren würde, weil die Prinzessin nicht die erforderlichen Anstalten zu dieser Unternehmung treffen, und Orry die zur Belagerung gehörigen Nothwendigkeiten ohne die Einwilligung dieser Frau, die Spanien tyrannisirte, und Frankreich so vielen Schaden zufügte, nicht herbeyschaffen würde; beide wären Unterthanen des allerchristlichen Königes; es hienge also nur von ihm ab, so vielen Uebeln dadurch zu steuren, daß er beiden Befehle zur Rückkehr nach Frankreich zuschickte, weil nur dieß allein das einzige Mittel wäre, den Frieden mit Holland zu schließen, und den glücklichen Erfolg der Belagerung von Barcellona zu sichern. Wir haben von diesem Briefe des Marquis von Brancas eine Abschrift in Händen gehabt: sie wurde uns durch einen seiner Freunde in Madrid mitgetheilt, der gleich vielen andern die Prinzessin Ursini haßte. Als Ludwig XIV diese Nachrichten empfangen hatte, gab er seinem Enkel zu verstehen, daß er keine Truppen mehr nach Spanien schicken wollte, und daß er dem Marschall Berwyk geschrieben habe, den Marsch der Kriegsvölker, die bereits gegen Barcellona anrückten, aufzuhalten, wobey er hinzufügte: er würde seinen besondern Frieden mit dem Kaiser und den Holländern abschließen, Spanien im Kriege gegen diese beiden Mächte bleiben lassen, und sich in dessen Angelegenheiten auf keine Weise mehr mischen, weil er, wegen des Privatinteresse der Prinzessin, die Befestigung der Ruhe seines Volks nicht länger verschieben, und es keineswegs in neues Unglück zurückstürzen wollte.

Wir haben diesen Brief des Königs von Frankreich nicht gesehen; der Marquis von Brancas machte ihn zu Madrid öffentlich bekannt, als wenn er ihm von Ludwig XIV wäre mitgetheilt worden. Philipp V schrieb an seinen Großvater, um ihm diese übeln Eindrücke zu benehmen und versicherte ihm, daß er allein den Abschluß des Friedens mit den Generalstaaten verzögerte, und zwar seiner eignen Ehre wegen, und weil er sie sich der Belehnung widersetzen sähe, die er der Prinzessin Ursini, von der er wichtige Dienste empfangen zu haben gestand, ertheilt hätte: er fügte hinzu, daß er dieselbe seit dem Tode der Königin wider ihren Willen in

Spa-

Spanien zurückhielte. Die Prinzessin bemühte sich gleichfalls, sich vermittelst der Frau von Maintenon bey dem König von Frankreich zu entschuldigen; allein ihre Bemühungen waren fruchtlos: die Truppen kamen nicht an, und die Rebellen in Barcellona gewannen täglich neue Stärke, und rüsteten sich zur lebhaftesten Vertheidigung. Der König, dem es bekannt war, daß der Marquis von Brancas diese Uneinigkeit nährte, verlangte seine Zurückberufung, und dieses Begehren war eine neue Veranlassung zum Mißvergnügen für Ludwig XIV, dem Brancas versicherte, daß die Prinzessin seine Briefe auffinge, und alle Paquete öffnete, die aus Versailles an ihn kämen. Da diese Mißhelligkeit von Tage zu Tage ernsthafter wurde, so ließ der König, um ein Feuer zu ersticken, das unglückliche Folgen hervorbringen konnte, den Kardinal del Giudice am Charfreytage nach Paris abreisen, um den König von Frankreich, der eine ausnehmende Zärtlichkeit gegen seinen Enkel hegte, auf andere Gesinnungen zu lenken. Diejenigen, welche Alles stets auf der schlimmsten Seite betrachten, behaupten, die Prinzessin hätte den Kardinal aus Madrid zu entfernen gesucht, weil ihr das Ansehen dieser Eminenz, deren Rathschläge von dem Könige sehr wohl aufgenommen wurden, furchtbar zu werden anfing. Die Prinzessin schrieb die bittersten Briefe gegen den Marquis von Brancas; und da dieser Gesandte auch befürchtete, der Kardinal möchte Eindrücke auf den Geist Ludwigs XIV machen, so bat er um die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren. Er erhielt sie, und reiste mit so großer Eilfertigkeit, daß er eher als der Kardinal del Giudice ankam, der den Prinzen von Cellamare, seinen Neffen mit sich führte: einen Mann von reifem Verstande, voll tiefer Einsichten und Klugheit, der die schwerste Unterhandlung zu führen fähig war.

Obgleich der Marquis Brancas sich hatte angelegen seyn lassen, Ludwig XIV gegen die Prinzessin Ursini einzunehmen; so empfing doch der Monarch den Kardinal mit den größten Merkmalen von Hochachtung, und derselbe war so glücklich in seiner Unterhandlung, worinn ihm auch die Frau von Maintenon ihren Beistand leistete, daß Ludwig XIV sogleich dem Marschall Berwyk Befehle zuschickte, mit seinen Truppen wieder in Katalonien einzurücken. Die größte

Schwierigkeit die der Rechtfertigung der Prinzessin Ursini im Wege stand, war die Weigerung, den Frieden mit den Holländern abzuschließen, die man für eine Wirkung ihrer Ehrsucht hielt. Der Kardinal aber that den Vorschlag, denselben ohne Anstand zu unterzeichnen. Der Marquis Brancas kehrte nicht wieder nach Spanien zurück, weil er sich mit dem katholischen Könige entzweit hatte, und daher die Stelle eines Gesandten an dem Hofe desselben sich für ihn nicht mehr schickte. Die Politiker dachten, die Unterhandlung des Kardinals würde ihm mehr Ehre erworben haben, wenn er die Zurückberufung der Prinzessin Ursini aus Spanien bewirkt hätte; ein Umstand, den er bewerkstelligen konnte; er strebte aber nach dem Ruhme der Großmuth, ob er gleich wohl wußte, daß seine Reise der Prinzessin mißfällig war, weil sie besorgte, der Kardinal möchte, wenn er die Achtung des Königs von Frankreich besäße, sich dieses Mittels bedienen, um ein Günstling des katholischen Königs zu werden. Wirklich schrieb ihm auch Ludwig XIV von dem Kardinal, er könnte nichts bessers thun, als die Vorschläge desselben befolgen. Diese Lobsprüche setzten die Prinzessin in Unruhe, die den Kardinal, um ihn vom Hofe zu entfernen, in Paris zurückhielt. Ihre uneingeschränkte Gewalt nöthigte auch den Grafen Bergheick, der nicht glaubte, sich ihr unterwerfen zu müssen, den König um die Erlaubniß zu bitten, daß er nach Flandern zurückkehren dürfte; er erklärte sogar mit vieler Freymüthigkeit die Bewegungsgründe seiner Entfernung. Philipp V war bereits an Klagen und Beschwerden gegen die Prinzessin so gewöhnt, daß sie keine Eindrücke mehr auf ihn machten, er betrachtete sie nur als Erdichtungen, die aus Haß, Neid und Ehrsucht entsprängen.

Der wienerische Hof weigerte sich nach dem Rastadter Frieden, der Prinzessin Ursini die ihr verliehene Souverainetät einzuräumen; und man hatte Mittel ihn dazu zu zwingen: Die Holländer konnten also nicht für Etwas, das gar nicht existirte, die Gewähr leisten. Nachdem diese Schwierigkeit gehoben war, wurde der Friede zwischen Spanien und den Generalstaaten am 26. Junius 1714. unterzeichnet.

Der Marschall Berwyck verfügte sich nach der schweren und ruhmvollen Eroberung von Barcellona nach Madrid, wo er mit Zujauchzungen empfangen wurde. Philipp V

über-

überhäufte ihn mit Merkmalen von Hochachtung, und bekleidete den Grafen Timnouth, seinen ältesten Sohn, mit dem Orden des goldnen Vliesses. Spanien fing nunmehr an, auf eine kurze Zeit das Glück der Ruhe zu genießen.

Die starke Gesundheit des Königs und sein empfindsames Gewissen nöthigten ihn, sich wieder zu vermählen: er eröffnete diesen Entschluß dem Könige, seinem Großvater, an den er den Prinzen von Chalais abschickte. Ludwig XIV schlug ihm die Infantin Donna Franciſca, des Königs von Portugal Schwester; eine Prinzessin von Bayern; und die Prinzessin Elisabeth Farnese, des verstorbenen Herzogs von Parma Tochter vor, und überließ ihm die Wahl; er trug ihm auch, wofern er eine Prinzessin von seinem Geblüte verlangte, eine Tochter des Prinzen von Conde an. Der König erklärte sich für die Prinzessin von Parma, auf Ueberredung der Prinzessin Ursini, und ungeachtet der lebhaften Bemühungen des Grafen von Albert, damaligen Gesandten des Kurfürsten von Bayern zu Madrid, der dem Könige, wenn er sich mit der Tochter seines Herrn vermählte, Aussichten auf große Vortheile zu eröffnen sich bemühte. Der Abt Alberoni hatte um diese Zeit die Angelegenheiten des Herzogs von Parma am Spanischen Hofe zu besorgen. Seit dem Tode des Herzogs von Vendome, der ihm eine Pension von 4000 Dukaten auf das Erzbisthum Valencia verschaffte, hatte sich dieser Abt bey dem parmesanischen Minister, dem Marquis Casali aufgehalten, der bey seiner Rückkehr nach Italien das Interesse seines Herrn den Händen des Alberoni anvertraute. Der Herzog Franz Farnese hatte damals nicht viele Angelegenheiten am Hofe zu Madrid, und der katholische Könige hatte deren eben so wenig in Italien zu unterhandeln, als der Umstand seiner Vermählung sich ereignete.

Alberoni, dessen Glück am Hofe sich nicht immer gleich gewesen war, stand jetzt in gutem Vernehmen mit der Prinzessin Ursini: er benutzte diese Gelegenheit, um ihr die Vortheile vorzustellen, die der König durch seine Vermählung mit der Prinzessin von Parma gewinnen könnte, weil sie, da der Herzog, ihr Oheim, keine Kinder hätte, die Erbin der Staaten Parma und Piacenza seyn würde, und Rechte auf die unmittelbare Nachfolge in Toskana besäße: es wäre, fügte er hinzu, nicht zu befürchten, daß der Prinz Anton, des Herzogs Bruder, seine Nichte dieser Erbschaft beraubte, weil

er unvermählt lebte, ob er sich gleich schon in einem hohen Alter befände, und so dick geworden wäre, daß man ihn für unvermögend hielte, jemals Kinder zu erzeugen; diese Vermählung wäre das einzige Mittel, das der König hätte, um sich wieder in Italien festzusetzen; und endlich fände sich in Europa keine andere Prinzessin und Erbin, welche diese Verbindung verdiente. Diese Gründe waren der Prinzessin Ursini nicht unangenehm. Was sie aber am stärksten rührte, war die Hoffnung, die neue Königin eben so beherrschen zu können, weil es ihr auch leicht zu seyn schien, da die Prinzessin von einem italiänischen Hofe kam, wo die meiste Sittsamkeit regierte, sie zur steifen spanischen Ernsthaftigkeit zu bilden, sie als ihre Camarera-Mayor, eingeschlossen zu halten, und sich also eine völlige Herrschaft über ihr Gemüth zu erwerben. Die französische Lebhaftigkeit war nach ihrer Meinung nicht so leicht zu bändigen; und bey der Wahl einer portugiesischen Prinzessin besorgte sie, die Nachbarschaft der beyden Höfe möchte der jungen Königin Lieblinge verschaffen, die ihr Ansehen verringern könnten. Sie erklärte sich also, ohne sich dem Abt Alberoni zu entdecken, und ohne ihm ihre Gedanken zu eröffnen, für die Prinzessin von Parma, sagte ihre Gesinnungen dem Könige und lobte die schönen Eigenschaften dieser Prinzessin und die Erziehung, die sie an einem Hofe empfangen hätte, wo man nur gute Beyspiele sähe, und wo sie unter den Augen der Herzogin Dorothea Sophia von Neuburg, ihrer Mutter, deren Frömmigkeit und erhabene Tugenden man verehrte, wäre gebildet worden. Der König nahm auch einige Rücksicht auf die Vortheile, die er aus dieser Vermählung ziehen könnte; und nachdem er Ludwig XIV seinen Vorsatz, sie zu schließen, gemeldet hatte, erhielt er dazu dessen Beystimmung. Der Kardinal Aquaviva bekam den Auftrag, die Vermählung zu unterhandeln und sie wurde den 16. November 1714 zu Stande gebracht. Der Herzog von Parma, der die gehörige Vollmacht von dem katholischen Könige erhalten hatte, heirathete seine Nichte im Namen dieses Prinzen, und die junge Prinzessin wurde als Königin von Spanien anerkannt. Die Prinzessin Ursini, die von ihrer grenzenlosen Autorität nichts verlieren wollte, hatte alles veranstaltet; sie wollte sich sogar aus der verwittweten Königin, einer Tante der Parmesanischen Prinzessin, die sich damals in Bayonne aufhielt, eine Stütze machen:

sie

ſie ſtattete ihr, dieſer Vermählung wegen, Glückwünſche ab, und bewirkte für ſie die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien, welche aber dieſe Prinzeſſin nicht annahm, weil ſie verlangte, man ſollte zuvor mit der Beſtimmung einiger Dinge, die vorhergehen müßten, den Anfang machen.

Die Prinzeſſin Urſini, die nur auf die Befeſtigung ihrer Autorität dachte, ſann daher auf Mittel, den Kardinal del Giudice von dem franzöſiſchen Hofe zu entfernen, weil ſie befürchtete, die große Achtung, womit Ludwig XIV dieſen Prälaten beehrte, möchte ihren Fall nach ſich ziehen. Um den König dahin zu vermögen, machte ſie bey ihm einige ſcheinbare Gründe geltend, und der Kardinal erhielt Befehl, nach Spanien zurückzukommen. Es ereigneten ſich aber inzwiſchen Vorfälle, welche verurſachten, daß dieſe Rückkehr nicht ſo ſchleunig erfolgte, als die Prinzeſſin es wünſchte.

Schon ſeit einigen Monaten hatte D. Melchior Macanay, Fiskal des Raths von Kaſtilien, demſelben ein Memorial wider die kirchliche Immunität übergeben, worinn er die Mißbräuche vorſtellte, die aus derſelben entſprängen, und wie weit ſie ihre Gewalt über die durch die Canones feſtgeſetzte Gränzen ausgedehnt habe. Macanay hatte dieſes Memorial in wenig gemäſſigten Ausdrücken abgefaßt, man bemerkte darinn eine Menge verwegener Sätze, die der Lehre der heil. Väter entgegen waren, der Immunität der Kirche widerſtritten und ſich der Ketzerei näherten. Er wollte in Spanien die Grundſätze der gallicaniſchen Kirche und einen unmittelbaren Ungehorſam gegen das Tridentiniſche Concilium einführen. Es war zwar ein Theil ſeiner Foderungen und Vorſchläge billig und gerecht, die Art ſeines Vortrags aber war der Kirche ſchimpflich; er gebrauchte Ausdrücke, die ſich für einen Katholiſchen Staatsbeamten nicht ſchicken. Nachdem dieſes Memorial bekannt gemacht worden war, erregte es bey verſchiedenen Perſonen Zweifel gegen die Religion des Macanay; die Vernünftigſten betrachteten ihn als einen ehrſüchtigen und ſchmeichleriſchen Katholiken, der durch die Beſchützung des Orry und des P. Robinet ſein Glück zu machen hoffte. Orry verſtand nicht, was er billigte, und von dem P. Robinet können wir nicht glauben, obgleich Macanay ſich damit prahlte, daß er ſeinen Geſinnungen beygepflichtet habe, weil dies mit ſeinem Stande ſtreiten würde und weil die

Jesuiten gemeiniglich vernünftige Männer, Vertheidiger der Kirche und offenbare Feinde aller Ketzereien sind. Das erwähnte Memorial verursachte dem Rathe von Kastilien Schrecken und Entsetzen. Die Furcht nöthigte einige Räthe sich zu verstellen, andere ahmten ihnen aus Schmeichelei nach, einige hingegen setzten sich muthig dawider, und noch andere, die zurückhaltender waren, sagten, die Sache wäre wichtig, und man müßte das Memorial dem Könige zustellen. Der König übergab es dem P. Robinet zur Untersuchung und betheuerte, daß er nicht die Absicht hätte, die Rechte zu kränken, welche die heiligen Canones der Kirche zugestehen, und daß er nicht gesonnen wäre, sich der Entscheidung dieser Angelegenheit zu unterziehen, bey welcher er nur auf Gerechtigkeit und Billigkeit sein Augenmerk richtete.

Macanaz bemühete sich, dem Könige seine Bedenklichkeiten in einer geheimen Unterredung zu benehmen. Er stellte ihm vor; „die unter der Geistlichkeit eingerissenen Mißbräuche hätten die königliche Autorität geschwächt, und die Immunitäten der Kirche dienten nur zur Begünstigung ihrer „gesetzwidrigen Anmaßungen und Unordnungen, weil sie weit „über ihre gehörigen Gränzen ausgedehnt worden; die Kirchen „wären eine sichere Zuflucht aller Bösewichter, und dieses Recht „der Freistätte hätte man über die zum Gottesdienste bestimmten Oerter bis auf die daran stoßende Häuser, Kramladen „und Plätze ausgebreitet; die Geistlichen, die Mönche und „die Klöster eigneten sich mit Ungerechtigkeit die Rechte des „Königs dadurch zu, daß sie ohne Nothwendigkeit weltliche „Güter an sich brächten, welche daher seiner Gerichtsbarkeit „entzogen würden; die Geistlichkeit hätte mehrere Vasallen „im Staate als der König, und das Tribunal der Nuncia„tur vergrößerte täglich die Anzahl derselben, weil es seine „Autorität zu einem unerträglichen Despotismus hinaufge„trieben habe; die Ehrsucht einiger Minister hätte diese „Mißbräuche geduldet, um nur Gelegenheit zu erlangen, „ihre Familien mit den Kirchengütern zu bereichern; der vor„nehmste Urheber dieser Unordnungen wäre D. Luis Curiel, „sein Vorgänger, der durch diese Nachlässigkeit entweder ei„nen sehr geringen Eifer für das Interesse des Königs, „oder eine unverzeihliche Gefälligkeit für die Geistlichkeit zu „erkennen gäbe: denn er hätte die Befestigung in ungerechten „Besitzungen, ohne Einwilligung Seiner Majestät, und ohne

„ihr

„ihr sogar davon Bericht abzustatten, zugelassen; die alten ein„sichtsvollen und eifrigen Minister hätten, wegen weit wich„tigerer Angelegenheiten, Forderungen und Vorstellungen ge„than; in seinem Memorial befände sich kein Artikel, der „nicht auf die Autorität der orthodoxesten Kanonisten, die in „dem größten Ansehn stünden, gegründet wäre; er würde „zwar sein Leben zur Vertheidigung des Katholischen Glau„bens aufopfern, gleichwohl aber dürfte er nicht die Pflichten „seines Amtes vernachlässigen, welches ihm die Verbindlich„keit auflegte, die Rechte Sr. Majestät in allen sie betreffenden „Angelegenheiten zu behaupten; und es käme dem königlichen „Rathe zu, darüber zu urtheilen."

Diese Vorstellungen des Macanay machten nicht so tiefe Eindrücke auf den Geist des Königs, als einige Memoriale, die er der Mißbräuche wegen überreichte, deren Abstellung er verlangte. Die große Menge derselben war Philippen wohl bekannt, und er suchte mit der redlichsten Absicht die Mittel diesen Uebeln abzuhelfen. Viele Sätze und Vorschläge des Macanay erhielten gar nicht den Beyfall des B. Robinet, und in Ansehung einiger andern sagte er, daß sie, in einer andern Form eingekleidet, weniger Aergerniß und Anstoß erregen würden. Der König befahl, die Räthe von Kastilien sollten, jeder besonders, ihr schriftliches Gutachten über diese Materie einreichen, und man mußte also jedem derselben eine Abschrift des Memorials zustellen, welches durch diesen Umstand dem Generalinquisitor, dem Kardinal del Giudice noch vor seiner Abreise aus Paris in die Hände gerieth. Es war einer von den Räthen selbst, der ihm dasselbe entweder aus Freundschaft oder auf Antrieb seines Gewissens zuschickte. Der Kardinal übersandte es dem Tribunal der Inquisition, und dieses gab es, nach der eingeführten Gewohnheit, den Qualifikatoren. Es verflossen viele Monate, ehe man die Untersuchung dieser Angelegenheit vollendete, denn die Inquisition verfährt stets mit dieser Vorsichtigkeit. Endlich schickte sie dem Kardinal del Giudice, der sich damals noch in Paris befand, ein wider das Memorial, dessen Verfasser sie nicht nannte, abgefaßtes Dekret zur Unterzeichnung zu, und befahl, daß es an allen öffentlichen Oertern, und an den Thüren der Pfarrkirchen angeschlagen werden sollte. Man verdammte in demselben diese Schrift als verwegen, ärgerlich, die päpstliche Macht schmälernd, mit der wahren

Lehre der Kirche streitend, als irrig und ketzerisch. Macanay wurde darinn, aus Ehrerbietung für den König, nicht genannt; es war aber gewiß, daß die Inquisition ihn unfehlbar gefänglich einziehen würde, wenn der Prinz nicht den ganzen Umfang seiner Gewalt gebrauchte, das Verfahren der Inquisition zu hemmen oder ihn zu beschützen. Macanay wurde mit Recht darüber unruhig, er beschwerte sich deswegen bey dem König mit vieler Lebhaftigkeit, und diese Klagen welche die Prinzessin Ursini und Orry unterstützten, erregten Philipps Unwillen gegen die Inquisitoren, und er betrachtete die Bekanntmachung ihres Dekrets wider seinen Minister ohne seine Genehmigung als eine Verletzung der ihm schuldigen Ehrfurcht; dan Cardinal del Giudice traf vornemlich der Zorn des Königs, weil er dieses Dekret zu Paris unterzeichnet hatte, da er doch, während seiner Abwesenheit aus dem Reiche, keine Gerichtsbarkeit in dem in Spanien errichteten Tribunal des H. Officii ausüben konnte. Philipp ließ demnach dem Inquisitor die Fortsetzung ihres Verfahrens und die weitere Bekanntmachung ihres Dekrets verbieten, und ihnen zugleich die Widerrufung desselben anbefehlen. Diese antworteten, sie könnten den letzten Artikel nicht bewerkstelligen, und was die andern Punkte beträfe, so müßten die Befehle dazu dem Generalinquisitor mitgetheilt werden.

Einige Männer von einem verdächtigen Glauben gaben dem Könige den Rath, die Sitzungen der Inquisition zu hemmen, und behaupteten, das ganze Verfahren wäre ungültig, übereilt und der ihm schuldigen Ehrfurcht zuwider. In dieser Absicht ließ also der König die gelehrtesten und tugendhaftesten Theologen zusammen kommen, damit sie alle diese Akten untersuchen, und alsdann den Ausspruch thun sollten, wie weit sich in dieser Angelegenheit die königliche Gewalt, die Gewalt des Tribunals und des General-Inquisitors erstreckten. Indessen, daß sie ihre Berathschlagungen anstellten, überreichte der Rath von Kastilien sein Gutachten, aus welchem erhellte, daß die Gesinnungen in demselben ziemlich miteinander übereinstimmten, und daß die mehresten Räthe überzeugt wären, das Memorial des Macanay bedürfe wegen der darinn enthaltenen verwegenen Sätze und Vorschläge großer Verbesserungen, und das Verfahren des H.

Of-

Officii gegen denselben wäre gerecht und billig. Allein das freiste, deutlichste und am wenigsten gemäßigte Gutachten hatte D. Luis Curiel abgefaßt, er eiferte mehr als die übrigen, wider das Memorial des Macanay, und sagte, es wären zwar verschiedene Mißbräuche eingerissen, man müßte sich aber an den Papst wenden, und ihn um die Abstellung derselben bitten, weil die königliche Gewalt seinem Erachten nach, in dergleichen Dingen keine Gerichtsbarkeit besitzen könnte; und zur Behauptung dieser Meinung gab er den H. Kanonibus, und den Aussprüchen der Tridentinischen Kirchenversammlung eine gezwungene Ausdehnung. Er behauptete dieselbe mit allzuvieler Lebhaftigkeit, weil er ein erklärter Feind des Macanay war, und da der König seinen geringen Eifer für die Vertheidigung der königlichen Gewalt wahrnahm, so wurde er seiner Bedienung entsetzt, aller mit seinem Stande verknüpften Ehrenbezeugungen beraubt, und nach Segura de la Sierra verwiesen. Die Spanier die so fromm sind, und sich die tiefste Ehrerbietung für die H. Kirche zur Pflicht machen, glaubten, daß man sie angreifen wollte, und es entstand bey dieser Geiegenheit eine kleine Bewegung, die von Leuten unterhalten wurde, welche den König nicht liebten, dessen Redlichkeit und Billigkeit wohl hintergangen werden konnten, der aber ausserdem unfähig war, jemals einen mit den H. Kanonibus offenbar streitenden Irrthum anzunehmen. Er befolgte die Rathschläge einiger Personen, die er für vernünftig hielt; denn es fehlte nicht am Hofe an solchen Männern, die dem Macanay zugethan waren, und dem Orry ihre Ergebenheit zu bezeigen suchten. Die Versammlung der Theologen benahm dem Könige viele Eindrücke, die man ihm beygebracht hatte, und lenkte ihn von der Meinung ab, daß er die Gewalt besäße, das Dekret der Inquisition von den Kirchenthüren abreißen zu lassen. Sie stellten ihm vor: „daß die königliche Macht sich nicht so weit erstreckte; das H. Officium hätte in allen ähnlichen Fällen, wo es auf das Interesse der Religion und des Glaubens ankäme, die Gerichtsbarkeit über alle und jede Staatsbedienten, weil niemand von derselben ausgenommen wäre; man hätte aus gerechten und gesetzmäßigen Gründen wider das verwegene, und mit Irrthümern angefüllte Memorial verfahren; das Decret wäre gültig, weil es von vier Inquisitoren unterschrieben, nicht aber weil es von dem

Großinquisitor, dem Kardinal del Giudice bestätiget worden, der, da er sich ausserhalb Spanien befände, keine Gerichtsbarkeit in dem Reiche behalten könnte; der Kardinal hätte, ohne das Geheimniß zu verrathen, diese Angelegenheit dem Könige eröffnen können, weil man gegen Einen seiner Staatsbeamten verfuhr; es wäre schwer dasjenige, was vorgegangen sey, abzustellen, wenn nicht Macanay vor dem Tribunal der Inquisition einen Widerruf thäte, und den verdammten Sätzen entsagte, weil er sonst in reatu bleiben würde; der König könnte nicht die Bestrafung verhindern, ohne den Kanonibus entgegen zu handeln, und ohne die Fundamentalstatuten der Stiftung des H. Officil, welche die Könige, seine Vorgänger bestätigt hätten, zu verletzen, und wenn er der Gerechtigkeit einen freyen Fortgang erlaubte, so könnte das Tribunal sich nicht enthalten, gegen einen Mann, den es für strafbar hielte, gerichtlich zu verfahren."

Dieser Schluß der Theologen beunruhigte den König. Er schickte nun zwar den Inquisitoren keine Befehle mehr zu, fuhr aber gleichwohl fort, den Macanay zu beschützen. Sein ganzer Unwille wandte sich gegen den Kardinal del Giudice; indessen besaß er noch Mäßigung genug, um vorher seine Rechtfertigung anhören zu wollen Der Kardinal war von Paris abgereiset; der Prinz Pio wurde ihm bis Bayonne entgegen geschickt, um ihm anzudeuten, Spanien nicht eher zu betreten, als bis er dem König durch Abreißung des bekannt gemachten Dekrets Genugthuung geleistet hätte, und zwar deswegen, weil er dasselbe zu bestätigen sich unterstanden hatte, ohne dem Prinzen davon Nachricht zu ertheilen, weil er die Gerichtsbarkeit Spaniens dadurch verletzt hatte, daß er daselbst, während seines Aufenthalts in einem fremden Lande, Befehle geben zu können geglaubt habe. Man trug dieses Geschäfte dem Prinzen Pio darum auf, weil er des Kardinals del Giudice Freund war, und der König die Sache gütlich beylegen wollte. Die Prinzessin Ursini aber, welcher das große Ansehen des Kardinals Argwohn und Furcht verursachte, und die seine ihr in Frankreich geleisteten Dienste vergaß, verlangte, man sollte ihn ohne weitere Umstände nach Rom hingehen lassen, ohne ihm den Eintritt in Spanien zu verstatten. Orry und Macanay begehrten es gleichfalls; der König aber suchte ein Mäßigungsmittel.

mittel. Der Kardinal rechtfertigte sich. Das ganze Verfahren, sagte er, könnte nur dem Tribunal, welches hierin den Gesetzen seiner Stiftung gemäß handelte, die jederzeit ohne Ansehen der Person unverbrüchlich wären, beobachtet worden, zugerechnet werden; das H. Oficium hätte, diesem Gutachten zufolge, sein Dekret abgefaßt, und es bekäme seine ganze Kraft von dem Tribunale selbst, ohne daß der Generalinquisitor, wenn er anders nicht seine Pflicht verletzen wollte, die Bestätigung desselben versagen könnte, weil nach den päpstlichen Bullen die ganze Gewalt dem Tribunale zustünde, und die Bestätigung des Generalinquisitors nur eine bloße Formalität sey, auf die man, wenn keiner vorhanden wäre, auch nicht Rücksicht nähme; und gäbe es einen Generalinquisitor, so wäre derselbe nur gleichsam das Oberhaupt dieses Körpers, und es behielte stets eine gleiche Autorität, ausserhalb Spanien sowohl, als in dem Reiche selbst, weil er dieselbe von den der Person bewilligten Bullen empfienge, und sie, so lange diese Bullen nicht widerrufen würden, unvertilgbar wäre; er glaubte in dem, was er gethan hätte, dem katholischen Könige einen großen Dienst erwiesen zu haben, da er ihm die Irrthümer, welche einige böse Staatsbedienten ihm einflößten, zu erkennen gegeben; er stammte aus einer Sr. Majestät allzusehr ergebenen Familie, als daß er die ihrer königlichen Person schuldige Ehrfurcht und Zunsigung sowohl, als auch den Eifer für ihr Interesse aus den Augen setzen könnte; die in dem erwähnten Dekrete verdammten französischen Schriftsteller wären auch in Rom verdammt; man könnte die Lauterkeit des Glaubens nicht erhalten, wenn man denselben menschlichen Betrachtungen unterordnete; die Könige könnten nicht für den wahren Glauben ihrer Minister völlige Gewähr leisten, und daher würde die Ehrerbietung, die man ihnen schuldig wäre, keineswegs verletzt, wenn die Kirche die Irrthümer und Verwegenheit ihrer Staatsbedienten verdammte; es stände nicht in seiner Gewalt, das bekannt gemachte Decret aufzuheben, weil er nicht mehr Gewalt besäße, als das ganze Tribunal zusammen, welches niemals eine Sache widerrufen könnte, die es einmal mit so großer Vorsichtigkeit und Ueberlegung entschieden hätte; er würde seine Bedienung niederlegen, wenn es dem Könige angenehm wäre, und der neue Inquisitor könnte das Verlangen seiner Majestät befrie-

digen; das beste Mittel endlich zur gütlichen Beylegung dieser Sache bestände darin, daß Macanay sein Memorial zurücknähme, und ein anderes in gemäßigtern Ausdrücken, die eines Römischkatholischen würdig wären, überreichte.

Der König nahm diese Antwort des Kardinals aus den Händen seines Neffen, des Prinzen Cellamare gütig an; er glaubte aber, er würde diese Händel weit geschwinder abthun können, wenn del Giudice seine Bedienung niederlegte. Dieser dankte auch sogleich ab. Allein der Papst, dem man von der ganzen Angelegenheit und dem Streite über die Gerichtsbarkeit Nachrichten ertheilt hatte, weigerte sich, die Abdankung des del Giudice anzunehmen, weil er befürchtete, daß die Vorstellung des Macanay, wenn man der Inquisition ein Oberhaupt gäbe, welches weniger Standhaftigket als der Kardinal besäße, ihre Wirkung thun möchten, und die königliche Gewalt das Uebergewicht über die Gewalt des H. Officii behaupten würde. Der König hatte auch schon wirklich nach dem Rathe einiger Personen, den P. Robinet, und des Macanay Bruder, einen Dominikanermönch, zu Häuptern der Inquisition ernannt. Robinet lehnte dieses Amt von sich ab, und das Tribunal weigerte sich, den Dominikaner anzunehmen. Es behauptete, daß, nach Inhalt des mit Ferdinand, dem Katholischen, errichteten Concordats, der Papst allein, und nächst ihm der Generalinquisitor zur Ernennung der Inquisitoren berechtigt wären; das Tribunal würde durch die Ueberschreitung dieser einmal festgesetzten und bestätigten Regeln zerstört; und es stände zwar in der Gewalt des Königs, dasselbe aufzuheben, er wäre aber nicht vermögend, die Einrichtung desselben abzuändern.

Mitten unter diesen Streitigkeiten wurde die Sache von Tage zu Tage verwirrter, weil der Papst keinen andern Generalinquisitor verstatten wollte, und der König dem Kardinal sich zu vertheidigen, erlaubt hatte. Endlich aber trug die Ankunft der neuen Königin zur Abhelfung so vieler Uebel bey. Der König hatte die Anordnung gemacht, daß sie, ohne die Staaten des Kaisers zu betreten, ihren Weg über Genua nehmen, und mit dem Geschwader des D'Andreo Pez nach Spanien hinüberkommen sollte. Die Prinzessin mußte daher über die rauhen Gebirge reisen, die das genuesische Gebiet von dem parmesanischen absondern. Sie kam den

26.

26 September zu Sestri di Levante an, und schiffte sich den 30. auf der Hauptgaleere des Herzogs von Tutsi ein, die von einem Galeerengeschwader der Republik bedeckt wurde. Der Kardinal Aquaviva, der Marquis Scoti und der Marquis Maldachini begleiteten die Königin. Sie hatte auf dem Meere so viele Beschwerlichkeiten ausgestanden, daß sie ihren Weg zu Lande zu nehmen beschloß. Sie reiste den 6. October aus der Vorstadt S. Pietro d'Arena ab, begleitet von der Prinzessin Piombino, die ihr als Camarera-Mayor diente, und von ihrem gewöhnlichen Hofstaat, der ihr bis an die spanische Grenze folgen sollte; und da sie nicht durch das Modenesische reisen, und sich nach Turin begeben konnte, ohne das Gebiet von Mailand zu berühren, so ließ sie sich in einem Tragsessel über die genuesischen Gebirge bringen. Ludwig XIV ließ ihr, da sie durch seine Staaten kam, alle ihr gebührende Ehrenbezeugungen erweisen, und sie schickte den D. Carlos Grillo an ihn ab, um ihm dafür zu danken. Weil sie zu Lande ankam, so ließ man ihren Hofstaat aus Alicante weiter hinauf reisen. Der König ging ihr bis Guadalazara entgegen, und die Prinzessin Ursini bis Padraque, der Abt Alberoni, der sogleich nach dem Schlusse der Vermählung mit dem Charakter eines ausserordentlichen Gesandten des Herzogs von Parma war bekleidet, und von seinem Herrn in den Grafenstand erhoben worden, reisete noch weiter, die verwittwete Königin verfügte sich von Bayonne nach S. Jean pied de Port, um sich mit der Königin Elisabeth, ihrer Nichte, zu unterreden. Ihre Unterredung währte zwei Stunden; und der Kardinal del Giudice, ob er gleich abwesend war, hatte einen starken Einfluß in die Entschließungen, die man daselbst faßte. Er hatte Bayonne nicht verlassen wollen, damit man ihn nicht als den Urheber des Entwurfs, den die beyden Königinnen anlegten, betrachten möchte, und weil er nicht wußte, wie ihn die junge Königin aufnehmen würde, weil er so unglücklich gewesen war, sich die Ungnade des Königs zuzuziehn. In Bayonne hatte er verschiedene Unterredungen mit der verwittweten Königin gehalten, und leicht ihre Gewogenheit gewonnen, weil sie beide Feinde der Prinzessin Ursini waren, und sie aus Spanien verdrängen zu können wünschten, in der Hoffnung, ihre Abwesenheit würde sie ein besseres Glück erreichen lassen. Der Kardinal steckte dieser Prinzessin so starke Gründe vor, in

der

der Absicht, sie sollte von denselben bey der neuen Königin Gebrauch machen, daß sie auch die erwartete Wirkung thaten; denn es gelang der verwittweten Königin, ihr nicht allein die schlimmste Meinung von der Prinzessin Ursini beizubringen, sondern auch ihre Gewogenheit auf den Kardinal zu lenken. Man weiß nicht genau, die Verabredungen, die zu St. Jean-pied de Port zwischen den beiden Königinnen getroffen worden; gewiß aber ist es, daß die junge Königin bey ihrer Abreise von dem grenzenlosen Ansehen der Prinzessin Ursini, von ihrer Herrschsucht und von ihren harten Grundsätzen, welche dahin abzweckten, alle diejenigen von dem Könige zu entfernen, die sie nicht für ihre Freunde und Anhänger hielt, wohl unterrichtet war. Alberoni, der ihr in Pamplona aufwartete, bestärkte sie in den Gedanken, daß es unmöglich wäre, die Prinzessin Ursini länger am Hofe zu dulden, da er als Minister des Herzogs, ihres Oheims, die Gelegenheit fand, ihr freymüthig vorzustellen, daß sie mit dieser Frau niemals ein ruhiges Leben führen würde; wobey er auch zugleich zu seinem eignen Vortheil arbeitete, weil es ihm dünkte, daß die Abwesenheit der Prinzessin ihm einen freyern Zutritt zur Königin verschaffen, und daß sein Ansehen dadurch wachsen würde. Alberoni, der stets ein Freund des Kardinals del Giudice gewesen war, machte der Königin von ihm eine vortheilhafte Schilderung, obgleich das Gerüchte umherging, daß er ihn, da er in Ungnade gefallen, verlassen hätte, um der Prinzessin Ursini seine Ergebenheit zu bezeugen.

Die Königin kam, erfüllt mit diesen Vorstellungen in Yadraque an, wo sie die Prinzessin Ursini vor sich fand, die nach Abstattung der ersten Höflichkeiten, ihr gleich sagte, sie wäre in einer so kalten Nacht allzuspät angekommen, und hätte sich auch nicht nach der Mode gekleidet. Die Königin wurde über die Art, womit die Prinzessin ihr eine Lehre gab, die ihr übel angebracht zu seyn schien, so entrüstet, daß sie dem Befehlshaber der Leibwache, die sie zu ihrer Bedeckung begleitete, mit lauter Stimme den Auftrag ertheilte, diese Thörin von ihr zu entfernen, sie in eine Kutsche zu setzen, und sie über die Grenzen von Spanien hinaus, wegzuführen. Die Prinzessin hatte viele Stärke des Geistes nöthig, um diesen Streich auszuhalten, und die Königin mußte noch

weit

weit mehr besitzen, daß sie denselben, ehe sie noch den König gesehen hatte, auszuführen wagte. Man gehorchte ihr unverzüglich, ohne den Anbruch des Tages zu erwarten, und führte die Prinzessin in der kältesten Nacht eines sehr strengen Winters, unter Bedeckung einer Wache, in ihrer eignen Kutsche, auf dem beschwerlichsten Wege bis an die spanische Grenze. So mußte diejenige, die in dem Glanze und Range einer Camarera-Major, einer Oberhofmeisterin des Prinzen von Asturien und der Infanten erschienen war, Spanien verlassen.

Kein Vorfall erregte in diesem Jahrhunderte mehr Verwunderung und Erstaunen. Man weiß nicht, was der König davon dachte. Einige behaupten, der Streich wäre mit seiner Genehmigung ausgeführt worden; andere versicherten, ihre Entfernung käme von dem Könige von Frankreich her, der auf Anrathen des Kardinals del Giudice die Veranstaltung dazu getroffen hätte; und noch andere glaubten, der Herzog von Parma habe um alles gewußt. Unsere Meinung ist, daß dieser Sturm sich zu S. Jean-pied de Port zusammenzog. Die Königin gab dem Könige von dem, was sich zugetragen hatte, sogleich Nachricht; sie schickte hierauf den Abt Alberoni an ihn ab, und langte endlich selbst in Guadalaxara an, wo sie von ihrem Gemahl mit der größten Zärtlichkeit empfangen wurde. Der König billigte den Schritt, den sie gethan hatte, befahl, die Prinzessin Ursini sollte ihre Reise bis über die Grenzen von Spanien hinaus fortsetzen, und ließ ihre Meubeln, ihre Juwelen, ihre Briefschaften, und alles, was sie in Madrid zurückgelassen hatte, ihrem Stallmeister übergeben.

Die Ankunft der neuen Königin, noch mehr aber die Abreise der Prinzessin Ursini, erfüllten den Hof mit Freude. Die Spanier, welche die junge Königin, gleich bey ihren ersten Schritten zum Throne hin, ein Unternehmen, das so schwer zu bewerkstelligen schien, mit so vieler Entschlossenheit hatten ausführen sehen, faßten von ihr eine hohe Meinung. Die Hochachtung, die man für sie hegte, entsprach ihren großen Eigenschaften, der Lebhaftigkeit ihres Geistes, ihrem Scharfsinn, ihrer weitausgedehnten Staatsklugheit, und besonders der Geschicklichkeit, womit sie die Liebe des Königs gewann, der sich jeden Tag neue Mühe gab, ihr zu gefallen;

überreichen; der Vorzugsweise den erhabnen Titel des katholischen Königs führte.

Diese Gründe überzeugten den religiösen Geist des Königs, und er ließ am 10. Februar eine Verordnung ergehen, durch welche er allen seinen Tribunalen den Befehl ertheilte, ihm freymüthig die Nachtheile anzuzeigen, die der Staat oder die Religion unter dem vorigen Ministerio erlitten hätten; er gestand, daß er übel wäre berichtet worden, und also wohl Dinge hätte billigen können, die mit dem Plane des Verhaltens stritten, das er zum Besten seiner Reiche und zur Lauterkeit der Religion beobachten wollte. Diese Verordnung, in welcher der König sich selbst anzuklagen schien, wurde von denjenigen getadelt, welche die Standhaftigkeit mit der Hartnäckigkeit, die sie als eine heroische Tugend ansehen, verwechseln: der Kardinal del Giudice war der Urheber derselben, und seine Feinde betrachteten den Rath, den er dem Könige dazu gab, als ein Merkmal des Stolzes und als eine eitle Prahlerei mit seinem Triumphe. Dem sey nun, wie ihm wolle, so vollendete der Kardinal, was er so gut angefangen hatte, und der König befahl dem Orry, nach Frankreich zurückzukehren, und verstattete ihm nur wenige Stunden, um aus Madrid abzureisen. Macanay entfloh gleichfalls nach Frankreich, und nahm seinen Aufenthalt zu Peau, der Hauptstadt von Bearn. D. Luis Curiel kam an den Hof zurück und wurde in seiner Bedienung, und allen ihm gebührenden Ehrenbezeugungen wieder hergestellt. Man gab dem Rathe von Kastilien seine alte Gestalt wieder, indem man die überflüssigen Präsidentenstellen aufhob: mit den übrigen Tribunälen verfuhr man auf gleiche Weise. Kurz, alle Angelegenheiten erhielten eine andere Gestalt, und Spanien genoß nunmehr eine unerwartete Ruhe, die zwar nicht von langer Dauer war, gleichwohl aber diesem Staat einige Augenblicke Erholung verschaffte. Da der P. Robinet, ein stolzer, eigensinniger Mann, der niemals jemanden anders, als nur dem Könige zu gefallen gesucht hatte, den neuen Gang wahrnahm, den die Angelegenheiten nehmen würden; so überredete er diesen Prinzen, daß der P. d'Aubenton den Spaniern, deren Hochachtung er sich bereits erworben hatte, angenehmer seyn würde, und bat ihn um die Erlaubniß, sich nach Frankreich entfernen zu dürfen. Philipp ließ sich

beydes

beydes gefallen, und ohne Zeitverluſt den P. d'Aubenton, einen gelehrten und ſanftmüthigen Geiſtlichen, den er zu ſeinem Beichtvater ernannte, aus Rom herüber kommen. Indeſſen ward dieſe Wahl von einigen neuen Miniſtern nicht gebilligt, weil d'Aubenton über das Gemüth des Königs, deſſen Gewiſſensführer er von ſeiner Kindheit an geweſen war ſtets eine große Gewalt gehabt hatte. Man erklärte den Kardinal del Giudice zum Staatsminiſter, und übertrug ihm alle auswärtigen Geſchäfte. Er beſaß in dieſem Departement keine uneingeſchränkte Gewalt, aber alle fremde Miniſter mußten ſich mit ihm unterreden, und er ſtattete von ihren Eröffnungen dem Könige allein Bericht ab, nachdem er vorher das Gutachten des Staatsraths eingezogen hatte. Der Prinz von Cellamare wurde zum Oberſtallmeiſter der Königin ernannt, und hatte dieſe Ehrenſtelle dem Alberoni zu verdanken, deſſen Anſehen jeden Tag höher ſtieg; und damit nicht ein Mann von einem erhabenen Geiſte und bekannt mit den Ränken des Hofes, ſich in die Gunſt der Königin einſchmeichelte, ſo ließ er ihr zum Beichtvater den D. Domingo Guerra geben, einen Mann, der die Ruhe liebte, keinen Ehrgeiz beſaß, und ein tugendhaftes Leben führte, deſſen Verdienſte aber wirklich allzueingeſchränkt waren, als daß er die ihm aufgetragene wichtige Stelle würdig bekleiden konnte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Buchbinderei
SCHWAB
nohen